

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

N^o. 21.

Dritter Jahrgang.

1867.



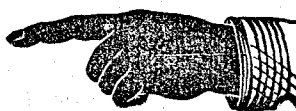
Probenummer!

Wenn ich dies Blatt hier ausposaune,
Geschieht es nicht aus Narrenlaune.
An Kappe und an Schellenband
Wird keineswegs der Narr erkannt,
Vielmehr seht meinem Ernst Ihr's an:
Ich bin ein grundgelehrter Mann.
Nur lieb' ich's nicht zur Schau zu tragen,
Weil Grundgelehrte nicht behagen.
Womit sie Hirn und Ohr zerquälen,
Kann ich in Scherz und Spiel erzählen.



Drum bin ich überall beliebt und populär,
Pränumerirt!

Dort



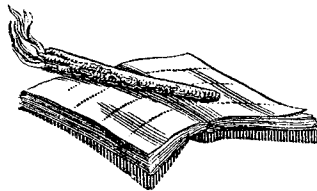
harrt der Colporteur.

Das Blatt erscheint zehnmal in jedem Jahr,
Es kostet jährlich einen Thaler baar
Und ist in Königsberg bei Seidel zu
erhalten,
Wie außerhalb bei allen Postanstalten.

Der heilige Rock.

Wie König Drendel ihn erwirbt, darin die schöne Breide und das heilige Grab gewinnt und ihn endlich nach Trier bringt.

Vortrag des Tribunalsrath Dr. Neusch.



Vorwort.

Der Evangelist Johannes berichtet Cap. 19. Vers 23. 24., daß die römischen Kriegsknechte, als sie unsern Heiland gekreuzigt hatten, seine Kleider unter sich theilten, außer dem Rocke, den sie, da er ohne Naht in einem Stücke gewebt war, nicht zerschneiden mochten und daher verloosten. Dieser ungenähte Rock war also ganz erhalten und wurde, wie uns die alte Legende berichtet, von König Drendel erworben und nach Trier gebracht. Hier bewahrten ihn die Bischöfe als eine heilige Reliquie auf und zwar, seitdem er einst entwandt worden war, so heimlich und argwöhnisch, daß v. d. Hagen, welcher 1823 das altdeutsche Heldengedicht von Drendel aufgefunden hatte und daher auch den darin gefeierten Rock selbst zu sehen begehrte, sich mit der Anschauung einer Abbildung begnügen mußte. Indes hatten päpstliche Bullen reichen Ablass an die Reliquie geknüpft, und dies schon 1512 ihre feierliche Ausstellung veranlaßt, welche im Jahre 1844, am Tage der heiligen Helena (den 18. August) wiederholt wurde. Dadurch ließ sich v. d. Hagen bestimmen, das Drendel-Lied, welches er Anfangs dem deutschen Heldensuche anzureihen gedachte, sogleich besonders herauszugeben.

Das Gedicht, dessen Autor man nicht kennt, dessen Abfassung man aber in das 12. Jahrhundert verlegt, zählt in der Handschrift von 1477 nicht weniger als 3925 Reimzeilen, und es erfordert in der That keine geringe Geduld, um sich durch die langspürige Form zu dem kernigen Inhalte durchzuarbeiten. Die Arbeit ist aber belohnend und zog mich damals so an, daß ich eine auszugswiese Nachdichtung versuchte, welche bisher unter meinen Akten geschlummert hat, mir aber neuerdings, da eine dritte Ausstellung des heiligen Rocks erwartet wurde, wieder in Erinnerung kam.

Ich habe in meiner Bearbeitung die schöne Sage selbst treu bewahrt, auch — wo es die Würde des Gegenstandes erheischte, ihren gläubigen Ernst. Dennoch hat sich in die ganze Darstellung eine gewisse Laune eingeschlichen, welche im Anstaunen der ungesügten Heldengestalten unseres deutschen Alterthums nicht wohl ausbleiben mag, hoffentlich jedoch dem oft wahrhaft poetischen Schwünge der Legende keinen zu bedeutenden Eintrag gethan hat. Jedenfalls wird man meine Bearbeitung, glaube ich, mit mehrerem Genuße und in weiteren Kreisen lesen und verstehen, als das alte Gedicht, selbst mit bekannter Meisterschaft eines Simrock's übersetzt, und dahin, daß die deutschen Sagen genießbar und genußreich gemacht werden, geht eben mein Streben,

wie ich bereits in dem Vorworte zu meinen „Nordischen Göttersagen“ (Berlin 1865) ausgesprochen habe.

Schließlich will ich für Freunde des deutschen Volksthum's noch hinzufügen, daß einige Namen und Gestalten im Drendel-Liede mit bekannteren zusammengestellt werden, als: Drendel selbst mit Dervandil, Breide mit Berchta, Eise mit Isan. Vergl. v. d. Hagen I. c. Seite XX. not., Grimm, deutsche Mythologie Ausg. 2. S. 347. 348., Simrock, Handbuch der deutsch. Myth. Ausg. 2. S. 267. 268. 300. 390. 402. Ettmüllers Herbstabende und Winternächte, Stuttgart 1865., B. 1. S. 203. ff.



1.

1. So segensreich die Stunde war,
Die uns die reine Magd gebär,
So hoch war auch der Tag beglückt,
Da unser Herr die Welt erblickt;
Drum soll's mir heute wohl gelingen,
Das Lied von seinem Rock zu singen!
Er ward gemacht — und das ist wahr —
Von eines grauen Lämmleins Haar,
Ihn spann in heil'ger Freudigkeit
10. Maria selbst, die reine Maid,
Und wo der Delberg sich erhebt,
Hat ihn Sanct Helena gewebt.
Sie webte ihn mit Kunst und Fleiß,
Daß er nicht trenne und nicht reiß',
In einem Stück gar säuberlich,
Und nirgend war ein Nadelstich.
Als nun die Prüfungszeit begann,
Zog ihn der Heiland selber an,
Und fastete — wie ich Euch sage —
20. Darinnen ganzer vierzig Tage,
Auf daß mit seinem Dulder-Sinne
Er uns der Hölle abgewinne.
Nun wißt ihr's alle wohl genug
Aus unserm alten heil'gen Buch,
Wie Judas durch den falschen Kuß
Den theuren Herrn verrathen muß,
Und wie die Juden sündhaft wagen,
Den Heiland an das Kreuz zu schlagen.
Sie legten ihn ins tiefe Grab. —
30. Da zog ein Greis sein Käppchen ab,
Der schon seit dreiunddreißig Jahr
Herodes treuester Diener war,
Und sprach: „Von deiner Gnade Thron
Erstleht' ich heute mir den Lohn
Für meine Dienste früh und spät.

Gieb das Gewand mir ohne Naht,
Den grauen Rock von Wollentuch,
Den einst der Christen Pred'ger trug!“

Herodes sprach in hoher Eulb:

40. „Der Rock bezahle meine Schuld!“
Und kaum entschlüpfte ihm das Wort,
War mit dem Rock der Jude fort,
Besah ihn gierig hin und her
Und fand, daß er noch blutig war.
Drum lief er an den nächsten Brunnen,
Wusch ihn und legt ihn in die Sonnen,
Wusch abermals und wand ihn aus,
Allein das Blut ging nicht heraus.
Denn also unser Herr gebot:
50. „Es soll mein Blut so rosenroth
Zum Zeichen meiner Todespein
In diesem Rock untüchtig sein!“
2.
Dem alten Juden war's fatal,
Allein geschenkt ist doch einmal
Der schöne Rock, drum — was zu thun?
Vertragen mußte er ihn nun.
Und wo Herodes kam und sah,
Stand schon sein treuer Diener da
Im grauen Rock, besetzt mit Blut.
60. „Nein — rief der Fürst in Jorues Wuth —
Nein länger halt' ich es nicht aus,
Es muß der Rock aus meinem Haus!
Legt ihn in jenen Sarg von Stein
Und senkt ihn tief ins Meer hinein!“
Ein Pinien-schiff ward stracks bemannt,
Trotz Sturm das Segel aufgespannt;
So schoß es nach des Herrn Begehr
Wohl hiezig Meilen auf das Meer,
Und wo nicht Loth nicht Anker fassen,
70. Da ward der Sarg in See gelassen.
Nun — rief der Bootsmann — hast du Ruh',
Auf ewig deckt die Fluth dich zu!
Mit Donner fuhr der Stein hinab,
Hinunter in das Wogen-Grab,
Und die Sirene, die umgankelt
Vom grünen Tang, auf Muscheln schaukelt
In ihres Meer's kristallnem Schooß,
Erbebt von dem gewalt'gen Stoß.
Sie theilt die Fluth mit schlanken Armen,
80. Des Ankömmlings sich zu erbarmen,
Erbricht mit Riesenkraft den Block:
Da steigt empor der graue Rock
Und von der Wellen Spiel umwoben,
Wird er gar bald an's Licht gehoben.
Nun schwamm er auf dem wüsten Meer
Drei Sommertage kreuz und quer,
Bis endlich grauser Sturm entstand
Und ihn verwarf an fernes Land,
Allein zugleich — so sagt das Buch —
90. Neun Klaster hoch mit Sand betrug.

3.

So war der graue Rock begraben.
Doch was die falschen Wogen gaben,

Und wär's dem Bettler kaum ein Fund,
Sie ziehn es wieder in den Grund.
So legte Fluth auf Fluth den Sand
Des Grabes leise von dem Strand;
Kaum war das achte Jahr verronnen,
So lag der Rock schon an der Sonnen.

100. Just kam der alte Tragemund
Vorüber, dem viel Weisheit kund.
Geblickt auf seinen Pilgerstab
Zog er nach unsres Heilands Grab.
Das här'ne Kleid war längst zerfist,
Der nackte Fuß von Dorn gerist,
Doch durch des heil'gen Eifers Gluth
Erstarkt im Herzen ihm der Muth,
Und rüstig geht er seine Fahrt,
Als er — den grauen Rock gewahrt,
Den neckisch Wellen schon berühren,
110. Um ihn zum Mitgang zu verführen.
Da bleibt der Pilger plötzlich stocken,
Es spielt in seinen weißen Locken
Der Wind, und eine Thrän' entquillt
Dem starren Auge dankerfüllt.
„So — sprach er mit gefalt'nen Händen —
So willst du mir, Aggür'ger, spenden
Die Kleider, deren Herrn die Wogen
Vielleicht schon in die Tiefe zogen!“
Und preisend Gottes hohe Gnade
120. Beugt er sich nieder zum Gefade
Und taucht das Röcklein in die Fluth,
Denn ach — das Röcklein war voll Blut.
Gar emsig wäscht der Pilgermann,
Da hebt das Blut zu fließen an;
Es rinnt so warm, es rinnt so stark,
Als wär' der Rock von Wein und Mark.
Voll Staunen sieht es Tragemund
Und er erkennt des Wunders Grund.
„Nein — rief zum Himmel er gefehrt —
130. Ich bin nicht solchen Kleinods werth!
Den Rock hat einst mein Herr getragen,
Als Menschen ihn an's Kreuz geschlagen.
Das theure Blut entrinnt auf's Neue,
Ein Zeichen seiner ew'gen Treue,
Und keinem Sünder ziemt dies Kleid!“
Er warf es in die Fluthen weit
Und fördert betend seine Schritte.
Da hebt sich aus des Meeres Mitte
Ein Wallfisch, und mit Wohlbehagen
140. Schlingt er den Rock in seinen Magen.
So schwamm der Rock — und das ist wahr —
Im Wallfischbauch acht volle Jahr,
Und blieb dem Menschengaug' entwandt,
Bis ihn Drendel wieder fand.

4.

Es saß ein König wohlbekannt,
Fürst Eigel ward er uns genannt,
Zu Trier. Es durft' ihm Niemand gleichen,
Er herrschte ob zwölf Königreichen.
Von seinen Söhnen allen dreien
150. Moht Drendel der Liebling sein.



Gar tugendhaft und wohlgestalt
Ward er nun dreizehn Jahre alt,
Und kampfgelübt auf Speer und Schwert,
Von den Vasallen hochgeehrt.
Da gab ihm am Sancti Stephans Tag
Der alte Herr den Ritterschlag:
Doch jener wandelt zur Kapelle,
Er wirft sich auf die heil'ge Schwelle
Und steht in demuthvollem Sinn

160. Zur reinen Himmelskönigin:
„Mein Schwert, noch unbefleckt von Blut,
Maria hab's in deiner Hut,
Daß es die Wittwen und die Waisen
Als ihren Schutz und Retter preisen,
Und nimm, erlöst vom Sündenbann,
Mich selbst zu deinem Ritter an!“

Da nickte freundlich, engelstild
Die Magd aus ihrem Heilgenbild,
Und neuen Wesens umgeschafft

170. Führt er im Arme Kriegerkraft
Für Heldenthaten sonder Zahl.
Alein noch fehlt ihm ein Gemahl,
Ein holdes Weib, an dessen Seite
Der matte Kämpfer ruh' vom Streite.

Herr Eigel war ein kluger Mann,
Gleich merkt er's seinem Söhnlein an,
Und sprach bedacht: „Von unsern Magen
Wißt' ich dir keine vorzuschlagen.
Doch drüben über jenen Meeren

180. Lebt eine Fürstin hoch in Ehren,
Die wohl gezielte deiner Hand,
Die Königin vom Heidenland.
Sie herrscht auch ob dem heil'gen Grabe,
An Gold besitzt sie reiche Habe,
Und endlich ist die holde Breide
Die allerhöchste aller Maide!
Magst du dir ihre Hand erwerben,
Mein Königreich sollst du erben!“

Entschlossen war der Prinz im Nu.

190. Er sprach: „Das trau' ich wohl mir zu.
Ich fahre gern zu Gottes Ehr'
Zum Heidenlande über Meer,
Daß ich das heil'ge Grab erschau'
Und mir gewinn' die schönste Frau.
Laßt zimmern zweiundsechzig Masten,
Laßt sie mit Mundvorrath belasten,
Mit Trank und Speise auf acht Jahr;
So übernehm ich die Gefahr!“

5.

- Da kamen Meister und Gesellen,
200. Man hörte nichts, als Bäume fallen,
Und als das dritte Jahr vergangen,
Sah man die muntern Segel prangen.
„Nun — sprach Herr Eigel hocherfreut —
Mein Sohn, die Schiffe sind bereit!
Viel Kön'ge dienen meiner Krone,
Herzoge, Grafen und Barone
Und edle Ritter, brav und kühn;
Sie alle sollen mit dir ziehn,

- Sie sollen treu, wie meiner Krone,
210. Im Wagniß dienen meinem Sohne!“
Doch Drendel voll Wehmuth spricht:
„Ach, hoher Herr, gebietet nicht,
Den Rittern auf die Fahrt zu gehn!
Sie könnten leicht nicht wiedersehn
Ihr Haus und Hof, ihr Weib und Kind.
Und wenn sie dann begraben sind,
Im tiefen Meer, wie wollt ihr geben
Zurück dem Weib des Gatten Leben,
Den Kindern ihres Vaters Brust?“

220. Mein überlaßt's der eignen Lust!
Es komme mit wer seine Seel
Geweihet dem heiligen Gabriel,
Wer, um des Heilands Grab zu werben,
Nicht achtet auf des Leib's Verderben!“

Da hieß der Prinz zwei große Wagen,
Die voller goldner Sporen lagen,
Mit Rossen auf den Hofplatz fahren.
Dort lagerten die Ritterschaaren,
Und in der Eilen Angesicht

230. Ward hoch ein Sporenberg geschicht't.
Daran so hatten unermüdet
Zwölf Schmiede Tag und Nacht geschmiedet,
Und kunstvoll war das Werk vollführt,
Daß jedes Auge danach giert.

Drauf Drendel: „Ihr Freund' und Magen,
Die Sporen sind für uns geschlagen!
Sie strahlen hell von Goldesröth,
Doch führen sie in bitter Noth.
Drum laßt euch nicht vom Glanze blenden,

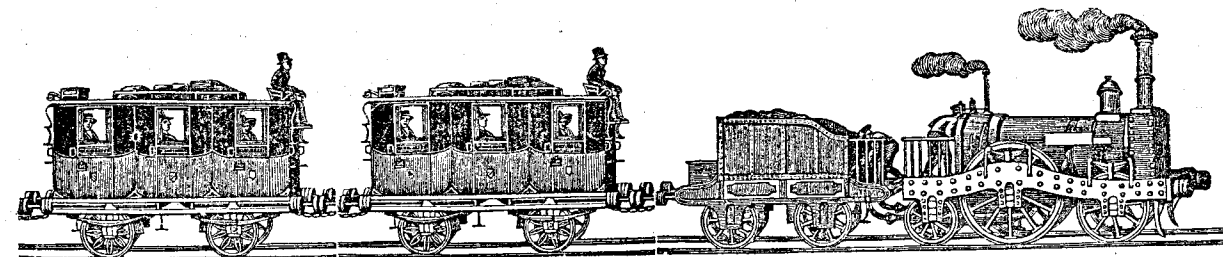
240. Das Glück kann sich in Unglück wenden;
Nur wer dem Leben ernst entsagt,
Ergreift die Sporen unverzagt!“
Da sind sie alle aufgesprungen,
Die alten Ritter wie die jungen,
Ein jeder hat die glüh'nen Sporen
Zum heil'gen Kampfe sich erkoren,
Und nur ein Paar blieb unberührt,
Weil es dem Königssohn gebührt.

6.

- Die Mosel ab, den Rhein hinunter
250. Wehn zweiundsechzig Wimpel munter.
Noch rinnt der Hinterlassnen Zähre,
Da gleiten auf dem Weltenmeere
Die Kiele schon im Wogentanze,
Und auf der Waffen wildem Glanze
Malt sich der Sonne heiter Bild.
Der Himmel blau, die Lüfte mild,
Läßt bald das ferne Leid vergessen;
Alein die Stunden sind gemessen,
In denen uns das Glück entzückt.

260. Der Horizont wird rings umrückt
Von dunkler Wolken Unheilszahl,
Hernieder fährt der Feuerstrahl
Des Blizes durch die schwarze Nacht,
Und von dem Sturm geschleudert kracht
Die Woge schäumend an den Bord.
Sie treibt die Schiffe pfeilschnell fort,

- Und als die Elemente rasten,
Stehn fest im Klebermeer die Masten,
So fest gerammt auf Zeit des Lebens,
270. Daß alle Menschenkraft vergebens.
Schon saßen sie das dritte Jahr,
Da ward Maria es gewahr.
Und sprach zu dem geliebten Sohne:
„Drendel ist der Ritter Krone,
Dort liegt er fest im Klebermeer,
Errette ihn zu meiner Ehr!“



Pompeji seit dem Jahre 1850. *)

Vortrag von D. Fabricius.

Reinliche Gassen breiten sich aus; mit erhöhtem Pflaster
Zieheth der schmälere Weg neben den Häusern sich hin!
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Deffnet die Läden geschwind und die lang' verschütteten Thüren!
In die schaurige Nacht falle der lustige Tag!

Als Schiller mit diesen Distichen die Ausgrabungen in Pompeji begrüßte, waren die Theile der Stadt, auf die sich die Verse vornehmlich beziehen, noch nicht dem staunenden Jahrhundert aufgedeckt. Die schöpferische Phantasie des Dichters löste den Zauber, der noch auf dem größten Theile der Stadt lag, mit jener eigenthümlichen Divination, die den großen Genien besonders verliehen zu sein scheint. Erst seitdem das einige Italien durch die Vertreibung des Neapolitanischen Königs aus seiner Hauptstadt aufgehört hat, ein bloßer Wunsch zu sein, sind auch die Theile Pompeji's aufgedeckt worden, die uns eine klare Einsicht in das Treiben des Volkes selbst gestatten. Aber dies war nicht das Verdienst Garibaldi's, des Befreiers von Neapel, sondern erst die seiner Dictatur folgende Regierung Victor Emanuels wußte den Mann zu finden, der für Pompeji eine neue Aera begründete. Unter den extravaganten Handlungen Garibaldi's, dieses so ehrenwerthen, aber so leicht mißleiteten Mannes, war keine unsinniger, als das Dekret, welches Alexander Dumas an die Spitze der Ausgrabungen in Pompeji und aller Museen des Königreichs setzte. Es sollte dies eine Belohnung für die vielen Unannehmlichkeiten sein, die derselbe ihm dadurch bereitere, daß er sich ihm freiwillig als Historiograph für die berühmte Expedition nach Sicilien und Calabrien anbot. Der Romanschreiber erhielt als amtliche Wohnung einen königlichen

*) Vergl. Unterh. Nr. 2., Seite 18. Anm.

- O, laß den Wind, der ihn verstoßen,
Auch jetzt zu seinem Heile toben!“
Nun fuhr nach unsres Herrn Befehle
280. Der Sturm auf's Neu' aus seiner Höhle,
Blies in die Segel Stoß vor Stoß
Und macht die Helden wieder los.
Sie aber sandten dankerfreut
Ein heiß Gebet zur reinen Maid.

(Fortsetzung folgt.)

Palast, der auf einem der schönsten Plätze an der Bucht von Neapel lag; er wurde auf öffentliche Kosten erhalten, und vierzig Couverte waren ihm täglich von der Bürgerschaft bewilligt, um die fremden Gäste, die er um sich versammelte, zu bewirthen. Wir wollen nicht den Gerüchten Gehör geben, welche sich in Neapel über das, was hinter den Mauern vor sich ging, verbreiteten, und das sogar die Bewohner der freiesten Stadt des freien Italiens in Erstaunen setzte. Auf jeden Fall waren die Reize dieses fürstlichen Lebens der Art, daß Dumas nicht gesonnen war, sie ohne Kampf aufzugeben, und es geschah nur nach vielem Widerstreben, daß er der neuen Regierung den Palast einräumte, der für Nationaleigenthum erklärt worden war. Man muß gestehen, daß niemand als Dumas selbst lebendiger erfüllt war von der Thorheit seiner Ernennung zum archäologischen Vorsteher von ganz Süditalien; er besuchte nur ein einziges Mal Pompeji; er bekümmerte sich weder um die Ausgrabungen noch um die Direction des Museums und trat so unbemerkt aus seinen Funktionen, daß er sie zu üben aufhörte, ohne seine Ernennung gemeldet zu haben.

Die neue Regierung suchte nach dem geeignetsten Manne, das Amt eines Aufsehers über die Ausgrabungen in Pompeji auszufüllen. Als den einzigen dazu passenden bezeichnete die öffentliche Stimme Giuseppe Fiorelli. Er gehörte zu einer Klasse von Menschen, die in den schlechtesten Zeiten Italiens nicht selten gewesen sind. Vielsach gebildet, ein gewiegter Gelehrter, und wohl bewandert in der Archäologie seines Landes, aber trotzdem sehr bescheiden und zurückgezogen, fristete er sein Leben mit den geringsten Mitteln; dabei war er enthusiastisch bei der Verfolgung seines Lieblingsstudiums und berecht in der Darstellung seiner Resultate. Er liebte die Erinnerungen und Ueberlieferungen seines großen Vaterlandes und war von liberalen, aber gemäßigten politischen Ansichten. In dem frühen Alter von 23 Jahren ward er von dem Congreß der Gelehrten, die sich aus allen Theilen Italiens in Genua versammelt hatten, zum Vizepräsidenten gewählt, weil er schon damals bereits einen europäischen Ruf erlangt hatte. Gerade dieser Mann war mit jeder

Grausamkeit und jedem Schimpf unter der von Priestern beherrschten Regierung von Neapel behandelt worden. Als er von Genua zurückkehrte, hatte man ihn zum Direktor der Arbeiten in Pompeji ernannt. Sein erstes Bemühen war gewesen einiger Maßen eine anständige Verwaltung einzuführen und dem System des Diebstahls und der Erpressung ein Ende zu machen. Sogleich wurde er bei der Regierung von denen, deren gottlosen Zwecken er entgegen trat, als ein gefährlicher Liberaler denunziert. In Folge davon ward er in eins der schmutzigen Gefängnisse in Neapel geworfen und blieb dort ein Jahr lang. Seine Unschuld war so klar, daß sogar ein neapolitanisches Gericht keine Klage gegen ihn begründen konnte. Man mußte ihn nothwendiger Weise frei lassen. Nichts desto weniger wurde er für die Regierung ein Gegenstand der Verfolgung. Ein Manuscript über die Geschichte der Ausgrabungen in Pompeji, welches er mit großem Fleiße vorbereitet hatte, wurde ihm von der Polizei genommen und niemals zurück gestellt. Seiner Stelle beraubt und in die äußerste Armuth gebracht, sah er sich gezwungen sein täglich Brod dadurch zu verdienen, daß er Asphalt-Pflaster legte. Des Königs Bruder, der Graf von Syrakus, selbst ein Befürworter der Archäologie und ein Sammler von Schätzen des Alterthums, hatte von Fiorelli gehört und war ihm auch darum schon zugethan, weil er als liberal denuncirt ward. Er schickte nach ihm und ernannte ihn zu seinem Privatsekretair. Nun hatte er neben seinen eignen Sünden des Liberalismus noch diejenigen zu tragen, die von seinem Freunde und Gönner begangen wurden. Die Polizei empfing Befehl ihn zu arrestiren, wo sie ihn auch finden möge, und seine literarischen Arbeiten wurden dadurch vereitelt, daß man eine Druckerpresse, die er beschäftigte, mit Beschlag belegte. Er blieb eine Zeitlang im Hause des Prinzen versteckt, welcher ihn zuletzt nur an Bord eines Dampfers sicher glaubte, der ihn in's Exil führte. Nach der Vereinigung Neapels mit dem übrigen Italien kehrte Fiorelli zurück und wurde zum Inspektor der Ausgrabungen in Pompeji ernannt, für welches Amt er so ausgezeichnet qualificirt war.

Mit dieser Ernennung Fiorelli's beginnt eine neue Aera für Pompeji. Bis dahin waren die Ausgrabungen ohne einen vernünftigen bestimmten Plan veranstaltet worden. Das Ziel derer, welche sie leiteten, war, so viele Gegenstände von Werth als möglich zu finden, um die schon bedeutende Sammlung im königlichen Museum zu vergrößern. Keine sehr sorgfältige und genaue Beobachtungen wurden deshalb gemacht, während die Erde und der Schutt eilig und sorglos entfernt wurden; bedeutende und interessante Thatfachen blieben unerwähnt, und die Mittel viele Einzelheiten der Architektur der entdeckten Gebäude wieder herzustellen, wurden vernachlässigt. Fiorelli hatte bemerkt, wie viel dadurch geschehen konnte, daß man die vulkanischen Ablagerungen mit Sorgfalt und nach einem regelmäßigen Systeme entfernte, und indem man Notizen machte von jedem Kunstwerk oder jedem Fragment, welches die Wiederherstellung eines Theils der begrabenen Gebäude möglich machen konnte. Die Art und Weise, wie er verfuhr, war folgende. Die Ausgrabungen werden begonnen, indem man an der Oberfläche die vegetabilische Erde, in der es keine Trümmer giebt, entfernt. Die vulkanischen Substanzen, entweder lapillo oder verhärteter Schlamm, in denen

Kuinen von Gebäuden sein können, werden dann sehr allmählig fortgeschafft; jedes Fragment von Ziegelsteinen wird auf dem Plage gelassen, wo man es findet, und dort mit Stützen befestigt. Wenn verkohltes Holz entdeckt wird, so ersetzt man es durch frische Balken. Indem man so sorgfältig, was noch vorhanden war, in seiner ursprünglichen Lage ließ, und indem man wieder herstellte, was zerstört war, aber noch eine Spur zurückgelassen hatte, hat Fiorelli einen großen Theil der oberen Stockwerke der verschütteten Häuser entdeckt.

Eins der ersten und interessantesten Resultate des verbesserten Systems, nachdem die Ausgrabungen vorgenommen wurden, ist die Aufstellung eines vollständigen Hauses gewesen; er hat mit voller Sicherheit die Existenz des moenianum, einer vorstehenden Galerie oder eines Balkons, der über der Straße hing, bewiesen. Dieser Theil des römischen Hauses, der häufig auf Wandgemälden abgebildet ist, dessen Dasein aber in Pompeji bezweifelt und geleugnet ward, war von Ziegeln gebaut und wurde von starken hölzernen Balken und Stützen getragen; das Mauerwerk ist noch in manchen Fällen erhalten. Einige von diesen Galerien scheinen ganz offen gewesen zu sein gleich einem modernen Balkon, wie sie auf den Fresco-Gemälden dargestellt werden; andere bildeten einen oberen Theil der Zimmer des Hauses und waren mit kleinen Fenstern versehen, aus denen die Bewohner die Vorübergehenden sehen konnten. In den engen Straßen Pompeji's müssen die vorstehenden Galerien so nahe aneinander gewesen sein, daß sie die Strahlen der hochstehenden Sonne abhielten und einen angenehmen Schatten gewährten. Die oberen Stockwerke, die oft in größerer Zahl vorhanden zu sein scheinen, erreichte man auf Treppen von Ziegeln oder Holz; einige von diesen gemauerten Treppen sind theilweise noch erhalten, die hölzernen sind zerstört, aber die Oeffnungen für die Balken sind da, und das verkohlte Holz kann wieder erneuert werden. Nach Fiorelli's sorgfältigen und geistreichen Ergänzungen können wir jetzt eine römische Stadt bis in die kleinsten Details darstellen. Vorher hatten wir nur die nackten Wände, die nichts als eine Sammlung von unförmlichen Trümmern darboten. Wäre sein Plan von Anfang an befolgt worden, wäre die Lage jedes Stückes zur Zeit seiner Entdeckung fixirt worden, und wären die Fenster, Thüren und anderes Holzwerk auf die Art und Weise, die wir beschrieben, wieder ergänzt worden, so würden wir uns jetzt anstatt mitten durch eine verfallne Masse von Mauern zu wandern, in einer römischen Stadt befinden, deren Häuser noch jetzt ihre Bevölkerung beherbergen könnte.

So viel wir urtheilen können, muß Pompeji in seinen Hauptzügen einer neueren orientalischen Stadt geglichen haben. Die Außenseite der Häuser versprach nur wenig von der Schönheit und dem Reichthum des Innern. Der plötzliche Wechsel der nackten Ziegelmauern, die die enge Straße bildeten, und des geräumigen Hofraums, der geschmückt war mit Gemälden, Statuen, farbigen Stülken, mit Blumenbeeten und Springbrunnen, umgeben von Gemächern und Hallen, von denen die brennenden Strahlen der Sonne durch reiche Tapeten mit goldgestickten Vorhängen abgehalten wurden, mochten den Reisenden des Morgenlandes an Damascus und Ispahan erinnern. Die überhängenden Galerien mit den kleinen vergitterten Fenstern, die Läden im unteren Stock, nur

Anbaue an den äußeren Wänden der Häuser, die aus Ziegel gebauten Ladicen mit den irdenen Krügen und Pfannen, die auf den selben standen, die marmornen Platten, auf welchen der Handelsmann seine Waaren auslegte und sein Geld empfing, die Bedachung, die sich über die Straße hinaus erstreckte, die Karavanfereien außerhalb der Stadthore mit ihren vielen kleinen Räumen, die sich nach hinten in einen Stall öffnen und nach vorne in einen Hofraum (Gerippe von Pferden und ihr metallnes Geschirr fand man in den Trümmern eines solchen Wirthshauses an dem Wege nach Herculaneum) sind auch jetzt noch charakteristisch für die neueren orientalischen Städte.

Wir müssen jetzt ein anderes und nicht weniger interessantes Resultat der sorgfältigen Untersuchungen und der Erfindungsgabe Fiorelli's erwähnen. Es ist schon gesagt worden, daß die Zerstörung von Pompeji von zwei verschiedenen Ursachen herrührte, von den Massen von Bimsteinen (lapillo) und den Strömen dicken Schlammes, der sich vom Berge über dieselbe ergoß. Die lapillo liegen lose an den Mauern und rings um die Gegenstände, an denen sie sich anhäufsten. In einigen Fällen sind die Fresco-Gemälde, die sie bedeckten, verändert — das Roth ist z. B. schwarz geworden — während in anderen keine Veränderung sichtbar ist. Dieser Wechsel kann entweder der Wirksamkeit der Hitze oder jenen Schwefeldämpfen zugeschrieben werden, welche nach Plinius der heißen Asche entströmten und sich so gefährlich für Menschenleben zeigten. Die Bimsteine begruben Gegenstände von Glas, Marmor und Elfenbein ohne sie zu verletzen. Aber sie scheinen jene eigenthümlich grünbläuliche Oxydation an Kupfer und Bronze erzeugt zu haben, welche den Kennern der Antiquitäten Pompeji's wol bekannt ist. Die Schlammmasse auf der anderen Seite, die schnell verhärtete, bildete, wie wir schon erwähnt haben, einen vollständigen Abdruck von dem Gegenstande, um den sie sich sammelte. Fiorelli hatte häufig Höhlen in dieser harten vulkanischen Masse bemerkt, in welchen Menschenknochen oder Reste von verkohltem Holz gemischt mit Zierrathen von Elfenbein und Bronze gefunden wurden. Er kam auf die glückliche Idee, Gyps in diese Höhlen zu gießen, indem er sie benutzte, wie der Gießer die Formen. Das Resultat übertraf weit seine Erwartungen. Unter den ersten Entdeckungen, die er so machte, war eine Gruppe von vier Opfern der Eruption. Sie werden jetzt in einem Zimmer in Pompeji aufbewahrt, und es ist schwer sich einen schrecklicheren und dabei interessanteren und rührenderen Gegenstand zu denken. Wir sehen den Tod selbst abgebildet; gerade der letzte Kampf, das letzte Ende steht vor unseren Augen; sie erzählen ihre Geschichte mit einer schrecklichen dramatischen Wahrheit, wie sie kein Bildhauer je erreichen könnte. Dem ausgezeichneten Verfasser der letzten Tage von Pompeji würden sie Stoff zur Schilderung einer schrecklichen Episode gegeben haben. Diese vier Personen sind in einer Straße umgekommen; sie waren im Schutze ihrer Häuser geblieben, bis der dicke schwarze Schlamm durch jede Ritze und Spalte zu dringen begann. Aus ihrem Versteck vertrieben, suchten sie zu entfliehen, als es zu spät war. Die Straßen waren schon hoch bedeckt mit Bimsteinen, die viele Stunden lang in dichten Massen herab gefallen waren, und die schon die Fenster des ersten Stockes erreichten. Man fand sie

nicht zusammen, und sie scheinen nicht zu derselben Familie und demselben Hause gehört zu haben. Am meisten fesseln die Gestalten zweier Frauen, wahrscheinlich Mutter und Tochter. Sie sind nach ihrer Kleidung Leute von geringem Stande gewesen. Die ältere liegt ruhig auf der Seite; überwältigt von den schädlichen Gasen stürzte sie nieder und starb ohne Kampf; ihre Glieder sind ausgestreckt, und ihr linker Arm fällt lose herab; an einem Finger ist noch ein roher eiserner Ring zu sehen. Ihr Kind war ein Mädchen von fünfzehn Jahren; die Arme hat hart mit dem Leben gerungen. Ihre Füße sind krampfhast zusammen gezogen, ihre kleinen Hände im Todeskampfe geballt; in der einen hält sie ihren Schleier oder ein Stück ihres Gewandes, mit dem sie ihren Kopf bedeckt hat; ihr Gesicht verbirgt sie unter dem Arme um sich vor der fallenden Asche zu schützen. Die Form ihres Kopfes ist vollkommen erhalten, das Gewebe ihrer Leinwand-Kleider kann noch erkannt werden, auch der Schnitt des Gewandes mit seinen langen Ärmeln, die bis zu den Handgelenken reichen. Hier und da ist es zerrissen, und die weiße junge Haut erscheint in den Gyps-Abgüssen gleich polirtem Marmor; an den kleinen Füßen trägt sie gestickte Sandalen.

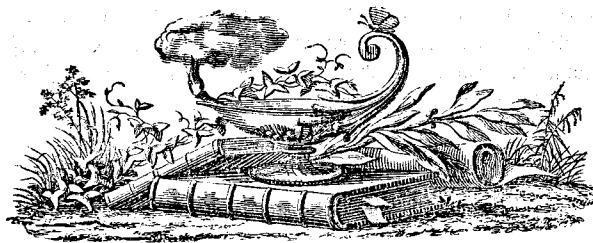
In einiger Entfernung von dieser Gruppe lag eine dritte Frau. Sie scheint ungefähr 25 Jahre alt gewesen zu sein und einer besseren Klasse angehört zu haben, als die beiden anderen. An einem von ihren Fingern waren zwei silberne Ringe, und ihre Kleider bestanden aus einem feineren Gewebe. Ein Kopfschmuck, der auf ihre Schultern herabsiel, ähnlich wie bei den Matronen der römischen Statuen, war noch zu erkennen. Sie lag auf der Seite, erstickt von der Hitze und den Dämpfen; ein schrecklicher Kampf war der letzten Angst voraus gegangen. Den einen Arm hebt sie verzweifelt gen Himmel, die Hände sind krampfhast zusammen gepreßt. Ihre Kleider sind auf der einen Seite aufgenommen und lassen einen Fuß sehen von den ausgezeichnetsten Formen. Ein so genauer Abdruck ist von dem weichen und nachgebenden Schlamm gemacht worden, daß es einer Kopie von einem Meisterwerk griechischer Kunst ähnlich sieht. Sie war mit ihren kleinen Schätzen geflohen, die rings um sie herum zerstreut lagen; dieselben bestanden aus zwei silbernen Schalen, einigen Juwelen und etwa einem Duzend silberner Münzen. Auch hatte sie gleich einer guten Hausfrau ihre Schlüssel nicht vergessen, nachdem sie wahrscheinlich ihre anderen Kostbarkeiten verschlossen hatte, ehe sie zu fliehen versuchte.

Der vierte Abdruck ist der eines Mannes aus dem Volke, vielleicht eines gemeinen Soldaten; er ist von beinahe kolossaler Größe, und liegt auf dem Rücken; seine Arme sind nach beiden Seiten ausgestreckt, und seine Füße liegen da, als habe er sich, da eine Flucht unmöglich war, hingelegt, um gleich einem braven Manne zu sterben; sein Gewand besteht aus einem kurzen Rock oder einer Jacke und aus Beinkleidern von einem starken Stoffe, vielleicht von Leder, die bis an die Knöchel reichen. Schwere Sandalen mit Sohlen, die mit Nägeln beschlagen sind, sind mit Riemen an den Füßen befestigt; an dem einen Finger sieht man einen eisernen Ring. Sein Mund ist geöffnet, wie im Todeskampfe; einige Zähne sind noch erhalten und sogar ein Theil seines Schnurrbartes hängt an der Gypsmaße.

Die Wichtigkeit von Fiorelli's Entdeckung kann man aus den Resultaten, die wir erwähnt haben, beurtheilen. Sie wird uns mit manchen Einzelheiten, die sich auf die Kleidung und die häuslichen Gewohnheiten der Römer beziehen und mit mancher interessanten Episode aus den letzten Tagen Pompejis bekannt machen. Wäre sie in einer früheren Zeit gemacht worden, so hätten wir vielleicht jetzt den vollkommenen Abdruck der Familie des Diomed, wie sie sich in ihrem letzten Todeskampfe einander umschlangen, während jetzt nur noch Reste von Knochenhaufen zu sehen sind.

Aber die Abdrücke menschlicher Formen ist nicht alles, womit wir durch das einfache Verfahren Fiorelli's bekannt geworden. Die Schlamm-Masse hat in derselben Weise Objekte von Holz und anderem vergänglichem Material, Thüren, Fensterrahmen, Fensterläden gleich denen neuerer Zeit erhalten. Zierrathen von Bronze und Elfenbein, welche die kleinen Gartenplätze in den Höfen umgaben, und vieles andere hat man so wieder hergestellt. Wir sind beinahe im Stande, das Innere eines pompejanischen Hauses auszustatten. Da noch ein großer Theil der Stadt nicht aufgedigelt, ist es unmöglich zu bestimmen, welche interessante und bedeutende Entdeckungen gemacht werden können.

(Fortsetzung folgt.)



Redaktions-Anzeigen.



Unser obiges Vereinsblatt bringt nur Vorträge, welche in unseren zahlreich besuchten Versammlungen, an denen sich Männer und Frauen jedes Alters und aller gebildeten Stände theilnehmen, bereits gehalten und beifällig aufgenommen sind. Sein Inhalt wird also nicht allein durchweg verständlich, sondern auch unterhaltend und zugleich belehrend sein. Die Kräfte, welche unsern Verein tragen, gehören ausschließlich unserer Provinz an und, sowie das Vereinsblatt nur die Leistungen unserer Landsleute

zur Geltung bringen will, so beabsichtigt es es auch nur die wissenschaftliche und literarische Belebung unserer Provinz. Es ist daher im eigentlichen Sinne des Wortes ein Provinzialblatt und kann auf eine allgemeine Unterstützung der ganzen Provinz Ost- und Westpreußen um so vertrauensvoller rechnen, als nur durch seine allgemeine Verbreitung die gewiß nützliche Wirksamkeit unseres Vereins, welche sonst auf Königsberg beschränkt bliebe, ihre Zwecke erreichen kann.

Wir bitten daher jeden, dem diese Probenummer in die Hand kommt, so ergebenst wie dringend, sie nicht allein seiner eigenen Ansicht zu würdigen, sondern auch an Freunde und Bekannte möglichst weit zu verbreiten. Gültige Subscribenten-sammler erhalten für jede 3 Thaler, welche sie dem literarischen Kränzchen in Königsberg zu Händen des Ordners Tribunalsrath Dr. Neusch, Heumarkt 4. (einfach mittels Postanweisung) einzahlen, vier Exemplare des Vereinsblatts an sie oder an die sonst aufzugebenden Adressen regelmäßig und portofrei zugesandt. Landschullehrern, welche uns bei Sammlung von preuß. Volksliedern (Sagen und Märchen, Lieder und Reime, Gebräuche und Aberglauben) behülflich sein wollen, erhalten das Vereinsblatt gegen Einzahlung von 10 Sgr. (Verpackungskosten und Porto) zu Händen des Ordners Lehrer Frischbier (Altstadt Bergstraße Nr. 10. 11.) ebenso zugesandt.

Wissenschaftliche Vorlesung.



Herr Professor A. Hagen will die Güte haben, in 6 Vorträgen die berühmtesten antiken und gothischen Bauwerke unter Vorzeigung von Abbildungen zu schildern. Die genannten Vorträge, zu denen ebenso die Mitglieder des Kränzchens als Fremde eingeladen sind, sollen in dem (zugfreien und stets warmen) kleinen Saale der deutschen Ressource an 6 auf einander folgenden Donnerstagen in der Nachmittagsstunde 4—5 Uhr stattfinden. Eintrittskarten für alle 6 Vorträge gültig, werden in der akademischen Buchhandlung Schubert & Seidel à 1 Thlr., für ordentliche Mitglieder und die zu ihrem Hausstande gehörigen Personen (gegen Vorzeigung der quittirten Mitgliedskarte) à 15 Sgr. ausgegeben. Sobald die Kosten der Vorlesung gedeckt sind, wird ihr Anfang (jedoch nicht vor Januar f. 3.) in der Hartung'schen Zeitung angekündigt werden.

Herausgeber Dr. R. Neusch, Verleger Schubert & Seidel (H. Seidel), Druck von H. Hartung: in Königsberg.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Neusch

N^o. 22.

vertheilt den 8. April

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nehmen die hies. akadem. Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts alle kgl. Postanstalten an.

Um gültige, möglichst vielfache Verbreitung dieses Vereinsblatts in unserer Provinz Ost- und Westpreußen wird ebenso ergebenst als dringend gebeten.

Ordner-Anzeigen.

1. Nächste Sitzung Freitag d. 26. April Abends 7 Uhr. Tagesordner Stadtgerichtsrath Neusch. Professor Dr. A. Hagen wird über den holländischen Dramatiker Joost van den Vondel (1587—1659) und Stadtsekretär Schwahn ein selbst verfaßtes Lustspiel lesen.

Folgende Werke: Sagen des preuß. Samlandes Ausg. 2., Grube's ästhetische Vorlesungen B. 2., „Deutsche Volkslieder und der Rehrverein bei Göthe, Uhland und Rückert“, Bibliothek der deutschen Nationalliteratur B. 2., „König Routhier“ habe ich vor längerer Zeit ausgeliehen und bitte dringend um ihre Rückgabe. Dr. Neusch.

Wir erlauben uns auf folgende eben erschienene Werke unserer Mitglieder aufmerksam zu machen:

Dr. A. Lehmann der Tugendbund. Berlin 1867. (1 Thlr. 10 Sgr.)

H. Frischbier preuß. Volksreime und Volksspiele Berlin 1867. (1 Thlr. 6 Sgr.)

Sitzung den 28. Januar 1867.

Tagesordner: D. Fabricius. Die Versammlung konnte bei dem schlechten Wetter für besucht gelten; wir zählten gegen 50 Personen. Stadtrichter Wichert las den 1ten und 5ten Akt seines Trauerspiels: Moritz von Sachsen. Der Dichter wollte darin den ersten mißglückten Versuch, ein protestantisches Kaiserthum zu errichten, darstellen, und somit dürfte gerade in unserer Zeit, welche die Möglichkeit einer Vereinigung Deutschlands unter der Führung Preußens näher gerückt hat, das Stück Beifall finden. Die Vorzüge von Wichert's Arbeiten sind schon in weitem Kreise bekannt und waren auch reichlich in der mitgetheilten Probe zu finden. Nach der Pause gab Aukteur Hiersemenzel ein komisches Epos in 3 Gefängen über den Fragekasten des literarischen Kränzchens. Zum ersten Male

hörten wir heute Herrn Gerichtsassessor Wandersleben, der eine Abhandlung über Märchenpoesie las, zu welcher ihn das (Unterh. II. S. 4.) schon angezeigte holländische Werk „Märchenpöster“ angeregt hatte. Von der Nymphenwelt der Griechen anhebend, ging er auf die Feenwelt des Mittelalters über und schloß mit einer genauern Analyse des Märchens in Wieland's Oberon. Zum Schluß zeichnete unser H. Frischbier in ausführlichem Vortrage ein sittengeschichtliches Bild eines preußischen Hirten, das diesen als Führer und Arzt seiner Herde darstellte und alle die abergläubischen Gebräuche zur Anschauung brachte, welche er in beiden Eigenschaften zum Wohle seiner Herde für nöthig erachtet. Von besonderm Interesse waren die in das Leben verwebten Besprechungsformeln und Segensprüche, welche bis jetzt noch nicht gedruckt sind.

Sitzung den 28. Februar.

Tagesordner: E. Wichert. — Zum Hauptvortrage hatte H. Neusch ein Thema aus der nordischen Heldensage, die Lieder von dem Könige Helgi, gewählt und theilte unter ihnen dasjenige, welches den ersten Ursprung der, später durch Bürger's Ballade berühmt gewordenen, Leonorensage enthält, ausführlich mit. Nach der Pause las H. Elbitt seine poetische Bearbeitung einer ebenso rührenden als äußerst lieblichen amerikanischen Sage „Die Perle am See“, in welcher eine Königstochter nicht allein, was oft gesagt und gesungen ist, zur Rettung des Geliebten ihr eigenes Leben wagt, sondern auch, was selten vorkommt, demnächst den Geliebten aufgibt, um bis zum letzten Lebenshauche ihres alten Vaters dessen treue Pflegerin zu bleiben. — D. Fabricius sprach sodann über die bekannte Schrift „Gespräche mit einem Grobian“, indem er zur Ergötzung der Zuhörer namentlich die verschiedenen Arten der Grobianen durchging und schilderte. Endlich hielt H. Hiersemenzel einen humoristischen Vortrag „über den Gruß“ und mit dem „Abschiedsgruß“ trennte sich, da die Bürgerstunde schon herangefommen war, auch die Gesellschaft.

Sitzung den 15. März.

Tagesordner: A. Hagen. Den Hauptvortrag hatte Herr Professor Dr. Grau gütigst übernommen und wies die Sehnsucht nach Erlösung, welche sich schon in der alten Kunst, namentlich in der plastischen, ausdrückt, an den Gruppen der Niobe und des Laokoon in einer so anziehenden und hochpoetischen Weise nach, daß die Gesellschaft mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinen Worten lauschte, ja sogar die sonst nicht leicht ruhende Handarbeit der Damen in Vergessenheit gerieth. Ebenso sprach die gütige Mittheilung des Herrn Dr. Oscar Sämman aus seinem Tagebuche „über die Ersteigung des Vesuv“ in ihrer reichen und lebhaften Schilderung alle Hörer an, wogegen die Mittheilung eines zweiten Reisebuchs über denselben Gegenstand leider sehr abfiel. Es war daher besonders günstig, daß der Tagesordner durch Besung des von Herrn Kreisphysikus Dr. Weiß — Erojanke meisterhaft übersehten polnischen Gedichtes Gustav von Zielinski's (Bibliothek Nr. 88.) „Die Steppen,“ uns in das poetische Gefühl, in welchem wir heute erwartet waren, wieder zurück versetzte.

Vorberathung den 4. März.

Statt der ausgetretenen Vorstandsmitglieder J. Marciniowski, welcher uns leider durch Verletzung entzogen ist, G. Düring und F. Thiel (Unterh. I. S. 33) werden: Herr Professor Dr. A. Hagen zum vertretenden Ordner, Herr Generallandschafts-Rassirer von Schleimer zum Schatzmeister und Herr Stadtsekretär Schwahn zum Schriftführer gewählt.

Vorberathung den 3. April 1867.

Die Vorberathung wird künftig nicht mehr an besonderen Tagen zusammentreten, sondern ihre Geschäfte in der Pause oder nöthigen Falls in der zweiten Abtheilung der Haupt-sitzungen erledigen und das Nöthige darüber zugleich publiziren.

Pompeji seit dem Jahre 1850.

Vortrag von D. Fabricius. Fortsetzung. (Vergl. S. 9.)

Die merkwürdigsten Gegenstände in Metall, Glas und Marmor, die man in Pompeji entdeckt und im Museum von Neapel aufgestellt hat, sind so allgemein bekannt, daß es nicht nöthig ist, sie zu erwähnen, eins oder das andere, das erst vor kurzer Zeit gefunden wurde und das folglich nur wenige Reisende sahen, verdient indessen einige Beachtung. Das wichtigste ist eine kleine Statue in Bronze, die nach dem Urtheil einiger den Narcissus darstellt, wie er auf das Echo laufet. Es ist dies vielleicht das kostbarste Werk dieser Art, die bis jetzt aus den Ruinen gewonnen wurde, und jedenfalls ein Meisterstück der alten Kunst. Merkwürdig genug wurde es in einem Hause ge-

funken, das einer Waschfrau gehört zu haben scheint. Wenigstens läßt darauf die große Zahl von tiefen irdenen Bassins und bleiernen Wannen schließen, die auf dem Flur desselben stehen. Da die Statue auf den Bimssteinen mehrere Fuß über dem Fußboden sich befand, so muß sie in einer oberen Kammer gestanden haben, die bei der Eruption einstürzte. Die Figur ist nackt, nur mit einem Ziegenfelle bekleidet, das über die linke Schulter geworfen ist. Der Kopf ist über die rechte Schulter vorgebeugt in der Stellung eines Horschenden. Das Haar ist mit einem einfachen Zweige von Ephen oder Myrthe umschlungen, an dem sich einzelne Beeren befinden; die rechte Hand ist erhoben und der zweite Finger zeigt auf den Punkt hin, von dem aus der Ton aus der Ferne zurück schallt. Die linke Hand ruht nachlässig auf der Hüfte, die Augenhöhlen, die einst mit Silber und Elfenbein gefüllt waren, sind jetzt leer. Diese kleine Statue ist wahrscheinlich von griechischer Arbeit und besonders merkwürdig durch jene Eleganz, Anmuth und Leichtigkeit der Formen, welche die Skulpturen von Pompeji auszeichnen. Die Ausführung ist zart, die Ziselirung kräftig und bestimmt, z. B. bei den Haaren und bei den Sandalen, die Formen rund, und die Anatomie wohl studirt, mit jener Abweichung von den strengen Regeln, die dazu beiträgt der Figur Charakter zu geben. Die Füße könnten etwas zu groß gedacht sein und die Sandalen helfen diesen Eindruck vermehren. Die Situation ist wunderbar schön und ausdrucksvoll; es ist unmöglich natürlicher und lebendiger den Eindruck des gespannten Horschers darzustellen. Wer kann zweifeln, daß die ferne Klage der verliebten Nymphe das Ohr des hartherzigen Jünglings erreicht hat!

Um die Zeit der Entdeckung dieser schönen Statuette wurde auch eine Lampe von solidem Gold im Gewicht von 33½ Unzen und eine kleine Figur in Bernstein, darstellend einen Cupido, der eine Perücke trägt, ausgegraben. Die Lampe ohne Deckel ist von großem Werth. Es scheint, daß die Bernstein-Figur für einen Gegenstand von Bedeutung angesehen wurde und eine Seltenheit war, da sie mit einer kleinen Sammlung von Silbermünzen von einem vor der Eruption Flüchtenden fortgeschleppt ward; sein Gerippe entdeckte man ganz in der Nähe. Kein ähnlicher Gegenstand ist früher in den Ruinen gefunden worden.

Es dürfte schwer sein, schreibt der Engländer, dem ich diese Schilderung entnommen, einen Tag interessanter zu verbringen, als indem man einer Ausgrabung in Pompeji selbst beizuwohnt.

Es ist immer eine besondere Aufregung und ein großes Vergnügen, das nur von denjenigen verstanden werden kann, die es erlebt haben alte Gräber zu öffnen und Ruinen auszugraben; die Aufregung ist ähnlich einer Lotterie mit vielen Nieten, aber mit einem großen Gewinn, der viele Enttäuschungen gut macht; dies ist besonders der Fall in Pompeji. Man kann niemals wissen, was der Spaten finden wird, welcher einen Gegenstand von ausgezeichneter Schönheit oder besonderer Seltenheit er an's Tageslicht bringt. Vor allem groß ist die Erwartung auf einen Fund, wenn er noch nicht ganz ausgegraben. Welches neues Licht kann er über das römische Leben verbreiten, zu welchen Zwecken kann er gebient haben? Man füge die prächtigen Ruinen ringsum hinzu und die liebliche Scenerie darüber.

Der Vesuv erhebt sich majestätisch im Hintergrunde mit seinen blauen Dinten und seiner dünnen Säule von weißem Rauch, die gekrönt wird von einer breiten Schicht darauf lagender Dämpfe. Die Steinschichten, die weißen Klüfter auf dem dunkeln Boden, die blaue See, die felsigen Ufer Sorrent's bespülend, die fernen Inseln, die sich aus ihrem ruhigen Schoß erheben, die sanfte balsamische Luft, die uns überall entgegen weht und darüber der klare Azurhimmel Süd-Italiens. — Man wandere über die Erde hin und man wird kein solches Bild finden, wie dieses.

Fiorelli ist immer bereit einen Reisenden, der nur einige Ansprüche an seinen Genuß machen kann, mit einer Ausgrabung zu erfreuen. Mehrere Zimmer werden immer zu diesem Zweck in Bereitschaft gehalten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß interessante Gegenstände auf dem Boden derselben über dem Bimsstein gefunden werden. Solche, die man in einer höheren Schicht entdeckte, waren gewöhnlich aus den oberen Gemächern herab gefallen, welche größtentheils von Sklaven und Personen niederen Standes bewohnt wurden und selten irgend etwas von großem Werth enthielten. Die Ausgrabung wird deshalb dadurch vorbereitet, daß man alle vulkanischen Substanzen, welche die Gebäude bedecken, bis ungefähr vier oder drei Fuß vom Boden entfernt. Die Eingänge zu den Zimmern werden dann sorgfältig mit Steinen vermauert und keinem wird gestattet hinein zu gehen, bis die Untersuchung selbst beginnt. An dem bestimmten Tage begleitet Fiorelli mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit den Fremden nach Pompeji. Zwölf oder vierzehn Arbeiter unter einem Aufseher, der sorgfältig ihre Entdeckungen bewacht, um kleinen Diebstählen von Münzen oder anderen unbedeutenden Gegenständen zuvorzukommen, sind bereit für das Tagewerk. Unter ihnen sind gewöhnlich zwei erfahrene Arbeiter, die die Aufgabe haben, mit großer Sorgfalt und Vorsicht mittels Spaten und Hacke die losen Bimssteine zu entfernen oder den gehärteten Schlamm, in dem man nach Antiquitäten sucht, zu prüfen; die übrigen bestehen aus Frauen, Mädchen und Knaben, welche damit beschäftigt sind den Schutt zu entfernen. Die Art und Weise der Arbeit ist ebenso einfach und natürlich wie diejenige, welche Lahard bei den Ausgrabungen von Ninive befolgte. Wenn die Erde von den Arbeitern aufgeworfen ist, wird sie in Körbe geschaukelt, welche von den braunen schwarzäugigen Knaben und Mädchen entweder unter dem Arme oder auf dem Kopfe fortgetragen werden. Singend und lachend, mit ihren nackten Füßen und zerrissenen Kleidern, schleppen sie ihre Last fort und schütten dieselbe in Wagen, die dazu bereit stehen. Früher wurde der Schutt in die anderen Theile der Ruinen, die schon ausgegraben waren, geworfen, oder auf den Boden, den man noch nicht untersucht hatte.

Zu den vielen Verbesserungen, die Fiorelli eingeführt hat, gehört auch ein fester Weg, auf dem die Erde weit von den Ruinen fort geführt wird.

Wenn man die Ausgrabungen beginnt, so ist das erste, worüber man sich Sicherheit verschafft, ob die früheren Eigenthümer oder Räuber nachgegraben haben. Sind die Bimssteine nicht vermischt mit Ziegeln, Scherben oder anderen Resten, und

liegen sie in vom Schlamm getrennten Lagen, dann wird der Boden als unangetastet erklärt, und wir können interessante Entdeckungen erwarten. Aber wenn die Lagen nicht geschieden sind, sondern durch einander sich ziehen, und die Bimssteine gemischt sind mit Ziegelsteinen und Scherben, dann müssen wir sicher sein, daß andere vor uns in einer früheren Periode dagesewesen sind und uns auf Enttäuschungen gefaßt machen. Kein Gegenstand von einigem Werth ist den früheren Nachgräbern entgangen; zuweilen ist eine Trennungs-Mauer durchbrochen, und ein Dach zeigt uns noch, wo die Hauseigenthümer oder wahrscheinlicher Schatzgräber ihren Weg in ein Zimmer gefunden haben. Sobald der Direktor den Befehl zum Anfange giebt, so arbeiten die Angestellten auf das eifrigste; die Mädchen und Knaben eilen dahin mit ihren Körben; der Aufseher, dessen scharfes und geübtes Auge die kleinsten Gegenstände entdeckt, hebt bald hier bald dort eine Silbermünze oder ein Stück Metall auf. Plötzlich halten die Gräber an und machen den Direktor auf eine Entdeckung aufmerksam. Die Farbe der lapillo zeigt uns, ob ein Gegenstand in Bronze oder Eisen gefunden werden wird. Wenn er von Kupfer oder Bronze ist, so färbt ein blaues Oxyd den Boden; wenn er von Eisen ist, so wird das Geheimniß durch eine rothbraune Farbe verrathen, das die Gegenwart dieses Metalles anzeigt. Die Korbtäger werden jetzt auf die eine Seite gestellt; ein erfahrener Arbeiter mit einer Art Kelle entfernt den lapillo, der so leicht darauf liegt, daß man ihn beinahe mit der Hand fortnehmen kann. Der Arbeiter ist so geschickt und so gewandt, daß er schnell den Gegenstand, den er sucht, bloßlegt ohne ihn zu verletzen, es mag nun eine Bronze-Vase von schöner Form sein oder ein eisernes Geräthe von besonderer Seltenheit oder eine Glasurne von schöner Arbeit. Wenn der entdeckte Gegenstand von Bronze, Blei oder Glas ist, so ist er gewöhnlich vollkommen erhalten, ist er von Eisen, dann ist er häufig so zerfressen, daß er der Luft ausgesetzt, in Stücke fällt. Der Fund wird nun von dem Aufseher sorgfältig herausgenommen, auf eine Trage gelegt und die nöthigen Notizen gemacht über den Platz und die Lage desselben, und was sonst bei seiner Entdeckung merkwürdig war; dann wird er in dem Saal für die Sammlungen aufgestellt, wo der Schließer die Einzelheiten notirt und eine genaue Beschreibung in ein Register einträgt; zuletzt wird er in das Museum nach Neapel gebracht oder der kleinen Sammlung hinzu gefügt, die man in Pompeji selbst hat. Die Gräber und die Korbtäger kehren an ihre Arbeit zurück, bis die Entdeckung eines anderen Gegenstandes angekündigt ist. Nun ist das Zimmer ganz ausgegraben; es bildet den Theil eines Hauses eines reichen Bürgers. Wir sind in dem Tablinum, einem kleinen Gemach, das sich nach der Halle oder dem atrium öffnet; die Wände sind kunstreich gemalt nach der gewöhnlichen Pompejanischen Sitte. Sind sie in Gefahr umzustürzen, so werden sie so gleich durch eiserne Klammern befestigt, oder wenn's nöthig ist, durch hölzerne Balken oder Mauerwerk gestützt; sind die Malereien von besonderem Werth, so entfernt man sie sorgfältig, indem man den Gyps von den Wänden abnimmt. Ein Firniß wird über diejenigen gelegt, die an Ort und Stelle bleiben, um sie vor der Einwirkung der Luft zu schützen. Der Fußboden ist entweder Mosaik, zuweilen reich an Früchten, Blumen, Masken

in hellen Farben oder von einem einfachen Muster in schwarz und weißen Würfeln.

Die Ausgrabungen beschränken sich bis jetzt auf einen Theil der Stadt, der von der ärmeren Klasse bewohnt war. Die untere Etage der Häuser besteht aus gewöhnlichen Läden mit einem äußern Zimmer, das sich nach der Straße öffnet und einem inneren kleineren und dunkeln, in welchem die Vorräthe aufgehäuft waren. Diese niedrigen Wohnungen indeß sind keineswegs ohne Interesse; sie gewähren uns eine spezielle Einsicht in die Sitten und Lebensweise der Bewohner Pompeji's. Mancher Handel, manches Gewerbe, das uns noch wohl bekannt ist, war in ihnen betrieben; einige haben ihr besonderes Zeichen, ähnlich den Schildern, die wir an den modernen Läden sehen. Vor kurzem wurde eine Art von Speisehaus entdeckt; in dem vorderen Raume war der gewöhnliche Tisch von weißem Marmor, auf dem die rauchenden Schüsseln und vermuthlich auch der dampfende Wein und ähnliche Delikatessen ausgestellt waren, wie noch heut zu Tage in Neapel; darauf stand ein irdener Topf mit kleinen Fischen, die in Del mit Rosinen und Zwiebeln eingelegt waren und zum Verkauf bereit standen, als das plötzliche Verderben sich über der Stadt aufthürmte. Eingemauert in eine Art von Ziegelschenktisch waren tiefe Kessel von Töpferwaaren und Metall, unter denen kleine offene Herde sich befanden, um Suppe und andere Sachen warm zu halten; darauf lagen Kochlöffel, welche man benutzte, den Inhalt der Gefäße zu vertheilen. Ein roher eiserner Dreifuß stand auf dem Boden mit einem eisernen Topfe oder Kessel für siedendes Wasser, und in der Mitte des Raumes war ein tragbarer eiserner Backofen, der noch heute zu Tage den Reiz mancher Hausfrau erregen dürfte. Aufgereiht an den Wänden stand eine Anzahl von tiefen bronzenen Schüsseln in verschiedener Größe, eine in die andere passend, dergleichen man noch heut zu Tage im Orient benutzt um ein Gericht aufzubewahren. Einige gläserne Weinflaschen lagen auf dem Boden umher, ebenso ein oder zwei viereckige Platten von wirklichem Fensterglas, welche bewiesen, daß die Römer nicht unbekannt damit gewesen, während bis auf unsere Zeit dasselbe für eine neue Erfindung erklärt wurde. In dem inneren Boden stand ein halbes Duzend irdener Krüge oder Töpfe von verschiedener Größe an den Wänden; sie waren einst mit Weinen gefüllt gewesen, um deretwillen der Wirth ohne Zweifel einen bedeutenden Ruf gehabt hatte. Jeder trug seine Etikette und den Namen des Weins, den er enthalten, einige das Jahr der Weinlese, bestimmt durch die Zeitrechnung nach Konsuln. So lesen wir auf der einen Amphora: abgefüllt unter dem 4ten Konsulat des Titus Claudius und dem 3ten des Lucius Vitellius. Der Wein war demnach 23 Jahre alt, als die Stadt verschüttet wurde; er stammte vom Jahre 47 nach Christus. Ein anderer Wein von der Insel Cos führt den Namen: Coischer Granaten-Wein. Der Beisatz „Granaten“ zeigt nach Fiorelli eine besonders schöne Blume des Weines an, die sehr geschätzt wurde. Es wird uns erzählt, daß derselbe in dem Keller eines gewissen Felix in Rom gekauft worden sei; ohne Zweifel war er ein berühmter Weinhändler jener Periode. Eine andere Flasche trägt die Etikette: „der beste Corcyraeer;“ diese Insel war damals wohl bekannt als Weinland. Im Hintergrunde des inneren Raumes war ein Backofen. Die Doffnung desselben

wurde noch von einer eisernen Thüre verschlossen; auf dem Boden daneben lag ein eiserner Schieber, mit dem die Kuchen in den Ofen geschoben wurden, und mit dem man sie wieder herausnahm, wenn sie ausgebacken waren. Als man diese Thüre entfernte, sah man, daß sie vollkommen den Ofen geschlossen hatte, und weder Asche noch Schlamm hinein gedrungen war; es war alles noch so, wie es der Bäcker, 18 Jahrhunderte vorher, bei seiner Arbeit gelassen, nachdem er die Kuchen hinein geschoben. Drinnen waren die Bröckchen selbst, 83 an der Zahl, schwarz und verkohlt, aber noch in ihrer früheren Form, ähnlich modernen Doppel-Bröden, die an der Spitze eingeferbt sind. Zerstreut auf dem Boden fand man Oliven, Zwiebeln, Bohnen, Nüsse und Fischknochen. Neben dem Ofen waren einige Bronze-Schüsseln, und verschiedene Gefäße in Metall standen am Boden. Zwei große bleierne Cylinder in einer Ecke des Zimmers waren wahrscheinlich zu Spülnapfen und für die Abgänsel bestimmt.

Solch schmutzige Küchenstuben, nicht ungleich denen, welche in Pompeji entdeckt wurden, sind noch heute in mancher Hinterstraße des modernen Neapels zu sehen.

Inskriften findet man viele in Pompeji und sie gehören zu den merkwürdigsten Dokumenten für die Sitten und das tägliche Leben seiner Bewohner. In einer Straße hatte ein Schuljunge in roher Weise das griechische Alphabet in die Mauer eines Hauses eingekragt; wir müssen annehmen, daß der Junge sehr klein war, da seine Hand nur drei Fuß reichen konnte. Ein anderer hatte an einer Stelle den 1. Vers der Aeneide eingekragt und ihn so geschrieben, wie er damals in dem Dialekt von Süd-Italien lautete: Alma vilumque Trojae für arma virumque Trojae. Auf einer anderen Wand ist ein Vers aus Ovid's ars amandi zu lesen; dies sind die einzigen Fragmente klassischer Autoren, die in Pompeji, so weit wir es kennen, entdeckt wurden.

Auf der Wand eines Zimmers hat die Hausfrau oder ihre Köchin notirt, daß sie am 15. Juli 79 p. Chr. 200 Pfd. Speck und 200 Hände voll Knoblauch, ein nicht ungewöhnliches Gemüse auch für eine moderne italienische Speisekammer, aufbewahrt habe.

In vielen Theilen der Stadt finden wir Worte und Sprüche mit griechischen, etruscischen und anderen Buchstaben. Ein großes Badezimmer, in dem, wie in den modernen orientalischen Bädern, die Badenden ausruhten und plauderten, ist sehr reich an Inskriften. In einer erkennt man in sehr schlecht geschriebenen hebräischen Lettern den jüdischen Eigennamen „Sirach“. Menschen aus allen Nationen von Ost und West versammelten sich an diesen öffentlichen Plätzen.

Die Inskriften, die auf den Außenwänden vieler Häuser in rothen und schwarzen Farben gemalt wurden, sind nicht weniger interessant; als die erwähnten; sie beziehen sich hauptsächlich auf die periodischen Wahlen der Aedilen und Duumviren, welche in der Zeit der Eruption statt fanden. Jeder Gastwirth hat seinen Lieblings-Candidaten und bittet um die Stimmen der Wähler, indem er seinen Namen und seinen Stand an die Seite der Hausthüre nach der Sitte der Englischen Wahl-Plakate anschlägt. Ich bitte Euch, schreibt einer, Capello zu Eurem Duumvir zu machen; ein anderer ermahnt seine Freunde für Cneus Helvius zu stimmen. Ein dritter erklärt, daß „Pansa“, der

viele Männer gehabt zu haben scheint, der würdigste sei. Ein gewisser „Papivius“, ein junger Candidat und aus der häufigen Erwähnung seines Namens zu schließen, offenbar sehr populär, wird ein liebenswürdiger Mensch und ein ausgezeichnete junger Mann genannt. Ein Wähler fordert den „Proculus“ auf für Fabius zu stimmen und verspricht, daß Fabius für ihn stimmen wird. Andere Inskriften beziehen sich auf die Unterstüzungen, die der Einwohner des Hauses als Client von irgend einem mächtigen Patricier verlangt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Baukunst

des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Erster Vortrag: *)

Einführung. Die Tempel in Pastum.

Wenn wir unter Geschichte nicht eine gedankenlose Aneinanderreihung von Thatfachen verstehen, sondern eine Veranschaulichung der Zeitanfichten, wie sie aus den allmählich oder plötzlich sich verändernden Verhältnissen hervorgehn und den Charakter der Bildung darthun, so kann es kaum befreudend erscheinen, daß in diesen Vorträgen über Baukunst beinahe nur von antiken und gothischen Bauwerken gesprochen werden soll.

Mag man die Kunst auch nicht geradezu als Spiegel ansehen, der geduldig das in Bildern auffängt, was in engeren oder weiteren Kreisen vor sich geht, sondern als ein vielfach belebendes Element, so kann doch ihre dem Gebotenen sich anfügende Thätigkeit nie in Abrede gestellt werden. Bis zu einem gewissen Grad wurzelt die Kunst in Popularität und andere Forderungen und Bedürfnisse rufen andere Gestaltungen hervor, war man auch — um zunächst auf das baukünstlerische Wesen den Blick zu werfen — im Alterthum weniger beachtet, bequeme Häuser herzustellen, als ansehnliche Götterwohnungen einzurichten. Die Macht der Popularität, so lange sie in Kirche, Staat und in Formen der Geselligkeit sich klar ist, läßt in der Kunst uns einen deutlichen Wiederhall vernehmen. Je nachdem wir diese oder jene Richtung halten, wird die Stimme der Kunstgeschichte hier kurz abbrechen und dort sich weithin verfolgen lassen. So können wir vom dermaligen Standpunkt aus behaupten, die Bildhauerei hat keine Geschichte, die Geschichte der Baukunst hört mit dem Mittelalter auf und nur die Malerei zeigt eine fortlaufende Geschichte.

In der Malerei erkennen wir das stete Treiben der Welt in ihren Neigungen, Stimmungen und Anschauungen. Watteau's Schäferstücke konnten nur zur Zeit Ludwigs XV. entstehen, David's theatralisch glänzende Vorführungen aus der römischen Vorzeit wurden damals mit Enthusiasmus aufgenommen, als man in Paris mit der Toga umherging und Talma den Tragödien Macine's dadurch ein neues Interesse gab, daß er im antiken Costüm auftrat. Die romantischen Schauerszenen auf französischen Bildern sind denen entsprechend, die Victor

*) Gehalten 10. Jan. 1867. Unter zahlreichen Abbildungen und Kupferwerken wurde den Zuhörern vorgelegt: Paoli, Rovine dell' antica città di Pesto, detta ancora Posidonia. Roma 1784.

Hugo dichtete. Wenn wir in frühere Jahrhunderte blicken, so war es kaum anders möglich, als daß lange alle in Heiligenbilder gemalt wurden, daß als der Calvinismus kein Bild in den Kirchen litt, die Landschaftsmalerei als protestantische Kunst sich herausbildete und der pantheistische Zauber, der uns in der schönen Natur ergreift, Ersatzmittel für den Glorienschein wurde, mit dem man sonst das Haupt der Heiligen kränzte. Als die verachtete Volksthümlichkeit zu Ehren kam, entsfaltete sich naturgemäß der Genregeschmack.

Es würde uns höchlich Wunder nehmen, wenn wir in einem pompejanischen Gebäude ein Delgemälde entdeckten, aber in einzelnen Fällen garricht, wenn wir einer Canova'schen Statue ansichtig würden. Aufgabe des Plastikers bleibt es allezeit, die Wohlgestalt und das Ebenmaß der menschlichen Bildung zur erhebensten Erscheinung zu bringen. Der Organismus des Körperbaus wird nicht wesentlich dadurch verändert, daß an die Schultern Flügel angefügt sind, hier bei einer Victoria, dort bei einem Engel, daß aus der Stirne Hörner hervorsprossen, wenn ein Faun oder ein Moses dargestellt werden soll. Gleichgültig ist es, ob die Figur ohne Hülle ist oder ob ein Gewand, sogar ein faltenreiches, sie umwallt; wird doch die Hervorhebung der Formen nie außer Acht gelassen. In allen Zeiten und an allen Orten bot das Leben Modelle in Fülle dar, deren anmuthige Reize oder würdevolles Ansehn in einzeln stehenden Satuen der Nachwelt erhalten wurde. Eine Geschichte der Bildhauerei kann geschrieben werden, aber nicht der Bildhauerei, weil sie uns nicht Menschen, sondern den Menschen in sinnlicher Wahrheit, natürlicher Haltung und ursprünglicher Schönheit vor Augen stellt.

Die Baukunst zeigt den aller verschiedensten Charakter, da sie kein Vorbild in der Natur findet. Aber der finstere Aegyptier wird in seinen Bauwerken erkannt, in den Pyramiden, welche Gräber sind mit durchaus dunklen Gängen und Kammern. Der Grieche, froh und lebensfrisch, liebt heitere, offene Säulengänge. In den gothischen Münstern offenbart sich die unendliche Sehnsucht nach dem Allerhöchsten und Alles in allen Theilen, in Thürmen und Giebeln gipfelt sich zur Spitze empor. Doch von da ab gefällt sich der Künstler nur in Wiederholungen. Die Baukunst des 16. Jahrhunderts wird mit Recht Renaissance genannt. Eigenthümliche Bedürfnisse treten mit eigenthümlichen Forderungen an den ersfindenden Genius heran, aber es wird nichts Neues geschaffen. Das Theater der Alten ist ganz etwas Anderes als das moderne, aber ein moderner Theater-Baustyl wird vernunft. Es werden kostspielige Bauwerke für die Gasbereitung, es werden Bahnhöfe aufgeführt, aber das Besondere bringt in der Anlage nicht Besonderes zum Vorschein. Man begnügt sich das Alte, so gut es geht, dem Neuen anzupassen.

Demnach können diese Vorträge füglich mit den pästianischen Tempeln beginnen und mit dem Kölner Dom und dem Schloß in Marienburg schließen.

Es gibt in Griechenland und Italien Baudenkmäler, die das historische Alter weit überragen. Dies sind die cyclopischen Mauern, die viele Städte als ungeheure Festungsmauern einschließen. Sie sind aus gewaltigen Steinblöcken über ein-

ander geschichtet, die oft, selbst in den höchsten Lagen 15—20 F. messen. Eine übermenschliche Kraft scheint sie errichtet zu haben, und wie man an manchen Orten in Deutschland Teufelsmauern zeigt, so waren nach altem Glauben Vulkans Gefellen die Bauleute. Wahrscheinlich gehören sie dem Urvolk Griechenlands und Italiens an, den Pelasgern.

Neben diesem ältesten Steinbau wird frühe schon ein Holzbau bestanden haben. Daraus, daß wir nirgend eine Tempelruine vorfinden, die nur annähernd uns jener Vorzeit gemahnt, dürfen wir folgern, daß die ersten Heiligtümer von Holz erbaut waren. Die Sage bringt ein rundes Steingebäude, ein Schatzhaus, mit Agamemnon—nicht unglaublich—in Verbindung, aber lange nach dem Homerischen Zeitalter suchen wir nach Spuren von Tempeln vergeblich, weil sie wahrscheinlich im Anfange nicht von Stein angelegt wurden. Der Holzbau, der von selbst auf eine viereckige Anlage führte, wird damals der eigentliche Kunstbau gewesen sein. Um einen Steinwall von schwindlicher Höhe von riesenhaften Werkstücken zu erhöhen, bedarf es keines Kunstsinns, sondern nur einer unverdrossenen Kraftanstrengung, sind doch die Steine der meisten cyclopischen Mauern nicht gradlinig behauen, sondern mit den Bruchflächen an einander gesetzt. Zur Bearbeitung eines Materials, wie des Holzes, sind allerlei Instrumente notwendig. Es ist hier mancherlei zu berücksichtigen, was dort nicht beachtet zu werden braucht. Das Holz zieht sich zusammen und spaltet und nahe lag es, durch einen Anstrich den Wirkungen der Witterung in etwas vorzubeugen. Die hölzernen Ständer und Balken konnten nicht unmittelbar auf die Erde gestellt werden, während jene Mauern auf dem Felsengrunde ohne Weiteres aufgetürmt wurden. Man sorgte für Deckungen, die als Thore dienten, sonst nur für unerschütterliche Festigkeit und unzerstörbare Massenhaftigkeit. Der Körper des Holzbaus verlangte Gliederungen, es war ein Unterbau notwendig, steinerne Schwelken, Stufen, auf denen man zum Heiligtum hinanstieg. Schon damals, als das Volk formlose Steine mit heiligen Binden umwand, ihnen göttliche Ehre erwies und an sie die Feier eines Venus- oder Jupiter-Dienstes knüpfte, wird das viereckige Gemach, in dem sie aufgehoben wurden, mit einer Vorhalle versehen gewesen sein, weil fromme Schen es für unziemlich hielt, unmittelbar von der Straße in die geweihte Stätte zu treten. In der Folge der Zeit entschloß man sich, auch den Stein zum Bau von Tempeln zu verwenden, und man hat sich drei Klassen in drei verschiedenen Perioden zu denken, zuerst ganz Holz, dann halb Holz und halb Stein und endlich ganz Stein.

Die ältesten Tempel sind indeß nicht als Zeugnisse griechischer Kunst anzusehn. Sie waren in dem Styl gebaut, den man von den ägyptischen steinernen Tempeln nach Griechenland übertrug und ihn dem Klima gemäß in den Nachbildungen in Holz ummodelte. In Aegypten sind viele Tempel quadratisch; die leichtere Anlage des Daches war Ursache, sich für die länglich-viereckige Gestalt zu entscheiden, dort bedurfte man keines Daches — es fehlte daher der Giebel — und ebenso keines Frieses*), welcher, wie wir später sehn werden, mit der Decke der Tempelzelle

*) Die ältesten Tempel in Italien, die toskanischen, hatten keinen Fries.

eins ist. Bei den ägyptischen Tempeln sind die Stützen durch den darüberliegenden Architrav verbunden und unmittelbar über dem Architrav erhebt sich das Traufgesims.

Der griechische Bau erforderte ein Zwischenglied zwischen Architrav und Traufgesims und das ist der Fries. Wenn der Giebel des Tempels die Stirne des Baus genannt ist, so hat man den Fries als den bevorzugten Augapfel anzusehn, der ihm erst Ausdruck, Leben und Seele gibt. Auf ihn als den auszeichnenden edelsten Bauteil wurde die verzierende Kunst als auf ihr eigentstes Feld verwiesen. Wenn man auch erst bei dem Tempel im vollendetsten Steinbau dies als maßgebend erkannte, so stellte sich die Regel schon früher heraus.

Wir haben eine Zwischenklasse zwischen den primitiven Holztempeln und den pästianischen Tempeln anzunehmen, die zur Hälfte aus Stein und zur Hälfte aus Holz angeordnet war. Manche Ruine mag von einem Tempel der Art herrühren, aber das Abweichende, daß die Eindeckung von Holz zusammengefügt war, ist nicht mehr vorhanden. Geschichtschreiber berichten von solchen Tempeln nur in soweit, als hölzerne Säulen, die genannt werden, notwendig auf eine ebengemäße Eindeckung schließen lassen. Zwei Verse benehmen uns allen Zweifel, daß Tempel von der Anlage noch zu Euripides' Zeit in Athen gesehn wurden oder doch nicht aus der Erinnerung gekommen waren.

Bei dieser zweiten Klasse von Tempeln, die schon griechisch heißen können, war der Unterbau von Stein und stellte Stufen dar, wenigstens an der Eingangsseite. Die Säulen waren von Stein und gleichfalls die Wände der Zelle, von Stein der Architrav, indem die Blöcke, aus denen er zusammengesetzt war, von der Mitte der einen Säule bis zu der der andern reichten. Die Balken des Architravs nennt der Zimmermann Rahmstücke, indem der Architrav einen Rahmen um das Gebäude darstellt. Quer darüber werden andere Balken, die Friesbalken, in gleichen Zwischenräumen von einander gelegt und darüber Dielen. Wenn man diese letzten Balken an der Längenseite des Tempels in der senkrechten Ebene des Architravs sich abgefäht denkt, so entstehen die Triglyphen oder Dreischlige, das sind die Abschnittsflächen der Friesbalken, mit charakteristischen, senkrechten Einschnitten versehen, und die, ebenso richtig genannten, Metopen oder Zwischenöffnungen, das sind die leeren Räume zwischen den Triglyphen. Die vorher erwähnten hier anzuführenden Verse finden sich in einer Tragödie und betreffen den Dianentempel in Tauris:

Schau' dahin, wo innerhalb der Triglyphen ein leerer Raum ist, um den Leib herabzulassen.

Dem Phylades wird der Rath gegeben, durch eine Metopen-Öffnung zu kriechen, um das Götterbild aus der verschlossenen Zelle zu rauben. Die Verse enthalten also den Namen Triglyphe als die älteste Baubenennung, sie lehren uns, daß nach 480 vor Christi Geburt eine Eindeckung von Holz noch nicht ungewöhnlich war, und lassen uns als geringste Höhe des Tempels etwa 15 F. annehmen, wenn wir die Metopen-Öffnung auf mindestens 1 F. Höhe und Breite berechnen. Die Zelle war klein, selbst in größern Tempeln, und zu ihrer Erleuchtung reichte häufig die offene Thür hin. Das Gemach erfüllte den Zweck, wenn genug Raum vorhanden war für die Aufstellung des Göt-

terstandbildes und des Altars, an welchem der Priester opferte. Als in der Folge stattlichere Tempel von größerem Umfang erforderlich wurden, traten andere Bedingungen ein, wenn auch nach wie vor die Feiernden nicht in die Zelle eintraten, sondern sich im Tempelvorhof versammelten. Da diesen die Stufen des Heiligtums als Sitze dienten und die Vorhalle ihnen Schutz gegen Regen und Sonnenschein gewährte, so hielt man es für passend, den Unterbau ringsum mit Stufen und die Zelle ringsum mit einem Säulengang zu umgeben. In der Zelle wurde jetzt für eine Beleuchtung von obenher gesorgt durch eine viereckige Lichtmündung. Zu dem Ende wurde der Firstbalken des Dachs durchschnitten und Säulen in zwei Reihen zur Unterstützung der Dachflächen aufgestellt. So entstanden im Innern, um einen späteren Ausdruck zu gebrauchen, drei Schiffe und, da das Mittelschiff unter dem unverdeckten Himmel stand, so erhielt die Zelle das Ansehn eines von Säulengängen eingeschlossenen Hofraums. Die Lichtmündung ward auch wohl als zweckmäßig erachtet zur Abführung des Rauchs der Opferflammen. Eine Öffnung mitten im Dach schließt in Ländern eines milden Klimas keinen Widerspruch in sich und wir werden einen Tempel in Rom kennen lernen, der zur Kirche eingerichtet durch eine nicht zu verdeckende Lichtmündung erleuchtet wird. Die Säulenreihen im Innern gaben Anlaß zu Galerien, die unsern Emporkirchen nicht unähnlich sind. Es ist in den Tempelruinen der Raum nachzuweisen, wo sich Treppen befanden, die auf die Galerien und das Dach führten. Die Giebel waren sehr niedrig, das Dach so flach, daß man es von unten nicht zu sehn vermochte, und gefahrlos darauf umherwandeln konnte. Wir wissen, daß Demosthenes, als er in der Verbannung lebte, täglich das Dach des Haupttempels bestieg, um nach seinem geliebten Athen hinzublicken.

So fehlt es in meist gelegentlichen Angaben der alten Schriftsteller nicht an einzelnen Anhaltspunkten, um Muthmaßungen Gründe der Wahrscheinlichkeit unterstellen zu können; Sicherheit wird nie erzielt werden.

Der Baumeister Vitruv, der im Dienst des Kaisers Augustus lebte und in vorgerücktem Alter schrieb, hinterließ uns zehn Bücher über die Baukunst. Obgleich ihm zum Theil griechische Schriften vorlagen von Männern, die die von ihnen gebauten Werke erklärt hatten, so fehlte ihm doch die richtige Vorstellung von dem altdorischen Tempelbau. Die Regeln, die er gibt, stimmen nicht mit den Denkmälern überein. Zu seiner Zeit war die dorische Säulenordnung so gut wie außer Brauch gekommen. Nur in einem Punkt berichtete er wahr, daß nämlich die Formen des Holzbaus in Stein nachgeahmt waren.

Wenn sich auch kein Tempeldach erhalten hat, so war in Gestalt des Holzbaus bei den kunstvollendeten Tempeln Alles, Dach und Gesims, Giebel und Fries von Stein. Der letztere bestand nicht mehr aus Balkenköpfen und dazwischen befindlichen Öffnungen, sondern aus langen Steinblöcken, die ein dem Architrav entsprechendes Bauglied bildeten. Die Metopen waren jetzt nur scheinbar, nämlich vertiefte Felder zwischen den vortretenden, nämlich den Triglyphen mit den Ein-

schnitten. Die Last war ungeheuer, mochte auch das Dach nur als eine Decke erscheinen mit einem geringen Abfall nach beiden Seiten hin.

Wenn wir uns jetzt zu den pästianischen Tempeln wenden, so heißt es Pietät und Wissenschaftlichkeit, daß wir in Ehren Windelmann's gedenken, der, wie er in einem Brief sich berühmt, als der erste Deutsche mit zwei Landsleuten Pästum besuchte. Als Windelmann in der Altmark zerlumpte Schulkinder unterrichtete, trat bei Lesung der alten Schriftsteller die Schönheit der griechischen Kunst in bestimmten Umrissen vor seine Seele, obgleich er in Stendal nichts gesehn hatte, was einer antiken Statue ähnlich sah. Göthe äußerte gegen Eckermann, es verhalte sich mit ihm wie mit Columbus, der die neue Welt ahnungsvoll im Sinne trug, bevor er sie entdeckt hatte. Wo ein reibliches echtes Streben ist, da tritt gewöhnlich dem Forscher ein glücklicher Zufall fördernd und begünstigend entgegen. Windelmann's Sehnsucht stand von jeher nach Griechenland, der Wunsch wurde ihm nicht erfüllt, aber in den Jahren, als er Studien der Kunstwissenschaft in Dresden trieb, wurde durch die Auffindung der pästianischen Tempel ihm ein Griechenland in Italien gewonnen. Kant habilitirte sich 1755, in demselben Jahr habilitirte sich Windelmann, als er Rom als seine eigentliche Akademie bezog und lehrte. Ueberall fühlte er das Echtgriechische, das Altgriechische heraus. In mancherlei Arbeiten erkannte er den griechischen Stempel, die wegen ihres fremdartigen Ansehns für etruskisch galten. Er war es, der die pästianischen griechische Tempel nannte in einer Abhandlung, die er 1762 abfaßte, wenn sie auch noch in einer italienischen Beschreibung 1784 als toskanische Bauwerke erklärt wurden. Niemand bestreitet jetzt die Wichtigkeit und widerspricht der Meinung, daß der älteste Tempel aus der Zeit stammt, da Poseidonia — so hieß ursprünglich Pästum — gegründet wurde. Die pästianischen Tempel, besonders der wohl so mit Recht genannte Neptun-Tempel, sind für die Erleuchtung der altdorischen Baukunst von allergrößter Wichtigkeit und Windelmann bemerkt von ihnen:

Dieses sind ohne Zweifel die ältesten griechischen Gebäude und nebst dem Tempel in Sirgenti (Agrigentum) in Sicilien und dem Pantheon in Rom ist kein anderes Werk der Baukunst, welches sich so völlig erhalten hat.

Tempel in der vollendeten Steinausführung finden wir früher als in Griechenland in den griechischen Colonien in Italien und Sicilien. In den Handel treibenden Staaten bei der größeren Betriebsamkeit überflügelte hier die Kultur die im Mutterlande. Zeugniß des sind die unvergleichlichen Silbermünzen in Agrigent, die bemalten Thonvasen, die aus den Gräben Campaniens hervorgezogen werden unter dem falschen gangbaren Namen der etruskischen Vasen. Dergleichen kommt in Athen und Corinth nirgend vor. Erst zu Perikles' Zeit erlangte Athen das Principat in der Kunst. Die Colonien verbreiteten sich um den tarentinischen Meerbusen und erstreckten sich an der Westküste Italiens bis nach Neapel hin. Eine Filial-Colonie am salernitanischen Meerbusen war Poseidonia, die Neptunstadt, deren Einwohner aus Sybaris dahin gekommen waren. Sie wurde von den Römern Pästum genannt.

Wer nach Neapel reist und Interesse am Alterthum nimmt, macht von dort zwei Ausflüge, einen nach Pompeji, den andern nach Pästum. Dort wird unsere Phantasie lebhaft von all den Dingen angezogen, die in plauderhafter Weise uns vom kleinstädtischen Treiben einer römischen Provinzialstadt Zeugniß geben, hier erhebt uns eine stille Feier in der Bewunderung des höchsten griechischen Alterthums, eine begeisternde Stimmung Angesichts der drei Tempel, die als unverbrüchliche Zeugen die Heiligkeit der Stätte bekunden, wenn auch die Gegend uns als Wüste anstarrt, die ehemals mit ihren Rosengärten prangte, wenn auch die Hirten, die zur Bewachung schwarzer Büffel in erbärmlichen, einzeln stehenden Hütten wohnen, uns nicht den einstmaligen Wohlstand ahnen lassen und ein Bild des Glends zeigen.

Es war um das Jahr 1750 als ein englischer Maler an diese Stelle des salernitanischen Meerbusens kam und die drei dorischen Tempel so gut wie entdeckte, denn ihre Wichtigkeit ward nicht erkannt, indem kein alter Schriftsteller ihrer gedenkt.

Eine cyclopische Mauer in unregelmäßig länglichem Viereck umschließt die Stadt. Die vorgefundene fortifikatorische Umgrenzung bestimmte wohl die Anwohner, hier Poseidonia anzulegen. Wenn die Stadt den ganzen Raum ausfüllte, so war sie größer als Pompeji. Von ihrem hohen Alter melden die vielen Münzen — auf den ältesten sehen wir in ungethümlicher Gestalt Neptun mit dem Dreizack und die Anfangsbuchstaben von Poseidonia — von ihrer staatlichen Bedeutung die drei Prachtgebäude.

Neben dem Neptuntempel, ungefähr von gleicher Größe, liegt eines, das man Gymnasium nennt, und fernab ein kleiner Tempel, der eben so willkürlich als Ceresstempel gezeigt wird. Alle drei sind mit Säulenreihen umgeben. Bei einer Vergleichung ergibt sich, daß der Neptuntempel mit 6 Säulen an der Front- und 14 Säulen an der Längenseite ungleich früher gebaut ist. Das höhere oder geringere Alter verräth sich nämlich in dem Grad der Festigkeit. Die Annahme, daß je dicker und kürzer die Säulen sind, desto älter der Bau sei, scheint sich bei einer vergleichenden Betrachtung der Tempel-Ruinen als richtig zu bewähren. Auf den Neptun-Tempel wollen wir allein unsere Aufmerksamkeit lenken.

Es fehlt die Zellenmauer, es fehlen in der Zelle einige Säulen und endlich das Dach. Bei der umlaufenden Säulenhalle müssen wir, was uns an der Colonnade unserer Universität*) gefällt, vergessen. Hier sind die Säulen schlank und zierlich mit Capitellen und Basen, sie stehen so weit von einander, daß vier

*) Das Universitätsgebäude in Königsberg, auf das mehrfach verwiesen werden soll, ist 60 F. breit und 237 F. lang, mit den Colonnaden 297 F. lang. — Der Mittelbau ist 65 F. lang und breit und 82 F. hoch. — Jede der beiden Colonnaden ist 86 F. lang, 18 F. hoch und 13 F. breit.

Säulen dazwischen Platz hätten, sie sind durch Bogen verbunden, durch die der Zwischenraum bedeutend erhöht wird. Aber das Massive, Gebrungene hat auch seinen Reiz und niemand betrat die pästianischen Tempel ohne Entzücken. Der Unterbau zeigt drei umlaufende Stufen und ist die gemeinschaftliche Base für die Säulen, bei welchen kein Fußgestimse oder Base dem mächtig vorragenden Kopfgestimse oder Capitell entspricht. Dieses besteht aus dem Wulst und der darüber liegenden Platte. Die Säulen, nur viermal so hoch als dick, die sich kegelförmig zuspitzen, sind unten 6 Fuß stark. Da die Zwischenweiten nur 8 Fuß betragen, so können sie den größten Druck bewältigen. Das klassische Alterthum liebte das Regelmäßige, aber nicht das Abgejirkelte. Der Wulst, auch Viertelstab genannt, weil er der Vorschrift nach einen Viertelkreis im Profil darstellen soll, hat nur eine diesem sich annähernde Form in einer verzogenen Linie. Der Schaft der Säule mit langen scharfkantigen Hohlreifen ist nicht nach dem Lineal gearbeitet, sondern so, daß eine sanfte Schwellung dem Stamm eine nicht zu verkennende Weiche gibt. Das Verhältniß ist überall mit glücklichem Takt beobachtet. Wenn die Säulen vom Innern bis zum Dach hinangereicht hätten, so würden sie unangenehm kolossal sich ausgenommen haben. Statt dessen sehen wir zwei Ordnungen Säulen über einander. Die oberen gehörten zu den erwähnten Galerien (Sp. 29.).

Wenn das Starke und Strenge auch vorwiegt und das Schöne und Anmuthige zurückbleibt, so verleugnet sich nirgend die Größe, obwohl das Bauwerk dem Maße nach darauf keinen Anspruch erheben kann. Der Tempel ist 75 F. breit, also breiter als unsere Universität, und 181 F. lang, hat also weniger als zwei Drittel ihrer Länge.

Wenn die erwähnten Münzen (Sp. 30.) und der Neptuntempel gleichzeitig entstanden sind, so dürfte man die Zeit um 550 vor Chr. setzen. Der von Windelmann genannte Tempel in Agrigent (Sp. 30.) scheint nach dem Muster des Neptuntempels gebaut zu sein, wenn auch, wie es Anzeichen lehren, ungleich später, und als Gründungsjahr von Agrigent wird 482 angegeben. Dieses kann zur Unterstüttung der Behauptung dienen, daß der kunstvollendete Steinbau in den griechischen Kolonien dem in Griechenland und in Athen (Sp. 30.) vorausging.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

- | | |
|-----------------------|-----------------------|
| 1. | 2. |
| Ein Jeder hat es, | Ein Jeder war es, |
| Im Grabe ruht es, | In der Wiege ruht es, |
| Der Herr befehlt es, | Die Frau befehlt es, |
| Der Kutscher thut es. | Der Diener thut es. |

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Reusch

No. 23.

vertheilt den 11. Mai

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nehmen die hies. akadem. Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts alle kgl. Postanstalten an.

Um gütige, möglichst vielfache Verbreitung dieses Vereinsblatts in unserer Provinz Ost- und Westpreußen wird ebenso ergebenst als dringend gebeten.

Ordner-Anzeigen.

Nächste Sitzung Freitag den 17. Mai Abends 6 1/2 Uhr. Tagesordner Tribunalsrath Schlotzka, welcher die nordische Sage von dem Schmied Wieland und dem Schützen Eigil vorzutragen gedenkt.

Sitzung den 26. April.

Introduction.

Gar brennend ist die Tagesfrage,
Dum lauscht wohl jeder andachtsvoll,
Daß ihm der Tagesordner sage,
Was heute hier geschehen soll.

Zooft van den Bondel, nicht von den Bonden,
Wie ihn die Presse scherzhaft nennt,
Erscheint von Hollands Erdenronden
Als Stern am Himmels-Firmament.

A. Hagen, der schon manches Dichterleben
Vor unsern Augen sinnig aufgerollt,
Hat Van den Bondels edelm Streben
Den schulbigen Tribut gezollt.

Er wird Euch sicher nichts verschweigen,
Was schön und gut und edel heißt,
Dum laßt denn heut geneigt uns zeigen
Dem Dichter, den Freund Hagen preist.

Für dieses Jahr bleibt uns gewogen;
Die Dichter sind zwar selten rar,
Doch ist der Schwan schon angezogen
Und bringt uns frische Lieder dar.

Die Blüthe, die verborgen keimte,
Erwuchs zum starken Baum —
Warum ich diese Verse reimte,
Erräthet Ihr, Verehrte, kaum. —

Doch will ich Euch nicht Alles sagen,
Zu schweigen ist oft recht pikant,
Beleucht' ich alle Tagesfragen,
So bin nicht mehr interessant.

Den Hauptvortrag hielt Professor A. Hagen über den Holländischen Dramatiker Zooft van den Bondel*), in welchem die Schilderung des alten Holländischen Theaters in Vergleich mit dem Englischen Theater zu Shakespeare's Zeit sehr ansprach. Hierauf trug Sekretair Schwahn mehrere kleinere Gedichte einer jungen Dame vor; Zierliche Blümchen, wie sie jungen Damen gut stehn.

In der in der Pause stattfindenden Vorberathung wurde Herr Professor Dr. Herbst zum Tagesordner für September erwählt.

Die zweite Abtheilung eröffnete Schwahn mit dem Vortrage noch einiger Gedichte aus der reichhaltigen Sammlung der vorerwähnten jungen Dichterin, von denen eines Jordans Ribbelungengefänge betraf. Hierauf trug A. Stobbe ein selbst verfaßtes Gedicht in plattdeutscher Sprache vor, welches lebhaften Anklang fand. Der gute Sohn, dem die schönen Worte seiner alten Mutter „mien löwer Jung“, die kein Anderer so schön aussprechen konnte, noch in späteren Jahren in den Ohren nachklangen, war hier höchst ergötzlich geschildert. Nachdem noch A. Lublin ein Paar ansprechende Gedichte vorgetragen hatte, las H. Reusch einen Vortrag seines Bruders, des Tribunalsrath Dr. Reusch, über die eddische Schöpfungsgeschichte vor. Es wird darin nachgewiesen, wie die drei Urafen: Odhin, Hönir und Loki lebiglich die drei Urkräfte: Luft, Wasser und Feuer repräsentiren. H. Reusch schloß demnach die Sitzung mit dem Vortrage eines selbst verfaßten Gedichts: „Kleine Rose“.

Obwohl die Sitzung mit kaum einer halben Stunde Pause von präcise 7 Uhr bis fast 10 Uhr gewährt hatte, und ohne weitere Unterbrechung immer Vortrag auf Vortrag gefolgt war, zeigte sich der ziemlich zahlreich versammelte Zuhörerkreis durchaus noch nicht zur Heimkehr geneigt. A. Stobbe kam daher dem an ihn ausgesprochenen Wunsche freundlich nach, noch zwei seiner reizenden Gedichte vorzutragen. Sie sind, wie er selbst

*) Sein Trauerspiel Gysbrecht von Nemstat hat G. H. de Wilde kürzlich übersetzt und der Bibliothek des Kränzchens verehrt.

bemerkte, schon oft vorgetragen, was schon daraus sich ergäbe, daß er sie vollständig frei vorzutragen im Stande sei; das aber war es gerade, was den Reiz erhöhte. Das plattdeutsche Gedicht „Haus und Triene“, die sich innigst lieben, aber ihre Liebe gegen einander auszupprechen keine Gelegenheit finden können, bis sie endlich beim Tanz allein übrig bleiben, und so auf sich angewiesen, mit Wonne einander umfassen und küssen, übte seine alte Anziehungskraft aus. Ganz besonders schön ist die Schilderung wie dem Hans durch den ersten Kuß, den er auf Trienens heiße Lippen drückt, das Maul aufgeschlossen wird, er spricht, wenn auch nicht viel, so doch fest und bestimmt: „Wir heirathen uns und werden morgen aufgeboten.“ Dann folgten die berühmten „blauen Augen“, die nicht erst in den Himmel schauen dürfen, sondern ihn schon in sich selbst finden müssen. Erst nach 10 Uhr trennte sich die heitere Gesellschaft.

Pompeji seit dem Jahre 1850.

Vortrag von D. Fabricius. Schluß (vergl. S. 9. 19.)

Unter den vielen Gasthäusern, die in letzter Zeit entdeckt wurden, hat eines das Zeichen eines Elephanten, der in sehr roher Weise auf einem Pfeiler zwischen zwei Thüren gemalt ist. Das Thier ist in den Schlingen einer gewaltigen Schlange und wird geleitet von einem Zwerge. Eine Tafel erzählt, daß ein gewisser Sittino vor Kurzem seine Wohnung restaurirt habe; derselbe avertirt die Reisenden davon, daß er ein Triclinium mit drei Betten besitze, und es mit jedem Komfort eingerichtet habe.

Anderer Inschriften verkünden Gladiatoren-Spiele und benachrichtigen das Publikum, daß Kämpfe mit wilden Thieren gehalten werden, und daß das Amphitheater, das unter freiem Himmel war, mit einem Zeltdach versehen sein würde. Die Zeit gestattet uns nicht bei anderen und interessanten Entdeckungen zu verweilen, welche in Pompeji gemacht sind, seitdem Fiorelli die Ausgrabungen leitet; aber wir können nicht unterlassen zu erwähnen, was er für die Bequemlichkeit der Reisenden gethan. Diejenigen, die Pompeji in früheren Zeiten besuchten, werden nicht leicht die hungrigen Wächter vergessen, welche ihnen den Platz vertheideten und sich wie die Spinne auf die gefangene Fliege, auf die hilflosen Reisenden stürzten. In jedem Hause von einigem Interesse lauerte einer von diesen Plagegeistern, der seine Schätze unter Schloß und Riegel hielt und die Sporteln eintrieb, bevor er die Thüre öffnete. Diese Plage hat für die Reisenden in Italien aufgehört; man betritt jetzt die Ruinen an zwei Stellen, bei der Gräber-Straße, wie früher, und bei der Pforte, die zum Forum führt, welches nahe bei der Eisenbahn-Station liegt, und zu dem vor Kurzem ein Weg gebahnt ist. Die Zahl der Besucher wird kontrollirt durch ein Drehkreuz. Jeder zahlt ein Eintrittsgeld von 2 Franken, und ein weiteres Trinkgeld wird nicht gefordert.

Ein Führer wird dann bestimmt, den Fremden durch die Ruinen zu leiten. Zu diesem Amt ist eine sehr gebildete Klasse von Menschen gewählt worden. Der Besucher empfängt ferner einen gedruckten Plan der Ausgrabungen und eine Liste der vorzüglichsten Gebäude. Diejenigen, welche ein besonderes In-

teresse haben, sind mit einem Stern bezeichnet, so daß er entweder alles, was zu sehen ist, besuchen kann; oder wenn seine Zeit beschränkt, nur das Beste davon; er wird so viel als möglich sich selbst überlassen. Man erwartet, daß die Achtung vor dem Eigenthum ihn abhalten wird irgend ein Monument zu beschädigen und sich der rohen Gewohnheit hinzugeben seinen Namen auf die Wand zu schreiben. Fiorelli hat die Anweisung gegeben, alle, die sich ein Vergehen gegen die gute Sitte zu Schulden kommen lassen zu bestrafen; er hat befohlen, daß solche Namen wöchentlich in dem neapolitanischen Blatt, das die weiteste Verbreitung hat, bekannt gemacht werden. Man hat ihn gebeten von den Engländern eine besondere Liste zu entwerfen, damit sie in ähnlicher Weise dem öffentlichen Urtheil in der Heimath verfallen. Anschläge in verschiedenen Sprachen befinden sich an den Eingängen und an mehreren Stellen der Ruinen, die die Besucher auffordern keine Trinkgelder zu geben, und mit augenblicklicher Entlassung diejenigen bedrohen, die es wagen sie anzunehmen, und diese Vorschriften haben schon sehr mächtig gewirkt, und sind von bedeutendem Einfluß auf die früher so demoralisirten italienischen Führer gewesen.

Ein helläugiger, freundlicher Knabe, der einen ganzen Tag hindurch die Zeichen-Materialien eines Malers getragen und viele kleine Dienste mit jener Schnelligkeit und jenem Verständnis, die den italienischen Landmann auszeichnen, geleistet hatte, wies entschieden das Trinkgeld zurück, zu dem er vollkommen für seine Nebendienste berechtigt war, und dieses Zeichen seiner Bescheidenheit war um so mehr von Bedeutung, da kein Aufseher in der Nähe stand. Es ist unmöglich den Einfluß zu berechnen, den diese scheinbar unbedeutenden Vorschriften, die jetzt in allen öffentlichen Gebäuden in Neapel gelten, auf das Volk haben werden; wo kurze Zeit vorher überall Bestechung vom Throne bis zum Bettler herab war, wo jeder öffentliche Beamte vom höchsten bis zum niedrigsten von den Geschenken lebte, die er einsammelte, verdient dieser Versuch Grundsätze der Anständigkeits einzupflanzen, das größte Lob und sollte in jeder Weise Nachahmung finden.

Die illiberalen und thörichte Regel, welche früher den Fremden hinderte die kleinste Skizze von den Ruinen oder von irgend einem Gegenstande, der in ihnen entdeckt wurde, zu entwerfen und Notizen zu machen, ist abgeschafft.

Ein jeder kann unter bestimmten Bedingungen zeichnen, schreiben und veröffentlichen, was er für gut hält. Man hat in Pompeji ein kleines Museum eröffnet, um solche Dinge aufzunehmen, die besonders geeignet sind die Ruinen, die Sitten und die Lebensweise ihrer früheren Bewohner zu erklären, und eine Sammlung von den Resten verschiedener Thiere, wie von Hunden, Ziegen, Pferden, Schildkröten, einem Spannferkel, das noch in der Pfanne liegt und von verschiedenen eßbaren Gegenständen erhöht das Interesse. Dazu hat Fiorelli eine Bibliothek angelegt, welche bestimmt ist, eine vollständige Sammlung der Werke über Pompeji und von solchen Büchern aufzunehmen, die Kunst und Sitten der Alten behandeln. Der Studirende, der Arzt und Geschichtsforscher ebenso, wie der bloße Tourist, kann so viele nützliche und interessante Stunden in den Trümmern zubringen.

Die Namen der Häuser und Straßen sind verändert worden. Früher wurden die vorzüglichsten Gebäude nach Personen von Rang benannt, die zugegen waren, als man sie entdeckte. Es gab ein Haus der Königin von England, ein Haus des Großfürsten u. s. w. Fiorelli hat sich bemüht, indem er die Inschriften, die er auf den Mauern fand, zu Rathe zog und nach anderen Angaben, wie nach Siegeln und Ueberbleibseln, die man in dem Hause selbst antraf, den Namen des Eigenthümers aufzufinden. Wo dies nicht geschehen konnte, wird das Haus einfach gezählt und die Beschäftigung des Eigenthümers notirt. Wir haben z. B. das Haus und den Laden des Färbers, wo seine Kesseln mit den Ueberbleibseln der Farben noch zu sehen sind; das des Bäckers, Malers, des Zimelien-Händlers, ein Speisehaus, ein Gasthaus u. s. w. Viele bedeutende Statuen und Gegenstände, wie Geschirre, die man im Museum von Neapel aufgenommen hatte, wurden in Gypsabgüssen wieder aufgestellt, so daß man ihre ursprüngliche Lage und ihre Benutzung wohl verstehen kann.

Nichts giebt einen höheren Begriff von der Größe, Macht, dem Reichthum und der Civilisation des römischen Reichs in seiner blühendsten Periode als die Trümmer seiner Provinzialstädte und besonders seiner Colonien. Nicht die öffentlichen Gebäude Roms selbst, die unerreichbar waren an Größe und Pracht, Monumente, wie wir sie erwarten können von denen, die die Hauptstadt der Welt bewohnten, erfüllen uns mit gleicher Bewunderung; sondern es sind die Städte dritter und vierter Klasse wie Pompeji mit seinen zwei Theatern, seinem Amphitheater, seinen Tempeln, seiner Basilika und seinem Forum, alle mit ganz besonderem Glanz geschmückt, mit Hunderten von Statuen in Bronze und in Marmor, mit ausgezeichneten Gemälden und den kostbarsten Kunstwerken; es sind die fernen Colonien von Philadelphia und Gerasa und andere, deren Namen der Geschichte beinahe unbekannt, mit ihren langen Gängen von geschmackvollen Säulen-Hallen, ihren marmornen Kapellen, ausgestattet mit großem Luxus und großem Reichthum im einzelnen, ihren gewaltigen Kornhallen aus gehauenen Steinen und den großen Gebäuden, die für politische und religiöse Zwecke oder für öffentliche Vergnügungen dienten; diese, die sich jetzt in einsamer Größe mitten in den Steppen der Syrischen Wüste erheben, — sie sind es, die unser Herz mit Bewunderung erfüllen und uns befähigen die Größe und Macht jenes gewaltigen Volkes zu begreifen. Von jenen großen Colonien sind uns nur Trümmer aufbewahrt; wir müssen sie für das geistige Auge wieder herstellen wie es die Geologen mit den urweltlichen Thieren machen, die sie aus den in hartem Fels gefundenen Nesten zusammensetzen. Glücklicher Weise giebt uns indeß Pompeji die Mittel dazu an die Hand; wir haben dort mehr als ein bloßes Skelett, wir haben dort auch Fleisch und Muskeln, so daß wir fähig sind, die lebendige Form aufzubauen, und eine Einsicht zu gewinnen in das tägliche Leben, die Sitten und Gebräuche des römischen Volkes, und dort ist noch mehr zu thun und noch mehr zu entdecken. Nur ein Drittel der Stadt liegt bis jetzt den Blicken offen; zwanzig Jahre müssen noch vergehen, wenn das Werk so gefördert wird wie jetzt, bevor die ganze Stadt ausgegraben ist. Man kann kaum ahnen, was noch alles

zu den Schätzen die schon entdeckt sind, hinzu kommen wird. Es ist wahr, daß die wichtigsten Gebäude und folglich auch die reicheren Quartiere schon bekannt sind, aber es ist noch eine große Masse von Privatwohnungen übrig, die in vielen Beziehungen interessanter sind, als die öffentlichen Gebäude, weil man sie nirgend sonst findet und sie uns wahrscheinlich unter der geschickten Leitung Fiorelli's mit neuen und sehr schätzbaren Einzelheiten bekannt machen werden, die sich auf das häusliche Leben der Römer beziehen.

Wir sind dem Besuche zum Dank verpflichtet, daß er uns das vollkommenste Monument der alten Welt erhalten hat. Der schreckliche Berg hat, indem er Pompeji zerstörte, es gerettet; und wenn das Leichenkleid von Lava, Schlamm und Asche ganz von demselben entfernt sein wird, wird das Auge des Reisenden auf das vollendete Bild einer römischen Stadt blicken.

Ueber die Baukunst

des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Vorträge von Prof. Dr. A. Hagen.

Einführung. Die Tempel in Pastum.

(Fortsetzung.)

Die dorische Bauart ist die Grundform für alle Tempel. Wenn sie auch zu Perikles' Zeit eine höhere Schönheit entfaltete und mit Kraftfülle Anmuth vermählte, so ist doch der Neptuntempel geeignet, uns über die Grundsätze der antiken Baukunst vollständig aufzuklären und den Geist der Kunst offen darzulegen.

Konstruktion und höhere Kunstbildung, das Praktische und das Schöne sind gemeinhin zwei Begriffe, die einander fremd stehen. Wenn wir an einem Hause bauen sehen, so bemerken wir zuerst ein Gerippe, das die ganze Anlage bei der in allen Theilen fortsetzenden Arbeit uns immer deutlicher erkennen läßt. Aber die Konstruktion ist verborgen, sobald der Bau als vollendet dasteht. Zuletzt wird sie noch durch Läden und angebrachte Verzierungen verdeckt. Oft vernimmt man von Leuten, denen jede ästhetische Beleuchtung unbequem ist, die Aeußerung: wenn mir die Sache nur gefällt, so ist es genug; wie sie entstanden, ist mir dem Laien vollständig gleichgültig. Das Gefallen an dem antiken Bau besteht aber gerade darin, daß wir klar und offen sehen, wie alle Theile sich zu einem regelrechten Ganzen zusammenfügen und uns mit dem Gefühl der größten Sicherheit erfüllen. Bei dem griechischen Tempel ist jedes Bauglied ein fertiges und deutlich abgegrenztes. Keine Bogen lassen in den Formen etwas Schwebendes und Verschwebendes zu. Der Stein liegt und ruht und trägt dem Gesetz der Schwere Rechnung.

Der Grieche ist gewöhnt, alle Erscheinungen des Universums und der Natur unter dem Bilde der menschlichen Figur zu betrachten. Er verglich den dorischen Bau mit der männlichen Schönheit. Wenn wir in einem Antiken-Museum die männlichen Göttergestalten durchmustern, so drängt sich uns meist die Bemerkung auf, daß ihr Körper gesund und kräftig ist, aber nicht so völlig, daß wir nicht das Knochengestüst deutlich erkennen könnten. Es ist nicht ungereimt, das Stützende und Tragende

im Gegensatz zu dem Umfangenden — das eine ist mehr aktiv, das andere mehr passiv — welches wir im Knochengestalt des Menschen unterscheiden, auf das Wesen der Baukunst zu übertragen. Diejenigen Knochen, welche halten, wirken, streben, sind gerade; eine Anschwellung, ein Knopf, zeigt sich oben und unten, wo sie anfangen und aufhören; diejenigen, welche umschließen, haben nicht diese Abgrenzung, indem sie sich mit anderen Knochen verbinden. Wenn wir zum Tempel in senkrechter Linie hinanblicken, so macht sich im Kapitell das Ende bemerkbar: ebenso schließt der Architrav und gleichfalls der Fries mit einem Gesimse ab. Wenn wir dagegen die wagrechten Linien verfolgen, so ist keine andere Unterbrechung ersichtlich, als die Ecke des Gebäudes. Die Gesimse brechen nirgend ab und es wird als ein Fehler in der Architektur vermerkt, wo wir solches entdecken. So kommt es, daß Alles über der Säule als eine Masse erscheint, die sich aufbaut, ohne daß wir ein Auseinanderfallen befürchten, eine Masse, der die stämmigen Säulen als Träger vollkommen gewachsen sind. Das Ornament, das gewöhnlich als überflüssiges Beiwerk betrachtet wird, ist eine notwendige Bezeichnung der Struktur und hebt die Theile hervor, die den Zusammenhang zur deutlichen Erscheinung bringen sollen. Die Linie des Strebens ist die senkrechte. Daher laufen am Säulenschaft von unten auf Hohlreifen empor, daher sehen wir an den Triglyphen, die wenigstens ursprünglich die isolirten Träger des Daches waren, senkrechte Einschnitte. Die Linie des Ruhens ist die wagrechte und ihr gemäß sind die Gliederungen des Architravs und des Frieses gehalten. Bei den ionischen und korinthischen Tempeln nimmt den letzteren ein fortlaufender Bildersstreif ein. Um die Konstruktion noch augenfälliger darzustellen — wenigstens noch bei den Bauarten des Perikleischen Zeitalters — wurden die Theile durch die drei Kontrastfarben abgefordert. Man gab dem Architrav eine gelbe Farbe und dem Fries mit den Triglyphen und Metopen rothe und blaue Felder. So sehen wir, daß die Schönheit der antiken Baukunst in der leicht erkennbaren Bedeutung und vorzüglich in der Klarheit der Anordnung besteht.

Dies ins Auge gefaßt, wird uns das Wesen des Hellenismus verständlich erscheinen in der Eigenschaft des Beendens oder der charakteristischen In-sich-Geschlossenheit und ebenso in der, daß die Kunst sich als eine äußere darstellt.

Die Sorgfalt vollständiger Beendigung schloß die Möglichkeit aus, ein Bauwerk zu erweitern oder zu erhöhen. Bei neuen Gebäuden nimmt man die durchgreifendsten Veränderungen vor, ohne daß geradezu gegen das Schicksalsgefühl verstoßen wird. Nach dem Begriff der alten Baumeister wäre aus einem solchen Verfahren eine unerträgliche Unregelmäßigkeit hervorgegangen. Ebenso war das Unfertige und das Halbe ihnen verhaßt. Und daraus erklärt es sich, daß die alten Schriftsteller so wenig auf Ruinen Rücksicht nehmen, mögen sie auch noch so großartig sein. Das In-sich-Geschlossene, das uns bei nahezu allen alten Statuen zeigen — der Gott, auf sich gewiesen, läßt in freier Selbstgenügnung die Umgebung unbeachtet — ist auch das Maßgebende bei dem Tempelbau. Das Ausdrucksvolle wird nicht durch Einzelnes hervorgerufen, sondern es verbreitet sich gleichmäßig über das ganze Gebilde. Die befriedigende Ueber-

Einstimmung aller Theile weiß nichts von einem wirklichen Mittelpunkt. Die senkrechten und wagrechten Linien zeigen durch die entstehenden rechten Winkel überall von der unverrückten Lage der Masse. Das Tragende und das Ruhende, das Strebende und Lastende markirt sich deutlich, während bei der Bogenkonstruktion der Punkt gesucht werden muß, wo die Stütze aufhört und die Bedeckung anhebt.

Die antike Kunst ist im Gegensatz zu der mittelalterlichen eine äußere Kunst. Der Tempel weckt nicht eine beschauliche Empfindung, wenn auch jedes Denkmal der Vorzeit uns sinnig stimmt. Eine Gefühlsmystik kann da nicht rege werden, wo uns Alles klar und offen vorliegt. Daß das Äußere nur um des Innern willen vorhanden ist, wie bei unseren Gotteshäusern, erräth man nicht. Das Innen des Baukünstlers war dahin gerichtet, das Innere als ein Äußeres aufzustellen. Wenn wir uns den pästianischen Tempel vergegenwärtigen, wie er war, und uns in die Zelle versetzt denken, so erblicken wir um uns Säulen und Architrave wie in den äußeren Hallen und über uns den freien Himmel.

Zweiter Vortrag.

Die fünf Säulenordnungen. Die Ruinen Athens.*)

Wie groß auch der Ruhm war, den Corinth durch seine künstlerische Erfindsamkeit errang, namentlich in der Baukunst, so konnten doch Corinth und Athen vor dem Perikleischen Zeitalter nicht im fernsten in Vergleich mit den Hauptstädten Joniens treten. Den Angaben zufolge wurden zuerst in Corinth Zierden an Giebeln, Traufgesimsen und Decken angebracht, durch den Namen korinthisch wurden später kostbare Erzgefäße und eine der fünf Säulenordnungen ausgezeichnet. Indes waren vieredrige Stützen (die die klassische Baukunst nur in sehr seltenen Fällen duldet) und zwar von Holz noch lange Sitte, so daß ein Spartaner darüber seine Verwunderung aussprach. In Corinth, in einen Speisesaal geführt, fragte er den Wirth, ob bei ihnen das Holz vieredig wachse? Die Frage, anders gefaßt, würde so lauten: warum man nicht zum Muster der Stützen den runden Baumstamm wähle? — Bei Athen denkt man an den attischen Witz und an Phidias, der im olympischen Jupiter eines der sieben Wunderwerke aufstellte. Aber später noch als Tempel mit hölzerner Eindeckung (Sp. 28.) wird es hier vieredrige Pfeiler gegeben haben, wie man aus der sonderbaren Benennung: attische Säule schließen kann, worunter ein vieredriger Pfeiler verstanden wird.

In Sitte, Poesie und Kunst strahlte Jonien weit hervor. Dies sagt uns schon die Ilias, wenn wir die Trojaner mit den Achäern vergleichen, das edel gehaltene Wesen Hektors mit dem übermüthig rohen seines Siegers. Der Verfasser oder die Verfasser der homerischen Gefänge können nur in Jonien gebichtet haben, wenn auch Athen und Salamis Anspruch auf die Geburt Homers erhoben. In Ephesus erkannte man in dem Dianentempel eins der sieben Wunder. Wie lange währte es, ehe durch

*) Die Tektonik der Hellenen. Von C. Bötticher. Potsdam 1844. Die Alterthümer zu Athen von J. Stuart und N. Revett. Herausgegeben von C. Wagner. Darmstadt.

Phidias' Kunst ein Seitenstück zu dem Tempel entstand! An dem ephesischen Heiligtum aus dem sechsten Jahrhundert nahm man zuerst die Säulenordnung wahr, die als die echt klassische die übrigen verdunkelt. Sie knüpft sich an das Andenken eines bestimmten Baumeisters Chersiphron. Die ältesten Künstlernamen sind mißlich und nur aus dem Streben der Griechen zu personifiziren, scheinen sie hervorgegangen zu sein, wie Dädalos und Chersiphron, die wol nichts anderes bedeuten als: Künstler und nur Beinamen sind wie: Katatechnos.*) Dieser wird für den Erfinder der korinthischen Säulenordnung ausgegeben und jene haben das Labyrinth in Kreta und den Dianentempel in Ephesus gebaut. Die Säulenordnung, die Chersiphron hier in Anwendung brachte, heißt seitdem die ionische. In mehreren Handschriften liest man für Chersiphron Ctesiphon. Wahrscheinlich hat er eben so wenig als Homer gelebt und was aus dem erfindenden Geiste eines ganzen Volkes erblühte, wird für das Werk eines Einzelnen gehalten. Richtig erklärt uns aber das Verhältniß der Künste gegen einander der Ausdruck, was Homer in der Poesie, Phidias in der Bildhauerei, das sei Chersiphron in der Baukunst.

Man unterscheidet fünf Säulenordnungen: die toskanische, dorische, ionische, korinthische und römische. Von der ersten, die wir nicht aus Bauwerken, sondern nur aus Vitruvs Lehre kennen zu lernen Gelegenheit finden, können wir als einer nicht griechischen absehn. Wenn sie nicht griechisch ist, so heißt sie darum nicht mit größerem Recht toskanisch. Sie ist jenes nicht, weil sie zum Bereich einer mehr allgemeineren Werththätigkeit gehört. Solche Zustände und Zeitabschnitte, in denen das Verfahren überall so ziemlich dasselbe ist, ehe sich eine Charakterverschiedenheit ausprägt, lassen sich in der Kulturgeschichte mehrfach nachweisen. Die Griechen, die mit Recht oder Unrecht sich die Schüler der Aegyptier nannten, schrieben wohl das Wesen der vordorischen Bauart ägyptischen Einflüssen zu. Bei den ägyptischen Bauwerken fehlt der Fries. (Sp. 27.) Die toskanische Baukunst, wie man sie in Rom am kapitolinischen Jupitertempel sah, kam zunächst aus Griechenland nach Italien. Die Tarquinier siedelten aus Corinth nach Etrurien über und bauten hier in der Art, wie es damals in ihrem Vaterlande noch üblich war. Die Säulen stehn bei dem toskanischen Tempel weit von einander ab, ein sicheres Zeichen, daß das Gebälk wirklich von Holz war. Von Holz werden Anfangs auch die Säulen mit dem Wulstkapitell gewesen sein und daher konnte hier eine Steinplatte nicht fehlen, als Base oder Fußgesimse. Die Säulen waren durch den Architrav verbunden, ein Fries aber wurde nicht bemerkt, da die Balken über dem Architrav weit nach außen vorragten zur Anbringung einer Schutzdecke gegen den Regen, gegen den man bei steinernen Tempeln keine Verwahrung einlegte.

Die anderen vier Säulenordnungen stimmen mit den vier Bildungsstufen überein, die man wiederholt in der Geschichte der Poesie und Kunst als aufeinanderfolgend erkennt. Zuerst wird das Große erstrebt in einer gleichmäßigen Strenge, aus dem sich in freieren Formen das Schöne entwickelt. Darauf wird

*) Callimachus, Katatechnos genannt.

das Mannichfaltige gesucht und der Ausdruck des Interessanten erzielt. Zuletzt arbeitet man auf das Trappante hin, man ergeht sich in ausschweifenden Gestaltungen, oft auf Kosten der Schönheit. Wenn wir an die Malerei des 16. Jahrhunderts denken, so vertritt das gleichmäßig Strenge und Große Vinaccio da Vinci, ihm folgt Raphael, als der eigentliche Schöpfer des Schönen, der Maler der Gracien Correggio nimmt die dritte Stelle ein und die vierte Caravaggio,*), der das ästhetisch Häßliche in wirklichen Bildern behandelt. Wenn wir die vaterländische Poesie des 19. Jahrhunderts betrachten, so ist es die natürliche vorgeschriebene Folge, die wir in Klopstock, Schiller, Schlegel und Heine finden.

Die dorische Säulenordnung verschönert sich in der ionischen, diese verzärtelt sich in der korinthischen und diese gefällt sich in einer gesucht ungebührlichen Umgestaltung in der römischen Säulenordnung, welche (auch die composite genannt) am Ausgangspunkt der antiken Bauweise steht.

Die dorische erhielt ihren Namen, weil die griechischen Colonien meist dorischen Ursprungs waren, in denen sie die kunstgemäße Abgeschlossenheit erreichte, wie wir dies am Neptuntempel in Paestum (Sp. 31.) wahrgenommen. Gegen die späteren Säulenordnungen gehalten, scheint das steinerne Gebälk so schwer zu lasten, als ob die kurzen Säulen gewaltsam niedergedrückt sich unten ausdehnen mußten. Dem Neptuntempel fehlt jegliche Zierde.

Die schönsten Verhältnisse der dorischen Säulen finden wir bei dem Parthenon, dem ersten Tempel Athens. Hier sind die Säulen siebenmal so hoch als dick und sie stehen weiter als dort von einander. Hier nahm jedes Metopenfeld ein Relief ein und Statuengruppen sahen von den Giebeln herab, denn es war Regel, vertiefte Felsler (so auch das Giebelbreitfeld, das von allen Seiten mit Gesimsen eingefast ist) mit einem bildnerischen Schmuck auszustatten.

Die Säulen in den folgenden Ordnungen wurden noch höher, die Anschwellung nahm in gleichem Verhältniß ab, das Gebälk zeigte sich eher kleiner als größer. Dadurch wurde das Ansehn des Leichteren zuwegegebracht. Die Last erschien minder schwer, da sie schlankere Säulen zu tragen vermochten. Durch die Kunst einer wohlberedelten Dekoration wurde dies noch augenscheinlicher. Das Tragende ist einfach gehalten, weil Einfachheit der ernsten Funktion entspricht, das Getragene dagegen mit reichem Schmuckwerk angethan, denn mit dem Bunten, Gezierten verbinden wir den Begriff des Heitern und das Heitere läßt nichts Schweres auffommen.

Die ionische Säule ist 8 oft 9 untere Durchmesser hoch. Dem Capitell entspricht hier beständig eine Base. Bei der dorischen Säule berühren sich die Hohlreifen des Schaftes in scharfen Kanten. Hier sind dazwischen Stege, wodurch die Formen das Schöne verlieren.

Der Haupttheil des Capitells ist auch hier der Wulst, aber durch eine Kehle von der Platte getrennt. Er zeigt eine gleiche

*) Um einen bekannteren Namen zu nennen: Salvator Rosa.

Vorder- und Hinteransicht und zwei gleiche Seitenansichten mit der charakteristischen Zierde der Schnecken und Polster. Vorn und hinten wird der Wulst theilweis durch je zwei Schnecken verdeckt und an den Seiten noch mehr durch das Polster, das die Schnecken verbindet. Auf sehr verschiedene Weise hat man die Schnecken erklärt. Vitruv, der die dorische Säule mit einem Manne, die ionische mit einer Frau vergleicht, (wahrscheinlich mit einer junonischen Gestalt) sieht in den Hohlreifen des Schaftes die Falten ihres Gewandes, in den Schnecken ihre Scheitellocken. Die folgende Deutung dürfte mindestens uns als ebenso wahrscheinlich bedünken. Die ersten ionischen Säulen waren sicher nicht außerhalb an dem Gebäude, sondern im Innern aufgestellt, denn eine Veränderung in der Kunst bildet sich jedesmal von innen heraus. Man prüft gleichsam vorher im Stillen das, womit man zur öffentlichen Schau auftritt. Im Inneren der Tempel wurden Räume dadurch abgegrenzt, daß man Vorhänge zwischen Säulen aufbrachte. Im Buch Esther ist von Tüchern zwischen den Marmorsäulen die Rede und in dem Dianen-Tempel in Ephesus war eine Einrichtung zum Aufrollen der Vorhänge getroffen. Solches konnte leicht den Anlaß zur Erfindung der ionischen Schnecken geben. Sie stellen sich mit ihren Rändern als einen um eine Stange lose aufgerollten Vorhang dar und man vermist nicht das Band, durch welches derselbe aufgenommen und gehalten wird.

Die alt dorischen Tempel waren bemalt, auch an ionischen Tempeln haben sich Reste der Bemalung erhalten. Die Farben scheinen aber aus dem Gebrauch gekommen zu sein, als man durch kunstreichere Einschnitte als bisher und durch Anwendung von Gesimsgliedern ein angenehmes Spiel von Licht und Schatten zu bewerkstelligen verstand. An dem Wulst der alt dorischen Säulen sieht man eine Reihe eiförmiger Körper neben einander gemalt. Bei dem ionischen Capitell ist der Wulst stets in solcher Art durch Einschnitte geziert. Das älteste Gesimsglied ist der Wulst, der noch im Parthenon als das einzige vorkommt, denn ein Wulst ist das Capitell, ein Wulst ist die Traufe. Bei den ionischen und korinthischen Tempeln sind Gesimse beliebt, die im Profil einen Halbkreis, einen geschweiften Umriss, eine Wellenlinie zeigen. Karnies ist ein verstümmeltes griechisches Wort, welches Welle heißt. Damit solche concave Gesimse mehr ins Auge fallen, durch einen dunkleren Schatten sich absondern, so werden dazwischen concave Gesimse, die sogenannten Kehlen, eingeschaltet. Aus solcher Zusammenstellung von Gesimsen besteht die Base und ebenmäßig ist bei dem ionischen Capitell die Platte von dem Wulst durch eine Kehle getrennt, deren Ränder sich seitwärts niederkrümmend die Schnecke bilden. In den Windungen und den anderen Capitell-Formen will man eine Verästelung von Druck und Gegendruck, von einer Bewegung der Kräfte gegen einander erkennen. Der Architrav als die tragende Kraft ist schmucklos und zeigt glatte Streifen. Der Fries, der bei dem dorischen Tempel wie ein bunt gewürfeltes Band den Bau umschlingt und Gürtel heißt, heißt bei dem ionischen und korinthischen dagegen Thier- (d. i. Figuren-) Träger und enthält, da das Bild des Holzbaus aufgegeben ist, einen fortlaufenden Bilderstreif, hier eine Reihe von Greifen, dort einen bacchischen Zug.

Die korinthische Säulenordnung ist nur eine Abart der ionischen. Die ernste Würde ist hier in eine spielende Anmuth übergegangen, die statliche Form löst sich in Ranken und Schnörkel auf. Blätterwerk sind die Stützpunkte. Anthusblätter nimmt man am Capitell und ebenso an den Consolen wahr, die als kleine Hervorragungen das Traufgesims tragen. Die Säule kann hier die Höhe von 11 Durchmessern erreichen. Das Capitell ist ungleich höher und der Körper, um den sich die Blätter legen und über den Blättern unter den Ecken der Platte sich Ranken als Schnecken krümmen, hat eine geschweifte Form, die eines Kraters oder Bechers. Vitruv sagt, daß die korinthische Säule jungfräuliche Schlantheit und jungfräuliche Fugliebe ausdrücke.

Die römische Säulenordnung unterscheidet sich von der korinthischen nur allein durch eine theilweise willkürliche Umbildung und durch ungerechtfertigte Gesimse, die bunt über einander gehäuft sind.

In Athen, der Theseusstadt, die oft vorzugsweise Stadt genannt wird, finden wir unter den Ruinen die vornehmsten Beispiele der dorischen, der ionischen und der korinthischen Bauart. Sie entstanden im Perikleischen Zeitalter und hundert Jahre nachher.

Wenn die Griechen nach den Perserkriegen ihres Nationalgefühls sich bewußt wurden, so gaben sie dies durch Bild- und Bauwerke erst da zu erkennen, als sie durch trostlosen Partienkampf ihre Kraft aufrieben und für die Mithras, die sie sich bereiteten, nur darin Erhebung fanden, daß sie eine Reihe Helden und Staatsmänner erwachsen sahen, die Krieg und Gefahr groß erzog. In Athen sind unter ihnen Perikles und Phidias nicht die letzten. Wie man jetzt Siegeszeichen aus erobertem Metall verfertigt, so ward aus der Perserbeute, die bis dahin als Tempelschatz aufbewahrt gewesen, der Guß einer kolossalen, im Freien aufzustellenden Statue besorgt. Phidias, im Schutz seines Freundes Perikles, stand in seiner Vaterstadt an der Spitze aller großen Unternehmungen und leitete ein ganzes Heer von Künstlern. Es wurden auf der Burg von Athen die Propyläen und der Parthenon, das sind das Prachtthor und der Haupttempel, und nach seinem Tode das Erechtheum gebaut. Der Parthenon war der Minerva, das Erechtheum ihr und zur Hälfte dem Neptun gewidmet, denn Erechtheus ist ein Beinamen desselben. Mehrfach wurde man an jenen Streit der Minerva und des Neptun über die Schutzherrschaft Athens gemahnt. Auf der Akropolis, einer Felsenmasse, die sich mitten in Athen erhebt, nur von Westen her ersteigbar, oben von einer cyclopischen Mauer eingeschlossen, mit einer gekneteten 1000 F. langen und 500 F. breiten Fläche, befanden sich drei berühmte Statuen der Minerva. Zwei waren von Phidias gearbeitet, die dritte, wahrscheinlich aus Holz war ein uraltes Idol. Unter freiem Himmel zwischen den Propyläen und dem Parthenon stand die erstgenannte bronzene Athene als Vorkämpferin von außerordentlich kolossalen Verhältnissen, so daß diejenigen, die Attika umschifften, ihre Lanzenspitze und Helmszierde schimmern sahen. Die zweite, gleichfalls kolossal, von Gold und Eisenbein hieß Jungfrau (Parthenos) und stand als Siegerin mit der Victoria in der

Linken in einem Gemach des Parthenons, das von obenher sein Licht empfing. Die dritte hieß die Stadtbeschützerin. Ihr gehörte ein Gemach im Erechtheum, in dem heiligen Hause, in welchem das Wasser rauschte, das Neptun, um seine Macht zu zeigen, aus dem Boden hervorströmen ließ, und in welchem der Delbaum wuchs, durch welchen Minerva über den Gott siegte. Alle vier Jahre wurde das heilige Schutzbild mit einem neuen wollenen Gewande, das mit Gold gestickt war, bekleidet. An die feierliche Ueberreichung des Festgewandes knüpfte sich ein Fest: die Panathenäen. Die Bewohnerschaft bildete einen Zug, der sich durch die Hauptstraßen Athens bewegte, die Akropolis umschritt und dann durch die Propyläen sich zum Erechtheum begab. Verbunden damit war ein Opfer und ein Wettrennen zu Pferde und zu Wagen.

Von diesen Götterbildern haben sich uns keine Reste erhalten, aber großartige Trümmer von den Tempeln, die groß und erhaben auch noch in ihrer Verfallenheit sind. Athens Reichthum läßt sich nach ihnen vollständig ermessen. Athen ward arm, es sank tief von seiner Höhe herab, aber es bewahrte sein unveräußerliches Ansehen. Bewahrt doch das Auge von dem Glanz, den es aufgenommen, noch den Schein, wenn es auch geschlossen ist, geht doch ein wohl erworbenes geistiges Kapital nicht unter und enthält noch der späten Nachwelt nicht die Zinsen vor. Athen blieb Muster und Beispiel, als das stolze Imperatorenreich die Welt beherrschte. Ein Freund des Cicero wurde durch den ehrenvollen Beinamen Atticus ausgezeichnet. Der Kaiser August nahm es wohlgefällig auf, daß die Athener sein Standbild und das der Dea Roma in einem Tempel aufstellten. Der edelste der Cäsaren, als Athen einer Strafe verfallen war, rief: „Ich verzehle um der Todten willen den Lebenden“. Der Kaiser Hadrian erkannte es als einen hohen Beruf, Athen durch eine Vorstadt zu erweitern und ein Thor lehrt uns, wo das alte Athen endigte und das neue anfang. Constantin überhäufte Athen mit Wohlthaten zum Dank dafür, daß ihm auf dem heiligen Boden eine Statue errichtet wurde. Julian, der Apostat, blickte als Sieger zur Akademie in Athen und vergoß Thränen.

Athen ist als Akademie unvergänglich. Von den Säulen sehen wir die Schönheit ab und wenn die letzte fällt, so bleibt das Andenken noch gesichert. Athen blieb und bleibt, wenn auch Noth und Nichtachtung, Zerstörungsmuth und verkehrter Kunststempel den Ruhm in seinen letzten Strahlen zu vernichten drohten. Die Türken vermauerten die Zwischenweiten zwischen den Säulen der Propyläen, um eine nothdürftige Wohnung für den Commandanten der Feste herzustellen; der Parthenon wurde zur Moschee und das Erechtheum zum Harem des Befehlshabers. Die Türken bauten eine Bastion und trugen zu dem Ende ein kleines Tempelchen ab, das der unbeflügelten Siegesgöttin gewidmet war. Da sie eifertig ihre Werke betrieben, so nahmen sie sich nicht Zeit, die Steine zu behauen, und es war daher möglich, den Bau 1834 wieder aufzustellen. In dem Kriege mit den Venetianern 1687 schleuderte der Feldherr derselben, Königsmark, eine Bombe in den Parthenon, da er in Erfahrung gebracht, daß die Türken darin ihren Pulvorrath hegten und sprengte die Mitte des Tempels aus, so daß nur

die östliche Fronte und die entsprechende westliche mit einem Theil der Längenseite stehn blieb. Fünf Jahre nachher hatten zwei Reisende, die in kunstwissenschaftlicher Absicht die Akropolis besuchten, den Prachttempel noch im vollen Glanz gesehn. Damals hatte der französische Geschäftsführer von einem Maler den Parthenon mit allen plastischen Zierden zeichnen lassen. Der Reisebericht und die Zeichnungen aus jener Zeit sind mangelhaft, aber sie helfen uns die Lücke in dem, was wir über den Tempel wissen, in etwas ausfüllen. Im Jahre 1799 kam Lord Elgin nach Athen, der sich die Erlaubniß verschafft hatte, alles, was sich an Marmorzierden in den Giebeln und in den Metopenfeldern und an der Zellenmauer erhalten hatte, abzunehmen und zu entführen. Er begnügte sich nicht damit, sondern ließ Nachgrabungen anstellen und fand hier die Statuen, die bei dem Bombardement hinuntergefallen und in den Grund versunken waren. Er entfernte vom Erechtheum eine Karyatide.

(Fortsetzung folgt.)

Preussische Volksreime und Volksspiele,

gesammelt und herausgegeben von H. Frischbier. Berlin 1867 (bei Enslin). 296 S. gr. 8.

Schon längst war es der Wunsch aller derer, die für das altpreussische Volksthum Interesse haben, die noch gebräuchlichen Volksreime und Volksspiele gesammelt zu sehen. Ein anerkannter Anfang war bereits in einer in den Neuen Preuß. Provinzialblättern veröffentlichten Sammlung gemacht worden; zum Abschluß ist diese Sache erst durch Frischbier gelangt, dessen Buch eine ungeahnte Fülle und Mannigfaltigkeit an Volksreimen nachweist. Welcher Gedankengang bei der Anordnung des äußerst reichhaltigen Stoffes befolgt ist, können wir nicht besser sagen, als mit des Verfassers eignen Worten: „Dies Buch ist ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes und giebt unserm Volke nur zurück, was ihm gehört. Zuerst ist es die Kinderwelt, welche in ihrer ganzen Lieblichkeit und lebensfrischen Poesie uns entgegentritt. Dem Säugling in der Wiege singt „der Mutterliebe zarte Sorge,“ der Schwester treue Zärtlichkeit und sorgenvolle Schelmerei. Die kosenben Liebchen und Reime stärken und fördern den erwachenden Geist des Kindes, sie lehren es auf sich und seine Umgebung merken. Den Gliedern sichern die ersten Reize und Tanzstunden auf des Vaters Knie und der Mutter Schoß den freien Gebrauch. Das Weh kleiner Verletzungen lindert ein scherzhafter Zauber- spruch, der mit ganzem Ernst entgegengenommen wird. Das Kind stürzt hinaus ins Freie, dem Regen und Sturm entgegen, sie beschwörend durch die ewigen Kinderprüche; es knüpft innigen Verkehr an mit den Vögeln; Käfer und Schmetterling, Heuschrecke und Schnecke zieht es in seine Gesellschaft, zu allen redend — „unbewußter Weisheit froh,“ alle verstehend — kundig ihrer Sprache. Es tritt mit seines Gleichen und mit seiner Umgebung in den kleinen Krieg des Neckens und Schimpfens, knüpft Bande der Freundschaft, übt seinen Witz und seine Zunge, und ist unerschöpflich und unermüdblich in seinen Spielen. — Aus der Zauberwelt der Jugend treten wir hinüber in den weiten Kreis des ernsten Volkslebens, von der Poesie

des Kindes durchweht und verschönt. Die in regelmäßigem Kreislauf wiederkehrenden Feste, die Ernte, der Liebe Lust und Leid, die mannigfachen Lebensverhältnisse in Wohl und Weh gehn an uns vorüber — und nur der Witz des Räthfels schweigt auf einige Zeit: — die für das vorliegende Werk bestimmte Sammlung von Räthfeln ist zurückgezogen und wird auf Wunsch des Verlegers in einer besondern Ausgabe erscheinen.“

Wir glauben nicht, daß sich irgend etwas Wesentliches gegen diese Eintheilung einwenden läßt, die ebenso sachgemäß ist, als sie am leichtesten einem Jeden gestattet, die Reime, welche ihn besonders interessieren, im Buche aufzufinden. Vielleicht wäre es noch möglich gewesen, in einzelnen Abtheilungen noch mehr als es bereits geschehen ist, die uralten Volksreime von denjenigen zu sondern, die ihren neuern Ursprung deutlich verrathen. Denn während einerseits es mit vollem Rechte heißt: „Wie die Alten sungen, zwißchern auch die Jungen,“ so schafft sich andererseits das jüngere Geschlecht seine eignen Reime und Spiele, indem es alte umdichtet oder neue erfindet. Während z. B. Nr. 915 das Gespräch zwischen Hans und seiner Wirtin uralt erscheint, da es fast mit denselben Worten schon in Fischarts Gargantur, der 1575 gedruckt wurde, vorkommt, tragen manche der Spielreime, z. B. 673 Amor ging und wollte sich erquicken u. s. w., 677 Weil mich das Glück fñgt in diese Reihen u. s. w., 678 Wer sich ins Kloster will begeben u. s. w., durchaus den Charakter der Neuzeit. Unter den Schäferspielen machen Nr. 682, 684, 685 auf mich durchaus den Eindruck, als ob sie frühestens im 17. Jahrhundert entstanden sind. Vergleicht man übrigens diese mit den übrigen, so wird man finden, daß, während für die andern sich entsprechende in fast allen Theilen Deutschlands nachweisen lassen, diese letztern höchstens in Königsberg oder einem und dem andern Orte dieser Provinz gebräuchlich waren, und während die übrigen ihre Dauer nach Jahrhunderten berechnen können, diese nach kurzem Dasein wieder verschwanden.

Doch will ich mich nicht zu weit auf eine Kritik des Einzelnen einlassen, welche der Raum dieses Blattes nicht gestattet. Ich will nur noch ausführen, was ich eben angedeutet habe, daß Frischbiers Buch nicht nur durch seinen Reichthum an bisher noch ungehobenen Schätzen wissenschaftlichen Werth hat, sondern besonders auch durch die höchst sorgfältige und mühevolle Heranziehung der Vergleichstellen aus andern Sammlungen. Die an und für sich unbedeutend scheinenden Reime oder Spiele gewinnen dadurch erhöhte Bedeutung, daß man sieht, sie waren und sind noch bald in Westphalen, bald in Holstein, bald in Lübeck, oder in der Schweiz und England in gleicher Weise in Gebrauch, und auch in ihnen tönen oft Reste altdeutscher Sprache, Sitte, Religion nach.

Ganz abgesehen aber von diesem wissenschaftlichen Werthe wird für diejenigen, welche für die heranwachsende Kinderwelt ein offenes Herz haben und sich mit Liebe der eignen Kindersjahre erinnern, das Buch eine willkommene Gabe sein; denn manche längst verklungene Jugenderinnerung wird durch diese Reime in ihnen in einer Weise wachgerufen werden, wie es sonst durch kein anderes Mittel möglich wäre.

Volksthümliche Naturgeschichte.

In dem Fürwort der Ordner Unterh. II. S. 2 heißt es: Das lit. Kränzchen suche die Kräfte der Provinz zu bestimmten Aufgaben zu vereinigen, deren Lösung eben nur durch gemeinsames Zusammenwirken zu ermöglichen sei. Zu diesen Aufgaben gehört namentlich die Sammlung der heimathlichen Volksthümer und sie sollte durch unser Vereinsblatt vorzugsweise gefördert werden.

Zum Verfolge dieses Zwecks wollen wir den Rest des laufenden Jahrgangs, welchen A. Hagen's hangeschichtliche und andere Vorträge etwa übrig lassen werden, zu einer mythologischen Naturgeschichte d. h. zur Zusammenstellung derjenigen Volksthümer benutzen, welche sich auf Himmel und Gestirne, Thiere, Pflanzen und Mineralien beziehen, und bitten alle geehrt. Leser und Leserinnen:

uns möglichst reiche Ergänzungen und Nachträge zu unserer Sammlung, wie sie bei ihrer Durchsicht gewiß Jedem einfallen werden, gütigst zukommen zu lassen.

In den N. p. P. Bl. B. 6. S. 206 ff. hatte Neusch die preuß. Volksthümer, welche sich auf das Jahr und seine Zeiten Wochen und Tage beziehen, unter dem Titel „Volkskalender“ in 151 Nummern zusammen gestellt und erhielt bald so viele Ergänzungen, daß er schon B. 10. S. 116 ff. einen Nachtrag von nicht weniger als 56 Nummern folgen lassen konnte. Möge unsere Volksnaturgeschichte eine gleich lebhafte Unterstützung finden.

I. Gestirne.

Mond.

1. Ein Bäuerelein schlich sich Nachts in Nachbars Garten, um Kohl zu stehlen. Kaum aber hatte er eine Staude umgebrochen, als ihn auch schon der alte Nachtwächter, der Mond, abfahnte und sammt dem Raube hinaufzog. Die dunkeln Flecken im Monde sind, wie man noch deutlich sehen kann, der Dieb mit dem Kohlstrunk.

2. Spinnt man bei Mondenschein, so kommt der böse Geist und nimmt den Flachs fort.

3. Im zunehmenden Lichte soll man die Haare beschneiden, dann wachsen sie gut ein.

4. Bei abnehmendem Lichte darf man nicht Hochzeit machen, weil sonst die Wirthschaft der neuen Ehe zurückgeht. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthfel S. 32.

Vorfahren — Nachkommen.

(In dem Räthfel 2. B. 1. lies „ist“ statt „war“.)

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Neusch

No. 24.

vertheilt den 15. Juni

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nehmen die hies. akadem. Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts alle kgl. Postanstalten an.

Um gütige, möglichst vielfache Verbreitung dieses Vereinsblatts in unserer Provinz Ost- und Westpreußen wird ebenso ergebenst als dringend gebeten.

Sizung den 17. Mai.

Tagesordner: C. Schlotka. Zunächst las der Tagesordner einen von Dr. R. Neusch verfaßten Aufsatz über die nordische Sage von Schmidt Wieland und dem Schützen Egil vor, welchen er mit einigen Worten über den Werth der Edda einleitete. In dem Aufsatze ist insbesondre der Zusammenhang der beiden Uebersetzungen dieser Sage in der Edda und Vilkina-sage nachgewiesen.

Hierauf gab der Professor A. Hagen in der Vorlesung eines Reiseberichts von Nicolovius ein liebliches Bild des idyllischen Lebens der Bewohner von Fria. Daran schloß sich die Mittheilung des Lehrer Frisch hier über verschiedene naturgeschichtliche und physikalische Volksanschauungen und sich daran knüpfenden Aberglauben. (Vergleiche S. 48 dieser Unterhalt.)

Der Sekretair Schwahn trug ein selbstgedichtetes Lustspiel vor, in welchem die Verwickelung darauf beruht, daß zwei Tanten sich von dem Liebhaber der Nichte geliebt glauben.

Zum Schluß endlich theilte A. Stobbe einige seiner plattdeutschen Gedichte mit; mit dem befriedigenden Eindruck dieser von wahren Humor erfüllten Dichtungen trennte sich die Gesellschaft.

Nordische Göttersagen.

(Vergl. II. S. 37.)

2. Die eddische Schöpfungsgeschichte.

Vortrag von Dr. R. Neusch.

Am Anfange bestanden nur die beiden Urwelten: im Norden die Wasserwelt Niflheim, im Süden die Feuerwelt Muspel und zwar die letztere allererst. Zwischen diesen beiden Polen des Weltalls gab es nichts als die kassende Leere Ginnungagap d. h. Luft. Diese Luft war in ihrem nördlichen Theile dunkel, stürmisch und grimmig kalt wie Niflheim, im südlichen Theile dagegen hell, windstill und sengend heiß wie Muspel. Inmitten Niflheim's entsprang nun ein Brunnen Hvergelmir (der brausende Kessel) und aus ihm quollen die zwölf Sturmströme Elivagar. Als aber ihre Fluthen in das

nördliche Ginnungagap traten, stodten sie bald und gefroren. Die starren Eislöcke schoben sich indeß, von der nachdrängenden Strömung getrieben, einer über den andern immer weiter südwärts fort, so daß sie endlich der Gluth Muspel's begegneten. Hier schmolzen sie zu Tropfen und die Tropfen gewannen durch die Hitze Leben (1. 2.).

So entstand das erste menschenähnliche Wesen, der Riese Ymir (der Tofer) und eine Kuh Audhumbla (die Saftreiche). Der Riese ernährte sich von der Milch der Kuh und erzeugte selbstständig Mann und Frau und einen sechshäuptigen Sohn Thrudgelmir, welche sich dann weiter fortpflanzten. Die Kuh dagegen nährte sich durch Lecken der salzigen Eislöcke und legte dabei am dritten Tage einen starken und schönen Mann Buri hervor, dessen Sohn, Bör, sich mit einer Riesin Bestla vermählte und von ihr drei Söhne gewann, die Urafen Odin, Hönir und Loki. Diese erschlugen den Riesen Ymir und in der Einfluth seines Blutes ertrank das ganze ältere Riesengeschlecht, bis auf Berggelmir, einen Sohn Thrudgelmir's, der sich auf einem Boote mit seinem Weibe rettete und Begründer eines jüngeren Riesengeschlechts ward (3—5.).

Aus dem Leichnam Ymir's aber schufen die Urafen nun Himmel und Erde, Meer und Berge, Steine und Bäume, und aus den Bäumen die ersten Menschen. Sodann schieden sie die Riesenwelt Jötunheim von der Menschenwelt Midgard durch einen, aus Ymir's Augenbrauen gefertigten Wall, bauten für sich eine eigene Welt Asgard aus und verbanden dieselbe durch die Brücke Bifröst (den Regenbogen) mit Midgard. Endlich bildeten sie aus den Feuerfunken, welche von Muspel herüberflogen, die Gestirne und aus den Maden, welche sich inzwischen in der Erde entwickelt hatten, die Zwerge (6—12.).

Nach diesem Berichte können wir die Schöpfungsgeschichte in drei Zeitalter zerlegen:

1. Das Zeitalter der Elemente, welches bis zur Entstehung des ersten lebenden Wesens, des Riesen Ymir, geht;
2. das Zeitalter der Riesen, welches mit der Vernichtung des älteren Riesengeschlechts durch die Einfluth abschließt;
3. das Zeitalter der Asen, welches dereinst mit dem f. g. Weltenbrände (200) enden soll.

Erst in dieser letzten Periode treten die Götter auf und zeigen sich als Schöpfer. Man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß sie in den beiden ersten Perioden etwa gefehlt hätten. Sie waren vielmehr von Urbeginn an: in der ersten Periode als tote Elemente, in der zweiten als Riesen d. h. zwar schon als lebende, aber noch als roh sinnliche Wesen, in der dritten endlich bereits als geistige, sittliche Mächte. Die Menschen stellten sich ihre Götter um so lebendiger und geistiger vor, je mehr ihr eigener Geist an Belebung und Erkenntnis gewann. Dies nachzuweisen soll das beschränkte Thema sein, welches wir aus der umfangreichen Schöpfungsgeschichte herausreißen und durcharbeiten wollen.

Im ältesten Zeitalter bestand nur Muspel, Niflheim und Ginnungagap d. h. — um die Trilogie sogleich auszusprechen: Feuer, Wasser und Luft. Das Wasser gab als Eis den Lebensstoff her und das Feuer belebte ihn durch den rein chemischen Prozeß des Schmelzens. Beide kamen hierzu in Ginnungagap, der Luft, zusammen und mußten das thun, weil das Feuer ohne Luft nicht brennen kann, auch der Gefrierungsprozeß im luftleeren Raume wenigstens erschwert wird, endlich das menschenähnliche, also mit Lungen versehene und der Lebensluft bedürftige Wesen Ymir sonst schon während der Schöpfung erstickt sein würde.

Dieselbe Trilogie finden wir nun in den Asen der dritten Periode verkörpert. Allerdings kann sich dies erst dann klar zeigen, wenn wir — wozu hier nicht der Ort ist — auf das Wesen der einzelnen Götter genauer eingehen. Indes läßt sich auch schon jetzt Folgendes darüber sagen:

1. Der Name Odin heißt *Athem*. Unter *Athmen* verstand aber die alte Sprache nicht allein das Einziehen und Ausstoßen der Luft durch die Lungen, sondern *Wehen*, also alle Luftbewegungen, von dem leisen Fächeln des Zephyrs ab bis zum Sturme. Alle diese Graduationen der Luftbewegung umfaßte Ginnungagap; dieselben mußte also auch ihr Repräsentant umfassen und das leistete Odin nicht allein in seinem Namen, sondern auch in seinem Wesen, welches sich von dem tiefstinnig grübelnden Asen bis zu dem wüthenden Jäger modulirt.

2. Hânir's Name soll der *Klare* bedeuten, ein Beiwort, welches zu der Krystallfluth des beruhigten Meeres, das er repräsentiren soll, trefflich passen würde. Ganz entscheidend aber spricht für diese seine Repräsentation der Umstand, daß er bei dem Friedensschlusse zwischen Asen und Vanen gegen Mîrdr ausgetauscht ward, den wir bereits als einen Meerergott kennen gelernt haben.

3. Die Repräsentation des Feuers endlich durch Loki ergibt sich schon aus seinem Namen. „Loki“ heißt nemlich der *Leuchtende* und sein zweiter Name *Lodr* der *Loderer*. Licht und Flamme aber umfaßten gerade das ganze Wesen des Feuers.

Wenn wir die Elementar-Trilogie nun so in der ersten und dritten Schöpfungsperiode gefunden haben, so mögen wir schon denken, daß sie auch in dem zwischenliegenden zweiten Zeitalter nicht gefehlt hat und daß es also auch eine Riesen-Trilogie gegeben haben müsse. Dies bezeugt uns eine neuere Quelle, indem sie erzählt: (Nordiske Fortids Sagaer B. 2. S. 3.)

Ein Mann mit Namen Fornjotr — d. h. der Vorbesitzer, der Ureinwohner, also Ymir — hatte drei Söhne: Kari, Hler und Logi. Hler, auch Degir genannt, waltete über das Meer, Logi über das Feuer und Kari über die Winde.

Indes auch die Edden selbst bieten uns die Hand, eine solche Trilogie aufzufinden, wenn man nur zu suchen versteht. Wir haben nemlich bereits bemerkt, daß die Riesen in einem Gegensatz zu den Asen stehen, welcher den Sturz der ersteren zur nothwendigen Folge hatte: dem Gegensatz der sinnlichen und geistigen Mächte. Dies zeigt sich in der Verschiedenheit ihrer Entstehung, ihrer Namen und ihres ganzen Wesens. Ymir entstand durch einen rohen chemischen Prozeß, die Asen aber waren bereits ein Kunstprodukt, denn ihr Stammvater Buri wurde von der Kuh Audhumbla aus den salzigen Eisblöcken herausgeleckt. Von einer feinen, glatten, blanken und sauberen Arbeit sagen wir noch jetzt: sie sehe wie geleckt aus, und scharfen Geist, feinen Witz, durch welchen eine Rede gewürzt wird, heißen wir ebenso noch jetzt *Salz*. In dieses geistige Gebiet weist uns auch Odin's Name, welcher — wie wir erfuhr — *Athem* bedeutet; *Athem* aber war früher der gewöhnliche Ausdruck für das neuere „Geist“, welches erst nach Ulfilas (+ 381) aufkam und ebenso wie *Athem* ursprünglich *Leben* bedeutet. Daher gebrauchen wir die Redensarten: Ihm geht der *Athem* aus und Er giebt den Geist auf noch heute gleichmäßig für *Sterben*. Die Riesen dagegen werden schon durch ihre eddischen Namen: Jöhtunen die Gefräßigen und Thursen die Durstigen und ihre Eigennamen Ymir der Töfende, Dergelmir, Trudgelmir, Berggelmir die aufbrausende Erde, Kraft und der gährende Berg, Thjassi der Stürmende, Suttungr und Frungr die Rauschenden als rohe und unbändige Wesen bezeichnet, welche nur für sinnliche Genüsse leben und nur auf körperliche Kraft vertrauen. Der Sturz ihrer Dynastie am Ende des zweiten Zeitalters war daher nicht etwa ein Verbrechen der Asen, sondern entsprach dem Naturgesetze, nach welchem bei steigender Kultur die sinnlichen Kräfte der geistigen Ueberlegenheit weichen müssen.

Allerdings will Har eine Dynastie der Riesen überhaupt nicht passiren lassen, indem er auf die Frage des Königs Gylfi (32.): Ob er schon den Riesen Ymir für einen Gott halte?

ganz entschieden antwortet:

Wir halten ihn mit Nichten für einen Gott; er war böse wie alle von seinem Geschlechte.

Dennoch läßt schon die, sonst unmotivirte, Frage eine Abnung des gestürzten Göttergeschlechts durchblicken und daß es nun, nach seinem Sturze, für böse ausgeschrien wurde, war eine ledigliche Folge eben dieses Sturzes. Die alten Riesen nemlich wollten, obwohl dieselben Elemente, welche sie repräsentirt hatten, jetzt durch die Asen repräsentirt wurden, keineswegs ganz zurücktreten, sie theilten sich vielmehr in das Repräsentationsrecht mit ihren Verdrängern in der Art, daß diese die Elemente in ihrer Lieblichkeit und Segensfülle, sie selbst dagegen dieselben nur noch in ihrer Wuth und Verderblichkeit vertraten. Sie sanken zu winterlichen oder gar feindseligen Mächten herab, während die Asen als die sommerlichen und freundlichen Mächte galten, bis das Christenthum einbrang, sie durch die Heiligen verdrängte und, wie wir später oft bemerken werden, sie selbst zu Teufeln wurden.

Wenn wir also die riesigen Vorgänger der Asen finden wollen, so werden wir sie vorzugsweise da zu suchen haben, wo die Edda sie mit den Asen in Konflikte oder wenigstens in Gegensätze bringt.

1. Odin führte unter seiner Masse Beinamen auch den des *Vasudr* d. h. der *Wahrende* oder — um einen freilich vom Feuer hergenommenen, aber bekannteren Ausdruck zu gebrauchen — die *flackernde Luft*. Ganz dieselbe Bedeutung hat der Name des Riesen Vasthrudnir, mit welchem sich Odin einst auf Leben und Tod in Weisheit maas (42—47). So lange sich das gegenseitige Examen um bloße Nomenklaturen und Gedächtnissachen drehte, war der zungenfertige Prahlhans oben auf, sobald ihm aber Odin eine Frage, deren Beantwortung Verstand erforderte, vorlegte:

Was sagte Odin seinem Sohne Valdr, als derselbe den Scheiterhaufen bestieg, in's Ohr?

war es mit aller seiner Weisheit aus; er erblasste und ergab sich. Vielleicht wird auch Ihnen die Frage grausam oder wenigstens unbeantwortbar erscheinen. Wie sollte auch — können sie sagen — Vasthrudnir ein Geheimniß errathen, welches außer dem Frager nur noch ein Todter gehört oder vielmehr nicht mehr gehört hatte. Aber die Frage war dennoch keineswegs unbeantwortbar, denn Professor Dr. Simrod hat sie, obwohl inzwischen Jahrtausende verlaufen sind, in der That und zwar so wunderschön beantwortet, daß die Richtigkeit seiner Lösung über allen Zweifel erhaben ist. Odin hatte nemlich eben nach den Göttern der wiedergeborenen Welt gefragt und Vasthrudnir nur Vidar und Valfi, und Mîrdr und Magni genannt, also Valdr und Hôdr (203.) ausgelassen. Wie ein tüchtiger Pädagoge sagte er nun dem großen Schuljungen nicht gleich auf den Kopf, daß seine Antwort unvollständig gewesen sei, sondern er hoffte ihn durch geschickte Fragen selbst darauf zu bringen. Er fragte also zunächst nach seinem eigenen Ende, und Vasthrudnir wußte, daß Odin in dem Weltenbrande auf immer untergehen werde. Wenn Odin nun hieran anschließend nach seinen letzten Worten an Valdr fragte, so konnten diese Worte wohl nichts anderes betroffen haben, als die Verschiedenheit ihres Schicksals, den Trost der Auferstehung zu einer besseren Welt, dessen Odin selbst zwar entbehrte, den er aber seinem Sohne mitgeben durfte. Trotz dieser trefflichen Fragen konnte Vasthrudnir auf eine solche Ideenkombination nicht kommen, denn er hatte nichts als ein eisernes Gedächtniß, aber keinen Verstand.

2. Der Vorgänger Hânir's war der bekannte Meerriesegir. Während Hânir und sein Nachfolger Mîrdr, in dessen Seeschloß Noatun sich die Wimpel lustig versammelten, das ruhige Meer repräsentirten, repräsentirte er das aufgewühlte, wüthende Meer, welches die Schiffe verschlägt und zerschellt. Seine neun Töchter waren die verderblichen Wellen und seine Frau Ran d. h. die *Räuberin* zog die Verunglückten in den Meeresgrund hinab. Als er mit den milden Mächten, den Asen in Verkehr getreten war und sie gerne auch einmal bei sich aufnehmen wollte, suchte er die Zeit der Weinernte (September), dann sich das Meer zu beruhigen pflegt, zum Festgelage aus (181.). Der in seinem Kessel (der See) gebaute Meth war aber noch so stark, daß sich sämtliche Asen an ihm betranken d. h. zu

Riesen herabwürdigten und dadurch in ihren Sturz nachgezogen wurden.

3. Den Vorgänger Loki's endlich finden wir in dem Riesen Logi, mit welchem er sich einst in Utgard im Essen maas und, wie bei dieser thierischen Wette vorausgesehen war, von den gefräßigen Jöhtunen besiegt ward (93.). Ueberhaupt kamen die Asen bei dieser Fahrt nach Utgard so schlecht fort, daß sie dem König Gylfi die ganze Geschichte verschweigen wollten (32.). Sie schämten sich aber dessen ganz mit Unrecht, denn alle dort gestellten Wetten zwischen Thjalfi und Hugi im Laufen, zwischen Loki und Logi im Essen, endlich Thor's Proben im Trinken, Heben und Ringen betrafen Dinge, bei denen es nur auf Körperkraft ankam und in denen also die Riesen das ruhmsüchtige Uebergewicht haben mußten. Die abweichende, zum Theil schon auf das geistige Gebiet hinüberstreichende Erklärung der Wunder, welche Utgardloki zum Abschiede giebt (97.) ist neuere Erfindung. Doch enthält sie manches noch Brauchbare; z. B. für unsere heutige Betrachtung: daß Logi, dessen Name *Lohe* bedeutet, das verheerende Feuer sei, was sich denn auch darin zeigt, daß Logi sich nicht mit dem vorgesetzten Essen begnügt, sondern auch noch den Trog, in welchem es vorgesetzt ward, verzehrt.

So haben wir selbst aus den Edden eine Riesen-Trilogie entnommen, welche mit der in der N. F. Sag. überlieferten bis auf den Vorgänger Odin's, der Vasthrudnir statt Kari heißt, stimmt. Indes ist diese Abweichung bei der Vielseitigkeit Odin's nicht zu verwundern.

Rechenkunststück.

Alma an Luise.

Du bildest Dir also wirklich ein, daß mir, seitdem Du mich in Königsberg verlassen und Deine Residenz nach Berlin verlegt hast, all Dein Thun und Treiben ein undurchdringliches Geheimniß sei? Nun, laß uns versuchen. Ziehe Dich einmal, wenn Du Zeit und Lust hast, in Dein einsames Stübchen zurück, schließe Thüre und Fensterladen zu, entferne selbst Dein Vögelchen, damit es ja nichts ausplaudre, und dann verfahre also:

Schreibe auf ein Blatt Papier eine mehrstellige Zahl (z. B. 1867), addire ihre einzelne Ziffern (1+8+6+7=22), ziehe diese s. g. Quersumme von der Zahl selbst ab (1867—22=1845), streiche von der Differenz (1845) eine Ziffer, jedoch keine 0 (also z. B. 8) fort und nenne mir in Deinem nächsten Briefe die übrig gebliebenen Ziffern (1. 4. 5.).

Alsdann werde ich Dir sogleich schreiben, welche Ziffer Du fortgestrichen hast und Du wirst Dich dadurch wohl selbst überzeugen, daß Deine Geheimnißkrämerei gegen mich ganz unnütz ist. Ich weiß doch Alles.

Luise an Alma.

Ich bin ganz Deinem Recepte gefolgt und habe die Ziffern 1 6 4 übrig behalten. Aber, wenn Du auch die fortgestrichene Ziffer — was allerdings wunderbar genug wäre — errathen solltest, so glaube ich doch nicht an Deine Allwissenheit, sondern bitte Dich, mir den Kunstgriff der Auflösung zugleich mitzutheilen, damit ich meinem Bruder Hugo, der eben nach Sekunda versetzt und daher sehr gelehrt ist, einmal tüchtig auf den Zahn fühlen kann.

Alma an Luise.

Du hast die Ziffer 7 fortgestrichen und ich will Dir auch, da ich nicht weiser scheinen mag als ich bin, gerne sagen, wie ich das herausbringe. Ich dividirte die übrig gebliebenen Ziffern, welche du mir aufgabst, (164) durch 9, behielt den Rest 2 und zog denselben von 9 ab ($9 - 2 = 7$). Die Differenz zwischen einer Zahl und ihrer Quersumme muß sich nemlich stets durch 9 ohne Rest dividiren lassen, folglich die Zahl, welche bei der Division an vollen Neunen fehlt, fortgestrichen sein. Das ist zugleich der Beweis für die Richtigkeit meiner Rechnung.

Luise an Alma.

Geehrte Freundin, ich danke herzlich für Deine Erklärung des Wunders, will Dir aber nicht verhehlen, daß sie meinem noch gelehrteren Bruder lange nicht genügt. Ein Lehrsatz, sagt er, ist kein Beweis, sondern muß selbst bewiesen werden. Warum soll die Differenz zwischen einer Zahl und ihrer Quersumme bei der Division durch 9 stets aufgehen? Du wirst also, wenn Du die Gelehrten befriedigen willst, noch mehr beweisen müssen.

Wir wollen verrathen, daß Alma weitere Beweise dieses niedlichen, auf der Eigenthümlichkeit des dekadischen Zahlensystems beruhenden Rechenkunststücks, trotz allen Kopferbrechens nicht herausgebracht hat und daher jeden der geehrten Leser und Leserinnen bitten, statt ihrer den noch schuldigen Brief an Luise zu schreiben, und an die Redaktion gelangen zu lassen, welche den am Einfachsten und Klarsten gefaßten in einer folgenden Nummer mittheilen wird.

Volksthümliche Naturgeschichte.

(Fortsetzung.)

I. Gestirne.

Mond.

5. Den Kindern verwehrt man, nach dem Monde oder nach den funkelnden Sternen zu zeigen, weil sie sonst dem lieben Gott die Augen „ausspicken“ (ausstechen) würden. (Königsberg.)

6. Bei zunehmendem Lichte ist Blatt- und Fruchtgemüse zu säen; ebenso gedeihen Obstbäume und tragen reichlich, wenn sie im neuen Lichte gepflanzt wurden. Wurzelgewächse sind dagegen bei abnehmendem Lichte zu säen. (Dönhofsstadt.)

7. Bei abnehmendem Lichte kann ein Pferd mit einer Hasenscharte von diesem Uebel geheilt werden, wenn man die Scharte an drei Freitagen nach einander unter dem allgemeinen Segen: Im Namen Gottes zc. bestreicht. (Volkskalender 205*.)

8. Bei Neumond unter dem Zeichen des Fisches beginnt der Fischer sein Netz zu stricken. (Hohenstein. Töppen, 696**.)

9. Sobald nach dem Neumonde zum ersten Mal die Mondfichel — „das neue Licht,“ das neue Licht — am Himmel

sichtbar wird, muß der von Zahnschmerzen Geplagte sich mit einem der nachfolgenden Reime*) an den Mond wenden; derselbe wird ihm sicher seine Zahnschmerzen abnehmen:

Deß seh dat lewe nie Licht
Du rad mi far min Zähnegicht,
Dat se nich riete,
Of nich spliete,
Of nich fälle,
Of nich schwelle,
Denn kame de Bägelles
Du nehme all' min' Zähnegicht.
Splieten = spalten; Füllen = fällen (Pflütschen.)

Deß seh önt lewe nie Licht
Du bed fer mine Zähnegicht,
Dat se nich riete, nich spliete,
Nich fälle, nich stäfe. (Samland.)

Ich grüße dich, du neues Licht
Mit deinen zwei Zaden!
Meine Zähne sollen mich nicht zwaden,
Bis daß du wirst haben drei Zaden. (Samland.)

Ach du liebes neues Licht!
Behüte mich, mein Gott, vor meiner Zähne Gicht!
Daß sie mich nicht möchten reizen — spreizen — schwären — quälen.
Im Namen zc. Vater Unser ohne Amen.

Die betreffende Wange wird mit der Hand gestrichen.
(Budweischen im Kr. Goldapp.)

Deß seh dem Himmel an,
Da steit e Fru of e Mann,
Wa far de Zähne rade kann.
Du sullst nich elle,*
Of nicht fälle,
Du sullst vergahne
Wie du gelame. (Pflütschen.)

*) Du sollst nicht länger werden.
Alle Psalmen sind gesungen,
Alle Gloden sind verlungen,
Alle Evangelien sind gelesen,
Alle Heiligen sind gewesen,
Das Feuer in meinen Zähnen soll verwesen. (Samland.)

Ich rathe dich (sic!) vor Feuer,
Nicht vor einerlei Feuer, vor neunerlei!
Es verschwindet wie der Staub aus dem Grabe
Und wie der Sand vom Wege. (Allenburg.)

10. Stehen die Quatembertage im zunehmenden Licht, so steigen die Getreidepreise, und umgekehrt. (Volkskal. 202.)

Sonne.

11. Wenn die Sonne am Neujahrstage auf den Altar scheint, so geräth der Flachs gut.

Wenn die Sonne am h. Dreikönigstage (6. Januar) auch nur so lange scheint, als ein Reiter zum Besteigen des Pferdes Zeit gebraucht, so ist das ein Friedenszeichen für das ganze Jahr. (Dönhofsstadt.)

Scheint die Sonne zu Pauli Bekehrung (25. Jan.), so darf man auf ein gutes Jahr hoffen.

Scheint die Sonne im Februar, so daß sich die Kage in ihren Strahlen wärmt, so muß diese zum April wieder hinter dem Ofen Wärme suchen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Außer diesen Formeln, welche hier, soweit bekannt, zum ersten Mal veröffentlicht werden, finden sich solche in den Pr. Pr. Bl., Band 26, S. 520, und im 8. Bande der N. Pr. Prov. Bl. S. 25. Die obenstehenden Gegensprüche sind von Lehrern aus den genannten Ortschaften, resp. Gegenden an H. Frischh. mitgetheilt worden.

Ueber die Baukunst des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Vorträge von Prof. Dr. A. Hagen.

Zweiter Vortrag.

Die fünf Säulenordnungen. Die Ruinen Athens.

(Fortsetzung.)

Es sind vier Gebäude, die besonders unserer Aufmerksamkeit werth sind, zwei dorische: die Propyläen und der Parthenon, ein ionisches: das Erechtheum und ein korinthisches: der Thurm des Psyllrates. Von zwei kennen wir die Baumeister, die sie 446 und 437 bauten. Noch genauer sind wir über die Entstehungszeit des letztgenannten Baus unterrichtet. Die Inschrift lehrt, daß er 335 errichtet wurde.

Die Akropolis ist Burg und Festung. Mehrere Thore haben wir zu durchwandern, ehe wir zu dem Prachtthor der Propyläen gelangen, das so wie der Parthenon in den schönsten Verhältnissen von penthelischem Marmor gebaut ist. Der Baumeister hieß Mnesikles. Auf einer neunstufigen Treppe kommen wir zu einem Plateau, das auf drei Seiten von drei Stufen eingefast ist. Vor uns sehen wir das Hauptgebäude, eine Thorthalle. Sechs dorische Säulen tragen an der Westseite wie an der Ostseite einen Giebel. Den Zwischenweiten — die mittelfte ist die breiteste — entsprechen fünf Thüren einer Mauer, die die Thorthalle nach Westen hin schließt. Die Decke wird von sechs ionischen Säulen getragen. Wie viel ist davon spurlos verschwunden und mit ihm die kunstvoll gearbeitete Felsbedeckung! Von den dorischen Säulen sind größtentheils nur Fragmente noch vorhanden. Zwei dorische Seitengebäude schließen sich an die Thorthalle an. Die Länge der drei verbundenen Gebäude beträgt 120 F. Dazu gehört noch ein kleines 16 F. langes ionisches Tempelchen, das neben dem Festungsthor der unbeflügelten Siegesgöttin gewidmet war. Sie war unbeflügelt, damit sie nicht entfliehen sollte.

Der Parthenon wurde der hundertfüßige genannt, weil er 100 F. breit war. Die Länge betrug 228 F. Er war 70 F. kürzer als das Universitätsgebäude und ungefähr so hoch als dessen Mittelbau. Der Baumeister Iktinos schrieb über den Tempel, wie Chersiphron eine Schrift über den ephesischen Dianentempel hinterlassen haben sollte. Tempel, die von Säulen umgeben sind, zeigen gewöhnlich an den Querseiten sechs Säulen, hier zählt man ihrer acht und siebenzehn an der Längenseite. Die unvergleichlichen plastischen Biederden, die ehemals das Prachtwerk auszeichneten, werden unter den Augen des Phidias, zum Theil nach seinen Zeichnungen, vielleicht von seiner eigenen Hand gefertigt sein. Ein heroischer Charakter in Höheit und zugleich in Schlichtheit ist überall in den Figuren ersichtlich. Ein Relief schmückte jedes Metopenfeld mit einer Gruppe von zwei Kämpfenden, eines Lapithen und eines Centaurs. Athen, Mittelpunkt der höhern Bildung geworden, gab den Ton an zu der häufigen Vorstellung der Amazonen- und der Centaurenkämpfe; war es doch Theseus, der den Einfall der Amazonen zurück geschlagen und der auf der Hochzeit seines Freundes die Ordnung wieder hergestellt hatte, als die berauschten Centauren die Braut entführen

wollten. Nach Pausanias sah man in den Statuen, die die Giebelsfelder einnahmen, die Geburt der Minerva und ihren Sieg über Neptun. In einer Helmsfigur erkennt man Theseus, vielleicht auch Cecrops, da die Frauen daneben für dessen Töchter zu halten sind. Eine sitzende Jünglingsfigur wird wohl mit Recht für Ilissos gehalten, den Fluß, der die Stadt durchströmt. In einer Giebelecke erhebt sich Helios mit den Sonnenrosen, um die Siegestätte der behelmten Jungfrau zu beleuchten. — Die Zelle des Parthenons bestand aus zwei Gemächern. Hier waren ionische, vielleicht auch korinthische Säulen aufgestellt. Demnach ist es ein ionischer Fries, der die Mauern der Zelle von außen umgibt. Eine Anzahl Figuren stellen den Panathenäischen Festzug dar. Ueber dem Eingang (die Anlage östlich widerspricht der allgemeinen Regel und ist um so auffallender, als die Seite von den Propyläen abgewandt ist), thronen die Götter, um gleichsam die Feier zu überwachen. Ein Archon nimmt das vier-eckig zusammengelegte Festgewand aus den Händen der Jungfrauen — es waren die Töchter der vornehmsten Familien — die es gewebt hatten. Man sieht Reihen von Jungfrauen und Matronen, Priester mit den Opferstieren und eine nicht zu übersehende Zahl von Reitern und zuletzt Wagenweertreuer. All diese Marmorwerke befinden sich in London im britischen Museum.

Ein kleiner Tempel ist das Erechtheum, nur 60 F. lang, nicht so lang als das Universitätsgebäude breit ist. Denselben zieren die anerkannt schönsten Säulen der ionischen Ordnung. Das Gebäude unterscheidet sich von allen übrigen. Der Baumeister hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen. Gerade an dieser Stelle ist das Erdreich sehr ungleich. Es mußten allerlei Heiligtümer, die neben einander lagen, in dem Gebäude vereinigt werden. Das älteste Erechtheum, so wird erzählt, zerstörten die Perfer, als sie die Akropolis einnahmen und verwüsteten. Die Trümmer schienen die von Neptun aus dem Boden hervorgerufene Quelle zu verschütten, aber die Flut rauschte bald von neuem; Minerva's Delbaum schien bei dem Brande abgestorben zu sein, aber in einer Nacht wuchs er wieder zwei Ellen empor. An der Ostseite stehen sechs Säulen. Die Westseite ist dieser ganz unähnlich, da hier Fenster zwischen Halbsäulen angelegt sind. Zwei Vorhallen schließen sich an das Erechtheum gegen Norden und Süden an. Das Dach der einen wird von sechs Karjatiden oder weiblichen Gebälkträgerinnen unterstützt. Das Erechtheum ist wohl nie vollendet, daher der Fries ohne bildliche Zierde.

Dieses sind die Tempel von der mustergültigsten Schönheit. Es werden in gleichem Maß die Säulen, das Gebälk und die Bildhauerarbeiten bewundert und nachgeahmt. Das Brandenburger Thor in Berlin ist eine Nachbildung der Propyläen, ein Werk des ältern Langhans. Durch den Fries mit den Panathenäen wurde Thormwaldsen zu der Erfindung des Alexanderzuges begeistert. Aus dem Erechtheum verpflanzte Schinkel die Säulen nach seinem Museum und Stüler die Karjatidenhalle nach dem neuen Museum.

Um einen korinthischen Bau von höchst eigenthümlicher Anlage kennen zu lernen, müssen wir die Akropolis hinabsteigen. In dem winklig angelegten Athen wurden zwei Straßen nach Werken

*) N. Pr. Pr. Bl. VI, 206ff und X, 116ff. Vgl. Einleitung.

**) Die mit Töppen bezeichneten Ausführungen beziehen sich auf die Abhandlung des Dr. M. Töppen: „Aberglauben aus Masuren“ in der Altpr. Monatschr. Jahrgang 1866. Die Ziffer bezeichnet die Seite.

der ältesten Plastik genannt, den Hermen und den Dreifüßen. Dreifüße, nämlich erzne dreifüßige Sessel, die von symbolischer Bedeutung als Ehrenthronen verdienten Männern zuerkannt wurden, waren in der letzten Straße öffentlich aufgestellt. Die Gewinner ließen eigne Gebäude errichten, um einen hohen, in die Augen fallenden Standpunkt zu erhalten. So entstand das Denkmal des Thrasyklos und der Thurm des Lyfikrates. Die Genannten hatten die Dreifüße als Preise davongetragen für ihre Siege im musikalischen Wettstreit. Es war 335 vor Christus, als Lyfikrates den Thurm baute, zu welcher Zeit die Bildhauer Scopas und Praxiteles, 80 Jahre nach Phidias und Polyklet, als die vornehmsten Künstler geehrt wurden. Wenn man früher die höchste Kunst aufbot, um einen Jupiter und eine Minerva darzustellen, so später einen Bacchus und eine Venus, dort bewunderte man das Hohe und Schöne, hier das Gefällige und Liebreizende. Scopas besaß architektonische Kenntnisse und da wir am Fries eine Geschichte aus dem Leben des Bacchus bemerken, so dürfte uns dies in der Annahme bestärken, in ihm den Meister zu sehn. Indes muß bemerkt werden, daß Bacchus der Vorsteher der dramatischen und musikalischen Künste war, indem das Fest der Weinlese sie ins Leben gerufen hatte.

Der Thurm des Lyfikrates, vom Volk die Laterne des Demosthenes genannt, ist ein rundes Gebäude mit sechs korinthischen Halbsäulen, das auf der Kuppel den Untersatz des darauf zu stellenden Dreifüßes trägt. Wenn man die kunstvolle Ausführung des Erechtheums mit der einer Gemme verglichen hat, so dürfte wegen der größeren Eleganz das Bild mit mehr Recht auf dieses Bauwerk übertragen werden, das im Innern — ehemals hatte es keinen Zugang — nur 6 F. im Durchmesser mißt und nur 35 F. hoch ist. Die Kapitelle, wesentlich verschieden von den Kapitellen der korinthischen Gebäude in Rom, sind von ausgezeichnete Schönheit und in dem Blätterwerk und den Ranken mit dem Dreifuß-Untersatz übereinstimmend. An dem Friesen sehen wir, wie italienische Schiffer bestraft werden, die eines Verraths am Bacchus sich schuldig machten. Sie wollten, als sie den Gott nach der Insel Naxos fahren sollten, aus Vorliebe zur Heimath ihn nach Italien führen. Der Betrug wurde alsbald entdeckt, das Schiff stand fest und ward zu einer Wein- und Ephenlaube. Satyren, die Gefährten des Bacchus, fielen über die Schiffer her und diese stürzten sich aus Verzweiflung in die Wellen. In Musik liebende Thiere, in Delphine verwandelt, mußten die Ungehorsamen jetzt der Gottheit dienend huldigen.

Dritter Vortrag.

Die antiken Gebäude in Rom.*)

Der Thurm des Lyfikrates zeigt eine Kuppel und korinthische Halbsäulen, welche einen zierlichen Fries tragen oder zu tragen scheinen. — Daran sei erinnert, ehe wir zur Betrachtung der Gebäude schreiten, die unter dem Kaiser August, Vespasian und Titus, Trajan, Septimius Severus und Constantin entstanden

*) Desgodetz, Les edifices antiques de Rome. Paris 1682. Rossini, I sette colli di Roma. Roma 1828.

sind, zur Betrachtung des Pantheons, des Colosseums, der Trajanssäule, der Triumphbogen und Ehrenporten.

Ganz und gar unterscheidet sich von Kuppeln, die aus Haussteinen und Ziegeln errichtet sind, die jenes Thurns und die des Pantheons. Die eine ist ein einziger Stein und die andere ein Gufwerk. Mörtel, in dem leicht wiegende Steine eingeschlossen sind, wie Bimstein, ist zu einer felsenharten Masse erstarrt. In einer gründlichen Abhandlung*) über das Pantheon fest man über Gufgewölbe folgendes:

„Die Wölbung des Pantheons, sowie die meisten römischen Gewölbe, besteht bloß aus Guß; das ist aus Kalt- und Puzzolan-Mörtel, aus Bruchstücken von einer leichten Tuffart und aus zer Schlagenen Ziegelspliten. Alles dies wird im Mörteltrog zusammengemischt und dann kübelweise auf das hölzerne Gerüst, welches die Form der zu konstruierenden Wölbung hat, aufgegossen und so allmählig das ganze Gewölbe gebildet. Diese Mischung geht eine solche Verbindung ein, daß nachdem die Wölbung gehörig ausgetrocknet und das Gerüst weggenommen ist, das Ganze nur eine Masse bildet, welche durch den festen Zusammenhang all ihrer Theile und durch die Leichtigkeit der dazu angewandten Materialien im Verhältniß zu den Gewölben von gehauenen oder von gebrannten Steinen nur einen sehr geringen Druck auf die Wände ausübt.“

Der griechischen geradlinigen Baukunst widerspricht die Bogen-Konstruktion. Wir finden an keinem Gebäude des Perikleischen Zeitalters Bogen und Gewölbe. Es ist die Eigenschaft des Steins zu liegen oder zu lasten und nur durch ein künstliches Verfahren kann er gezwungen werden zu streben oder zu steigen. Der Bogen und das Gewölbe mußte dem altklassisch gebildeten Sinne als naturwidrig erscheinen. Goethe, ein feuriger Bewunderer des Straßburger Münsters, willens eine steinerne Inschrifttafel dem Erbauer zu setzen, kam nach Rom, hier sah er die Einbrücke des freudigen Erstauens zurücktreten und erkannte den Ruhm der Baukunst nicht in der kühnen Anlage, sondern in der ruhigen Größe. Er spricht von Steinquälerei und erlabt sich an dem geraden Gebälk, an der wagrechten Decke des Tempelbaus.

Dennoch wird uns ein Grieche genannt, ein bekannter Philosoph, der Bogen und Gewölbe schon 460 vor Christus erfunden haben soll, Demokritus. Der lateinische Schriftsteller, der uns die Nachricht gibt, ist selber nicht geneigt, derselben Glauben beizumessen, indem er behauptet, daß man von jeher von der Nothwendigkeit überzeugt gewesen sein müsse, Brücken und Stadttore anzulegen, also der Bogen- und Gewölbe-Konstruktion nicht habe entzathen können.

Aus der Zeit der Belasger hat sich uns manches Stadthor, sogar ein Gewölbe, erhalten, das aus geraden Steinlagen errichtet ist. (Sp. 27.) So hat es wohl keinen Zweifel, daß es den Griechen schon in frühester Zeit als ersprießlich einleuchtete, in Stelle des Architravs den Bogen zu setzen, für die Decke ein Gewölbe zu schlagen, um Aehnliches mit leichterer Mühe zu erreichen und an langen Steinblöcken zu sparen. Tarquinius Priscus, der lange vor Demokritus die älteste Kunst aus Griechenland nach Italien verpflanzte, baute in Rom als Abzugsfanal das gewaltige, noch bis zum heutigen Tage bestehende Tonnengewölbe. Indes behielt

*) von Girt.

in Rom zur Zeit des Kaisers Augustus und noch viel später das gradlinige System offenbar die Oberhand über das der Wölbung. Weil es praktisch war, wurden damals Bogen und Gewölbe angewandt, aber lange nur da, wo sie weniger in die Augen fielen oder gar nicht zu sehen waren. Beim Praktischen ist es gewöhnlich auf Ersparung abgesehen, man will leichter zum Zwecke kommen, mit wenigem viel erreichen und bei dem Bau Material und Zeit ersparen. Daher mochte sich der Grieche nicht zu dem Verfahren bekennen, der aus der Fülle schöpfte und schuf, der es nicht auf den Schein, sondern auf das Gebiegene ab sah, der nicht wollte, daß ein Bau sich durch das Hohle breit mache. Bei den Römern kommen häufig Bogen und Gewölbe vor, wo wir es bei flüchtigem Anblick nicht sehn und nicht ahnen. Der Unterbau der griechischen Tempel mit den Stufen ist durchaus massiv. Dagegen finden wir in Nikmes einen korinthischen Tempel, in dessen Unterbau sich ein Gewölbe befindet, das keinen anderen Zweck hat, als eine geringere Verwendung von Steinen. In Rom auf dem Forum Romanum bemerken wir an der Ruine eines ionischen Tempels über dem Gebälk flache Bogen neben einander. Ehemals als Ländche sie verdeckte, meinte man Steinblöcke zu sehen, wo nur Ziegel gebraucht sind. Als schaubar wurden zuerst im Inneren der Tempel Gewölbe geschlagen. Bei einer Kirche lehrt uns der Anblick des Aeußeren gewöhnlich, wie im Inneren das Gewölbe beschaffen sei. Dies ist nicht der Fall bei einem kleinen Tempel bei Rom. Zwischen Gebälk und Giebel erblickt man hier eine Attika, so nennt man ein Halbgeschloß, das den Bau, der in der Regel mit dem Traufgesimse abschließt, überhöht. Attika und Giebel maskiren an der Frontseite jener Kirche den Halbfreis des Tonnengewölbes.

Die Gewölbe-Konstruktion war Anfangs nur ein Bedürfnigkeitsbau, ein Nothbehelf für Architrav und gerade Decke. Bogen und Gewölbe kommen zuerst von außen sichtbar an den Triumphbogen vor.

Das Kapitell der korinthischen Halbsäulen am Thurm des Lyfikrates unterscheidet sich von dem, das sich an andern griechischen Tempeln erhalten hat, aber noch mehr von dem, das seit Augustus' Zeit das gebräuchliche ist. Erst bei den Römern bekommt dasselbe eine gesetzliche Ebenmäßigkeit. Bei weitem die Mehrzahl der römischen Bauwerke prangen mit korinthischen Säulen. Die neuen Baumeister bis Ende des 18. Jahrhunderts bringen es vorzugsweise in Anwendung, denn Schönheit ist ihm keineswegs abzusprechen. — Schinkel war gegen Alles eingenommen, was römisch hieß und konnte sich daher nur schwer entschließen, hie und da korinthische Säulen aufzustellen. Wenn Architrav und Fries des ionischen Tempels sich bei dem korinthischen nur wiederholen, so ist auch das korinthische Kapitell, ob es auch auf den ersten Blick wenig mit dem ionischen gemein hat, nicht originell wie dieses. Seine Entstehung aus dem ionischen erklärt sich leicht, sobald wir uns ein solches mit dem Blätterhals, wie bei dem Erechtheum, denken und unsere Aufmerksamkeit auf die Ecke eines ionischen Tempels richten. Das Kapitell ist nämlich in etwas anders geformt. Während sonst die Schnecken durch die Pelfter geschieden sind, stehen hier an der Ecke zwei Schnecken neben einander, und zwar schräg hervortretend. Die schräg hervor-

treitende Richtung wurde nun bei dem korinthischen Kapitell auf alle vier Ecken übertragen und der Blätterhals zu dem ansehnlichen Anthusblätter-Schmuck erhöht.*)

Vitruv nennt uns als Erfinder des korinthischen Kapitells Kallimachos, mit dem Beinamen Katatechnos (der Kunstvolle), oder Kallitechnos (der Kunsttadler, weil er sich in seinen Leistungen nicht genug thun konnte). Es wird uns erzählt, wie er zufällig auf die neue Erfindung geführt wurde.

„Eine Jungfrau aus Corinth, schon im freibaren Alter, wurde von einer Krankheit ergriffen und verschied. Nach der Bestattung derselben sammelte die Anne was ihr an Geräthschaften im Leben lieb gewesen und trug es, in einen Korb gepackt, zum Grabmahl hin und legte, damit er unter dem freien Himmel länger stehn bliebe, oben darauf einen Ziegel. Dieser Korb war zufällig auf eine Anthus-Wurzel zu stehn gekommen. Mittlerweile vom Druck beschwert trieb die Anthus-Wurzel um die Frühlingszeit mitten umher Blätter und Stengel. Die Stengel den Seiten des Korbes gemäß emporwachsend und von den Ecken durch den Druck des Gewichts abgestoßen, waren gezwungen, an den äußersten Theilen Schneckenwindungen zu bilden. Kallimachos darauf dem Grabmahl vorübergehend bemerkte den Korb und die Zierlichkeit der ringsum wachsenden Blätter und, erfreut über die Art und Neuheit der Gestalt, ordnete er nach diesem Muster in Corinth Säulen an.“

An der Erzählung ist nichts anderes wahr als der romantische Schmelz, der der Kunstperiode eines Scopas und Praxiteles eigen war, für deren Zeitgenossen Kallimachos gilt. Offenbar hatte Vitruv das korinthische Kapitell der Augusteischen Gebäude im Auge, als er in der Art die Erfindung beschrieb.

Das römische Kapitell ist nur eine rohe Modification des korinthischen. Es wird zuerst am Titusbogen wahrgenommen.

Im Zeitalter des Kaisers Titus schließen sich an zwei welt-historische Ereignisse zwei andere an, die nur für die Kunst bemerkenswerth sind. Als Judäa erobert und aus der Stützhölle der siebenarmige Leuchter als Beute nach Rom gebracht wurde, als Pompeji unterging und der bekannte lateinische Naturhistoriker bei dem Ausbruch des Vesuvus aus zu großem wissenschaftlichen Eifer seinen Tod fand, da wurde als das größte antike Gebäude das Flavische Amphitheater gebaut, denn Vespasian und Titus stammten aus dem flavischen Geschlecht, und es wurde das römische Kapitell erfunden. Ob es schon zu Titus' Zeit bekannt war — der Triumphbogen entstand nach seinem Absterben — wissen wir nicht. Erst zu Domitians, vielleicht noch später zu Trajans Zeit, kam das römische Kapitell in Gebrauch. Dasselbe wird das zusammengesetzte (composite) genannt, weil hier ziemlich unvermittelt das Eigenthümliche des ionischen neben das des korinthischen gesetzt wurde. Man sieht vier diagonal gezogene Schnecken und einen mit Einschnitten verzierten Wulst auf allen vier Seiten.

Die Glanzperiode der römischen Baukunst war die des Kaisers August. Sie sank sichtlich nach seinem Tode und zeigte dann eine nicht zu verkennende Nachblüthe zur Zeit des Kaisers Hadrian. Derselbe dünkte sich selbst ein Baumeister zu sein und

*) Die Form der Consolen, die am korinthischen Tempel das Traufgesimse stützen, blickt gleichfalls auf das ionische Kapitell zurück.

aus künstlerischer Eifersucht ließ er den später zu nennenden Apollodorus aus dem Wege schaffen.

Von der römischen Baukunst nach dem Kaiser August kann im Allgemeinen gesagt werden, daß man immermehr das Gleichgewicht zwischen Breite und Höhe aufgab. Man liebte es, die Massen mehr und mehr über einander zu schichten. Die Säulenbasse genügte nicht mehr, darunter wurde noch ein Säulenstuhl angeordnet. Es wurden Gesimse über Gesimse gehäuft und darüber oft noch eine Attika errichtet.

Athen und Rom nannten sich vorzugsweise Stadt, d. i. die Stadt aller Städte. Athen und Rom sind zwei sehr verschiedene Größen. Dort strebte die Kunst die Reime immer sorgfältiger zu entwickeln, das Einzelne im Einzelnen zu verfolgen, um so aus dem innersten Keim die Blüte der Schönheit zu erziehen. Hier nehmen wir ein ungeheürliches Aneignungsvermögen wahr, es wird alles Fremde verschlungen, um zu einem unmäßigen Umfang aufzuschwellen, und es ist eine Ueberfättigung, die uns oft von den römischen Werken zurückstößt, während wir dort in die eigensten Formen uns mit immer größerer Liebe einleben. Ueber pomphaftem Glanz kommt die feine Erfindung nicht zum Ausdruck. Leibnitz sagt, der Römer ist Erfinder nur in den Waffen und in der Rechtskunde. Ein Schriftsteller äußert, die Römer richteten ihr Augenmerk vornämlich auf das, was die Griechen verabsäumten, auf das, was nützlich und ersprießlich sei, daher auf die Anlegung von Landstraßen, von Wasserleitungen und von Bädern. Bei den Landstraßen denken wir an die Appische. Zu den Wegen gehörten Brücken. Trajan baute eine Donaubrücke, die 4000 Schritte lang war. Es gab sechs Wasserleitungen, die so viel Wasser der ewigen Stadt zuführten, als ein Fluß von 70 F. Breite, der mit der Schnelligkeit der Seine strömt. Die Bäder waren nicht Badehäuser, sondern Stadtviertel mit Straßen und Säulengängen, mit Museen und Tempeln. Weitläufig sind die Ruinen der Titus-, der Diocletian-, der Constantin-Bäder.

Wenn wir in Rom die Gebäude vor Augustus' Zeit aufspüren suchen, so finden wir nur wenig Befriedigung und sehen uns gänzlich getäuscht in dem Bemühen, ursprünglich Römisches zu entdecken. Möglich ist es, daß Vieles als unansehnlich abgetragen wurde, damit die Augusteische Zeit um so ungetrübt erscheine. Die Kunst ward nur ausnahmsweise von Römern betrieben, für gewöhnlich von Griechen. Augustus sagte, er habe die Stadt von Ziegeln überkommen und hinterlasse sie von Marmor. Wie das Pantheon wurde noch der Titusbogen von Penthelischem Marmor errichtet. Kaiser Augustus besaß eine große Baulust und übertrug sie auf seine Verwandten und Freunde.

Den Namen Marcus Agrippa lesen wir auf dem schönsten Tempel Roms, dem Pantheon. Wenn wir den Neptunstempel in Västum im Vergleich zu andern Ruinen erhalten nennen, so finden wir das Pantheon, jetzt die Kirche der Maria zu den Märtyrern, in dem Zustande, in welchem noch unter Septimius Severus die Götter des Julischen Stammes angebetet wurden. Damals sah man in den sieben Nischen des mächtigen Rund-

gebäudes mit der prächtigen Kuppel (Sp. 60.), eben so viele Statuen, jetzt in einer eine marmorne Jungfrau Maria über dem Grabe Raphaels. Durch die Lichtmündung wird ein zaubernder Schein in dem Innern verbreitet, welcher wahrhaft verklärend wirkt. Das Innere mißt 133 F. in der Breite und in der Höhe. Die Gegend, wo das Pantheon sich erhebt, liegt tief. Sie ist den Ueberflutungen der Tiber ausgesetzt, und bisweilen dringt das Wasser in den Tempel. Als ein ganz wunderbarer Anblick wird es uns geschildert, wenn man die Kuppel über sich und dieselbe in der Abpiegelung unter seinen Füßen schaut. An dem Pantheon sind die kostbarsten Materialien angewandt in Marmor und in schwer zu bearbeitenden Steinen. Die Säulen der Vorhalle mit den schönsten korinthischen Kapitellen haben trefflich gearbeitete granitne Schäfte, im Innern sind sie von punischem oder gelbem Marmor, der allein in Afrika bricht. Noch ist die alte Bronzethüre erhalten mit den Nagelknöpfen, die kleine Meisterstücke sind. In der Dicke der Mauer befinden sich kleine Gemächer, zu denen enge Treppen führen. Eine führt auf die Kuppel, die von außen gefahrlos bis zur Lichtmündung erstiegen werden kann. Ein namhafter Baumeister des vorigen Jahrhunderts*) bezeichnete den Eindruck, den das herrliche Gebäude auf ihn machte, in folgenden Worten:

„Es ist mir selbst begegnet, daß ich zwanzigmal nach dem Vatikan durch die Colonnade des Bernini gegangen bin, ohne sie zu bemerken, und das Innere der Peterskirche hat mich nicht mehr an sich gezogen, als in der heiligen Woche, wenn es bei Abendzeit durch das einzige große, unter der Kuppel hängende Kreuz erleuchtet ist. Ganz andere Wirkung macht auf uns das Pantheon. Man kann nie vorübergehen, ohne stehn zu bleiben und es zu betrachten, und wer kann sich's dann versagen hineinzutreten, da es zu allen Stunden des Tages offen steht? Die Beleuchtung von oben, die feierliche Stille in diesem Tempel hat so etwas unbeschreiblich Erhebendes, daß ich nie herausgegangen bin, ohne einen ernstlichen Eifer zu empfinden, irgend etwas Gutes zu thun. Auch das Gebäude selbst des Pantheons architektonisch betrachtet, ob es schon augenscheinlich in unterschiedenen Zeiten zusammengefast worden ist und daher kein harmonisches Ganze darstellt, zeigt dennoch so viel einzelne Schönheiten und edlen Geschmack in seinen Theilen, daß es, so lange es besteht, mit Recht ein vorzüglichstes Studium für Baukünstler von richtiger Beurtheilung bleiben wird. Hat man aber erst an diesem Stil von Architectur wahrhaft Gefallen finden lernen, so sucht man ihn nirgends mehr auf, als unter den herrlichen Trümmern in der Gegend des römischen Forum u. s. w.“

Ein ganz ähnliches Gemach, wie wir es in dem Pantheon bewundern, nur bei weitem kleiner, finden wir in den Diocletians-Bädern, das auch zu einer Kirche eingerichtet ist. Es hat kaum einen Zweifel, daß das Pantheon ursprünglich nur ein Prachtlokal in den Bädern des Agrippa war, das mit denselben, wie dies Mauer-Überreste darthun, in Verbindung stand. Die Agrippa-Bäder gingen durch Feuer unter, der Badesaal erhielt sich und wurde nun durch die daran angefügte Vorhalle zu einem Tempel geweiht. Der Baumeister war Valerius von Ostia.

(Fortsetzung folgt.)

*) v. Erdmannsdorff.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Neusch

No. 25.

vertheilt den 20. Juli

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nehmen die hies. akadem. Buchhandlung Schubert & Seibel, sowie auswärts alle kgl. Postanstalten an.

Um gütige, möglichst vielfache Verbreitung dieses Vereinsblatts in unserer Provinz Ost- und Westpreußen wird ebenso erbeten als dringend gebeten.

Ueber die Baukunst

des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Vorträge von Prof. Dr. A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Das Kapitol, die Akropolis, ist jetzt bei weitem weniger merkwürdig durch die Gebäude, die auf ihm gesehen werden, als durch die Ruinen, die zu seinen Füßen liegen. Das Forum Romanum hat sonst eine andere Begrenzung gehabt, jetzt nennen wir so das Trümmersfeld, das von Nordwest nach Südost sich erstreckend als Anfangspunkt den Triumphbogen des Septimius Severus und als Endpunkt das Colosseum oder das Flavische Amphitheater zeigt. Das Forum ist die Stelle, wo das Heidenthum am eindrucklichsten sich kund giebt. Als an einen unheiligen Ort wurde aller Unrath hieher geschafft, und so wuchs das Erdreich zu einer staunenswerthen Höhe, so daß Säulen nur zum Drittel noch hervorragten und die Ruinen oft in einer Tiefe von 30 F. aus der Umhüllung ausgegraben werden mußten.

Das Colosseum. Dasselbe, zur Zeit der Kaiser Vespasian und Titus erbaut, ward so wegen seiner kolossalen Verhältnisse genannt oder wegen einer kolossalen Statue, die vor ihm stand. Es bildet ein Oval, das 600 Fuß lang und 300 Fuß breit ist, bestimmt zu Thierkämpfen und Gladiatoren-Gefechten. Man war geneigt, es als achties Wunder den sieben Wundern der Welt beizuzählen. Ein Geistlicher des achten Jahrhunderts sagte: so lang das Colosseum steht, steht auch Rom, wenn das Colosseum fällt, fällt auch Rom, wenn Rom fällt, fällt auch die Welt.

Bekanntlich stellt der Zuschauerplatz eines Theaters einen Halbkreis dar. Eine Vertiefung im Felsen, gleichsam von der Natur vorbereitet zu den darin einzuhaunenden Sitzstufen, ward sonst gewählt, um davor die Szene zu bauen. Hier ist das ganze Gebäude Zuschauerplatz. Daraus, daß es aus Hausteinen besteht, entsprang für die, die das Theater besuchten, eine große Bequemlichkeit. Ueberall konnten Treppen angebracht werden, um zu den

verschiedenen Stufen zu gelangen, welche so viel Platz innerhalb des Umkreises einnehmen, daß das Innere in der Länge nur 300 Fuß beträgt. Der Geist der Zerstörung kam über das Gebäude, aber es blieb imposant, wie es gewesen. Eine Zeitlang diente es im Mittelalter als Festung, alsdann ward es als ein Steinbruch angesehen und zwei große Paläste Roms, der venezianische und der Farnesische wurden von Steinen des Colosseums errichtet. Von der Umfassungsmauer hat sich uns nur ein geringer Theil erhalten. Man sieht vier Stockwerke. Unten befanden sich achtzig Bogenthore und darüber eben so viele Bogenfenster übereinander. Das untere Stockwerk ist mit dorischen Halbsäulen, das zweite mit ionischen, das dritte mit korinthischen geziert und darüber im vierten sind Wandpfeiler, wieder mit korinthischen Kapitellen. Eine Geschichte der Architektur baut sich so übereinander auf. Wenn zu Titus' Zeit schon das römische Kapiteell erfunden wurde, so würden wir sicher hier römische Wandpfeiler vorfinden.

An den Kapitolinischen Hügel grenzt das Trajansforum. Auch dieses mußte von neuem ausgegraben werden, wo Trajan die außerordentlichsten Anstrengungen aufgeboden hatte, um eine geräumige Ebene zu gewinnen. So hoch als die Trajanssäule war hier einst der Boden. Wie weit das Trajansforum reicht, vermögen wir nicht anzugeben, da Paläste und Kirchen, die darüber gebaut sind, dem Forschungseifer Schranken setzen. Da wo das ursprüngliche Pflaster bloß gelegt ist, sind die fragmentirten Säulenschäfte aufgestellt, aus denen majestätisch die 117 F. hohe Trajanssäule hervorragt. Der Kaiser Trajan, bei seinem Leben schon Optimus genannt, dessen Regierung als eine heilbringende gepriesen wurde, so daß man bei der Wahl jedes Kaisers wünschte, der neue Herrscher möge so glücklich als August und so gut als Trajan sein, wollte hier begraben sein und nach einer Sage befand sich seine Asche in einer goldenen Kugel, die auf der Spitze der Säule das kolossale Standbild des Kaisers trug. Gegenwärtig steht hier der Apostel Petrus und auf der sogenannten Antoninsäule der Apostel Paulus, die

Schutzpatrone Roms. Auf dem Trajansforum sah man auch den Kaiser zu Pferde, wahrscheinlich in einer Bronzegeßalt, wie die des Mark Aurel auf dem Kapitol. Die Triumphsäule ward dem Kaiser Trajan errichtet zum Dank für die glücklichen Erfolge der Dacierkriege, die ihm den Beinamen des Daciers brachten. Nachdem die Dacier, die an der Donau in Siebenbürgen wohnten, schon einmal besiegt waren, wurden sie zur Strafe für den gebrochenen Frieden nicht nur überwunden, sondern unschädlich gemacht. Die Kriege schlossen mit dem Tode des Dacierkönigs. Die Trajanssäule dorischer Ordnung, die auf einem Säulenstuhl aufsteht, hat unten 11 oben 10 Fuß im Durchmesser. Sie besteht aus dem schönsten Marmor, von dem jeder Block die ganze Ründung ausmacht. In dem Säulenstuhl ist der Eingang, und auf einer Treppe von 185 Stufen gelangt man zu der Galerie, die die Säulenplatte umgibt. Der Schmuck der Säule besteht in dem spiralförmigen Silberstreif, der von der Base bis zum Kapitell reicht und alle Vorgänge des dacischen Krieges in lebensvollen Gruppierungen uns vor Augen stellt. Man soll 2500 Figuren zählen. Die Hauptfiguren kommen mehrfach vor, namentlich der Kaiser Trajan. Der Schraubengang mit dem überreichen Relief ist so formirt, daß je höher er steigt, die Windungen an Größe zunehmen, so daß alle Figuren von unten gesehen sich in gleichem Maß darstellen. Man erblickt hier Schlachten zu Lande und zu Wasser, Fußvolk und Reiter, Männer und Frauen, welche letzteren nicht weniger Heroismus entwickeln als die Dacier. Man entdeckt die früher genannte Donaubrücke, man sieht den Dacierkönig, oft im Vortheil, bis er endlich fällt und sein Haupt auf eine Lanze gesteckt wird. Der Erbauer des Trajansforums war Apollodor aus Damascus. (Sp. 66.) Der Kaiser Constantin sprach einst sein Entzücken über die Anlage gegen einen Fürsten aus, welcher meinte, daß ein Pferd wie die Reiterstatue des Trajans wohl zu beschaffen sei. Worauf jener mit der Frage erwiderte: kannst Du ihm auch einen solchen Stall bauen?

Zu einer Klasse gehören die Triumphsäulen und die Triumphbogen. Auf dem Forum Romanum erblicken wir ihrer drei, am Fuß des Capitols den Bogen des Septimius Severus und neben dem Colosseum den des Kaisers Constantin, dazwischen steht der kleinste und älteste, der Titusbogen. Er ist nur 25 Fuß hoch.

Formen, wie verschieden sie auch an einem Denkmal an und für sich sein mögen, wirken nicht störend, wenn sie einander durchdringen, wenn die eine die andere bedingt. Das fordert die Einheit und sie ist nothwendige Forderung jedes Kunstwerkes. Bei den Triumphbogen ist aber das Geradenlinige und Halbkreisförmige neben einander ohne inneren Zusammenhang. Bei dem Titusbogen stehen auf Säulenstüben römische Halbsäulen, diese tragen Architrav, Fries und Gesteimse und darüber eine Attika, welche einen gewölbten hohlen Raum einschließt. Unter dem Architrav sehen wir den Bogen, der zum Tonnengewölbe der Thorhalle gehört. Der Schlussstein des Bogens steht unter dem Architrav durchaus bedeutungslos, wie er auch durch das Bildwerk sich bemerkbar macht. — Die Inschrift lehrt uns, daß der Titus-Bogen nach dem Tode des Kaisers gesetzt ist. Es

geschah zu Ehren der Eroberung von Jerusalem. Am Fries ist ein Festzug dargestellt. Er nimmt sich mager und dürrig gegen den der Panathenäen (Sp. 58.) aus, wenn wir auch hier Krieger und Opferpriester sehen. Dort wird ein Festgewand getragen, hier ist es der Flußgott Jordan, der als überwunden nach Rom gebracht wird. In der Thorhalle sehen wir zwei Reliefelder, auf einem den Kaiser Titus, auf dem Triumphwagen stehend, wie er, von der Victoria gekrönt und von der Dea Roma in die Stadt geleitet wird, und auf dem andern die bekränzten Träger mit der Siegesbeute, die feierlich heimgeführt wird, nämlich der Tisch mit den Schaubroten und der siebenarmige Leuchter.

Die beiden anderen Triumphbogen sind ungleich größer. Sie haben drei Durchgänge, von denen der mittlere um ein Drittel höher ist. Der schönste ist unfehlbar der Constantin-Bogen. Raphael, der über das alte Rom nachdachte, forschte und schrieb, sagt, die Bildhauerei sei unter den letzten Imperatoren in den tiefsten Verfall gerathen, die Baukunst aber habe in allen Zeiten sich ungefähr in gleicher Höhe erhalten. Er glaubte, als er diese Bemerkung machte, sich auf die Triumphbogen berufen zu können. Wie die Ornamente, die Reliefs und Statuen zum Constantin-Bogen von einem Trajan-Bogen genommen sind, so ist auch die Form eine jedenfalls abgeborgte. Die Reliefs beziehen sich auf die Geschichte Trajans. Man that es den Türken zuvor, die ein Gebäude abtrugen, um ein neues zu errichten.

Der Septimius Severus-Bogen ist dagegen in den Formen ungefüge. Bei weitem trauriger ist aber die kleine Ehrenpforte, die die Goldschmiede und Ochsenhändler desselben Kaiser errichteten. Das Antike hält sich vom Barock fern, hier hat es sich aber auf die widerlichste Weise mit ihm amalgamirt.

Vierter Vortrag:*)

Die Sophienkirche in Konstantinopel. Die Markuskirche in Venedig.

Wenn wir die Gebäude, die wir nach und nach kennen gelernt haben, überschauen, so finden wir, daß die durchherrschende Form das Quadrat und der Kreis ist. Die Vorderseite des Neptuntempel in Pästum ist quadratisch, und quadratisch ist jede Kapitellplatte. Das Pantheon ist kreisrund, der Durchschnitt der Kuppel zeigt uns einen Halbkreis, und halbkreisförmig sind die Nischen in der Dicke ihrer Mauern. Den, man möchte sagen, ungestörten Grundplan des Ganzen, die Ebenmäßigkeit der Theile untereinander und die den unmittelbaren Zweck erzielende Anordnung finden wir nicht bei den Denkmalen, die Gegenstand der heutigen Unterhaltung sein sollen. Ein Anderes ist es, wenn allein der Druck von oben die Lage der Massen bedingt, ein Anderes, wenn sie von den Seiten her zusammen gehalten werden müssen. Das Antike ist ein Einiges, wir können überall eine einzige durchgehende Richtung verfolgen; bei dem Bau handelt es sich allein um das Gesetz der Schwere, dem man in der Zusammenfügung, im Allgemeinen und Einzelnen gerecht zu werden strebt, wie dies selbst das Ornament bezeugt. Das Antike ist ein In-sich-

*) Salzenberg, Altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel. Berlin 1854.

a Kreutz, La Basilica di san Marco in Venezia. Venezia 1843.

Geschlossenes, dies zeigt jede Statue und jeder Bau. Der alte Baumeister ist unbekümmert um den Seitendruck, um eine Wirkung die nach außen hin sich äußert, fremdartig sind ihm Vorsprünge und Vorhallen, wenn diese nicht eben in das Viereck des Grundplans einpassen. Nur an einem Gebäude in Athen entdecken wir eine nach außen vortretende Nische, dasselbe ist aber erst 100 Jahre vor Christi entstanden, nämlich am Thurm der Winde. Eine solche Nische wird bei Kirchen, wie wir sehn werden, allgemein, es ist der Chor, es ist der Ort, in welchem der Altar steht. Bei den Kirchen ragen in ähnlicher Weise die Kreuzvorlagen vor. Mit ihnen könnte man allenfalls die viereckige Vorhalle des Pantheons vergleichen, die sich unbequem an das Rundgebäude anfügt, diese war aber nicht ursprünglich, sondern gehört der Zeit eines Umbaus an. Das Innere der Kirche zeigt die auffallende Gestalt eines Kreuzes, und man hat gemeint, der Baumeister sei ursprünglich darauf ausgegangen, dem Heiligthum eine heilige Gestalt zu geben. Sie beruht aber, wie wir sehn werden, auf neuen Konstruktions-Formationen, gleichviel ob der Raum uns ein lateinisches Kreuz darstellt, ein solches stellen Crucifixe dar — mit drei gleich langen und einem längeren — oder ein griechisches Kreuz, dessen Arme alle gleich sind. Das In-sich-Geschlossene, so könnte man sich ausdrücken, ist bei dem Kunstwerk eingeborene Eigenschaft, das Zusammenschiebende ist aber eine hinzutretende Kraft, sie reizt zur Erfindung und bringt auf veränderte Gestalt. Diese letztere geht nun aus dem Bemühen hervor, den Seitendruck zu bewältigen oder den Seitendruck anzuwenden, um dort die widerstrebende Masse emporzutreiben, oder hier die emporgetriebene schwebend zu erhalten.

Nothig ist es daher, ehe wir eine gemauerte Kuppel von 100 F. im Durchmesser auf vier Punkten, auf vier in Quadrat gestellten Pfeilern aufstehen sehn, daß wir uns über das Wesen des Seitendrucks und über die Stützen verständigen. Das System des Unterstützens zerfällt sich in zwei, in das der Sicherstellung und des Gegenstrebens. Das Gewölbe äußert nicht allein durch sein Gewicht einen Druck nach unten, sondern auch einen nach den Seiten hin, indem die eingezwängte Last hervorbrechen, die Stützen auseinander drängen und niederfallend den künstlichen Zusammenhalt aufheben will. Da von dem byzantinischen Bauwesen heute gehandelt werden soll, so sei es erlaubt, vorerst auf eine Kirche in Ravenna hinzuweisen. Schon vor Justinians Herrschaft erblickte hier die Baukunst, damals, als die oströmischen Kaiser die Stadt zur Residenz erwählten. Eine kleine Kirche, die eine Kreuzkirche ist und auch so genannt wird, ist von einer Tochter des Kaisers Theodosius gebaut.*) Sie hat die Gestalt eines lateinischen Kreuzes; die der Länge und Quere nach mit einem gleich breiten Tonnengewölbe überdeckt ist, das da abbricht, wo das Langhaus (von W. nach O.) und der Querbau (von S. nach N.) in der Kreuzung ein Quadrat bilden. Die Bogen also, mit welchen die Gewölbe der Kreuzarme nach der Mitte zu abschließen, stehen im Quadrat. Die Herriichtung eines Achtecks im Quadrat, sowie einer Ründung, über die die Kuppel gestellt werden kann, ist nicht schwierig. Zu erörtern ist aber, wie die Kuppel jener

*) Galla Placidia, † 450.

Kreuzkirche sich aufrecht erhält, da zur Begegnung des Seitendrucks nirgend Strebepfeiler wahrgenommen werden. Das Fragliche findet darin seine Erklärung, daß die Umfassungsmauern zugleich als Strebemauern dienen. Sehen wir den Fall, daß die Ecke eines haufällig gewordenen Hauses durch Strebepfeiler verwahrt werden soll, so kann dies in zweifacher Art geschehn. An die Ecke wird ein Strebepfeiler gebaut in diagonaler Richtung. Statt dessen können aber auch an die Ecke zwei Pfeiler aufgeführt werden im rechten Winkel, so daß sie Fortsetzungen der vorhandenen Mauern darstellen. Unter Umständen werden sie vollkommen die Stelle des diagonalen Strebepfeilers ersetzen. Bei jener Kirche wirkt der Seitendruck der Kuppel auf die vier Punkte, an die je zwei Bogen der Tonnengewölbe sich anheften und er strebt diese zum Ausweichen zu bringen. Aber die vier Ecken der Kreuzvorlagen innen stemmen entgegen und leisten der Kuppel genugsamen Widerstand. Den Konstruktionsformen wurde später erst die symbolische Bedeutsamkeit beigelegt, jedoch schon im 6. Jahrhundert, denn von dem Nachfolger Justinians*) wird erzählt, er habe eine Kirche durch Umbau kreuzförmig gemacht. Wahrscheinlich ließ er auf eine Kirche, die länglich viereckig war, eine Kuppel aufsetzen und folglich mußten zur Beseitigung des Seitendrucks Kreuzvorlagen nach N. und S. errichtet werden. — Das Gelingen, den Kuppelbau auf vier Punkten aufstehen zu lassen, die in der Mauer liegen, führte zu der Kühnheit, einen solchen auf vier Punkten anzuordnen, welche vier freistehende Pfeiler darboten. Und man brachte es dahin, daß eine Kuppel, die 100 Fuß im Durchmesser hat, auf den vier Bogen ruht, durch die vier in Quadrat gestellte Pfeiler verbunden sind. Eine künstliche Vorrichtung war nothwendig, indem durch andere Bogen und andere Verbindungen die Pfeiler mit den Mauern in Zusammenhang gesetzt werden mußten, so daß der Seitendruck abgeleitet und es verhütet wurde, daß die Kuppelpfeiler die senkrechte Stellung verließen. Da ist es nun nicht zu verwundern, daß die eigentliche Kirche nur ein Drittel des ganzen Gebäudes ausmacht, daß Gemächer darin angebracht werden, die sonst fehlen würden, wenn nicht die Mauern als Apparat für das Strebungssystem sich als nothwendig herausstellten. Eine große Kuppel, von vier Pfeilern getragen, ist eine Wunderleistung der mittelalterlichen Baukunst, erhaben über jeden Vergleich, ein Unternehmen, das nicht gerechtfertigt erschiene, wenn es sich nicht durch das Beispiel, das die Sophienkirche darbietet, vollständig bewährte. Gegen die Riesepfeiler sind Säulen Pygmäen. Die Säule, die wir uns unwillkürlich als Träger denken, wenn von einem antiken Bau gesprochen wird, die so charakteristisch ist, daß die Neugriechen jede antike Ruine Kolonne nennen (mag eine Säule zu sehen sein oder nicht) büßt immer mehr ihre Würde ein und stimmt sich zuletzt zu einem überflüssigen Zierath herab. In Kirchen kommen Anfangs Säulen noch in der regelrechten Bildung vor, aber sie sind weniger Träger als die Bogen, durch welche je zwei verbunden sind. Sie verlieren ihr Ansehn, so daß sie, die die Zwischenweiten sonst beherrschten, jetzt von ihnen überragt werden. In späteren Kirchen sind die Säulen nur in so fern Träger, als sie unter Galerien und Tabernakel gesetzt werden. Wie bei den Triumph-

*) Justin II. 1570.

bogen die Säulen nichts zur Festigkeit der Thorhallen beitragen, so sind sie an den Eingängen der Kirche und sonst an Mauerflächen nur bloß um der Dekoration willen angebracht. Die Träger sind im Mittelalter massive Pfeiler, so groß, daß sie jetzt über der Größe als Stützen übersehn werden, um so mehr, da sie bisweilen mit einer Ecke, mit einzelnen Seiten an die Mauer anlehnen, um so mehr, da sie von gewölbten Durchgängen und gewölbten Räumen, in denen sich Galerien befinden, durchbrochen werden.

Indem wir hier von der antiken Baukunst scheiden, ziehen wir im Rückblick das Vereinzelte zu einem Gesamtbilde zusammen. Der Tempelbau beruht auf dem Gesetz der Schwere. Die sichtlich feste Unterstützung gibt uns das Gefühl größter Sicherheit. Ueberall berühren sich senkrechte und wagrechte Linien und die rechten Winkel geben uns Zeugniß von der unverrückten Stellung der Theile gegen einander. Schwere hält die Massen zusammen, das spricht sich überall in der Klarheit der Konstruktion aus, aber die Last ist nicht schwer, die leicht getragen wird, und die dichte Aufstellung der Säulen könnte einem größeren Gewicht begegnen. Erdbeben haben die Tempel erschüttert, aber nicht vernichten können, die Ruinen ohne Dach und Schutz trogen der Zeit und dem Wetter, Menschenhand kann zerstören, was Menschenhand geschaffen, aber nie die Vorstellung der Musterfähigkeit der antiken Kunst. Bedeutendes, das wirklich gewesen, ist für alle Zeit gewesen. In dem Tempel spricht uns wohlthätig das Naturgemäße an, aber es ist eine höhere Natur, die sich weit über das Gewöhnliche erhebt. Die Bauform mußte auf eine innige Verschwisterung mit der Bildhauerei führen, welche der Malerei den Preis abgewann, die, wie es scheint, immer weniger angewandt wurde, um die Schönheit des Architektonischen zu erhöhen. Plastische Formbildung, die vom Säulenkapitell ausging, verbreitete sich über den Bau, um die Glieder zu unterscheiden und ihre ursprüngliche Bestimmung gegen einander deutlicher abzuwägen. Die Baukunst ist eher Erfahrungswissenschaft als jede andere Kunst. Das verhinderte aber nicht den Genius, wenn auch in zum Theil gegebenen Formen, sich glänzend zu bethätigen, den kalten Stein zu erwärmen und zu befehlen, wie wir dies bei dem Pantheon sahen, und ebenso werden wir nicht den großen Meister des Pericleischen Zeitalters Itinos vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Volksthümliche Naturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Schäfer hat zu Lichtmess (2. Febr.) lieber den Wolf als die Sonne im Schaffall, weil, scheint die Sonne, ein spätes Frühjahr in Aussicht steht. Doch verspricht andererseits Sonnenschein zu Lichtmess eine gute Ernte, und scheint die Sonne an diesem Tage auch nur so lange, als der Reiter Zeit braucht, das Pferd zu besteigen, so geräth der Flachs wohl. — Lichtmess Sonnenschein — bringt viel Schnee herein. — Sieht der Dachs zu Lichtmess seinen Schatten, d. h. scheint die Sonne, so kehrt er in seinen Bau zurück, und der Winter dauert noch lange. (Matangen.) — Geht die Sonne am Fastnachtstage frühe

auf, so geräth die Frühlingszeit gut. — Am Romanus (28. Febr.) hell und klar, deutet an ein gutes Jahr. — Ist an Ruprecht (27. März) der Himmel rein, so wird er's auch im Juli sein.

Am Palmsonntag Sonnenschein — soll ein gutes Zeichen sein.

Am Osterfest — doch nur an diesem, wie die Landleute behaupten — springt bei Sonnenaufgang das Osterlamm in der Sonne. — Sind die Hundstage hell und klar, so giebt's ein gutes Jahr. — Warme und helle Jacobi (25. Juli) versprechen reiche Früchte, aber kalte Weihnachten. — Ist's in der ersten Woche des August heiß, so bleibt der Winter lange weiß. — Sind Laurenz (10.) und Barthel (24. Aug.) schön, ist guter Herbst vorauszuversagen.

Der Schäfer hat am St. Hedwigstage (15. Oktober) lieber den Wolf in seiner Herde, als die Sonne im Stall. Scheint am Stephanstage (26. Dezbr.) die Sonne, so geräth der Flachs. (Volkskal. 63. 172. 207. N. P. P. B. a. F. X. 275 ff.)

12. Wenn die Sonne „Wasser zieht“, so regnet es den nächsten Tag.

13. Redensarten: Wo die Sonne scheint, da tagt es. — Der Hungerige und Arme „läßt sich die Sonne in den Magen scheinen“. — Geht die Sonne nach Westen — arbeiten die Faulen am besten. — Die Sonne geht zur „Rist“ — zur „Rast“, d. h. zur Ruhe, sie geht unter. — Die Sonne ist in ihr Himmelbett (Bette mit Vorhängen und einer obren Decke, dem sog. Himmel) gestiegen, d. h. sie ist hinter Wolken untergegangen. (Frischbier, Pr. Sprichwörter, S. 247.)

Sterne und Himmelskörper.

14. Namen der Sterne. Der Wagen (großer Bär); der große und der kleine schiefe Wagen (großer und kleiner Bär); der Abendstern (Venus); die drei Häuser oder Mäher (Gürtelsterne des Orion).

15. Himmelszeichen. Der Mensch wird entweder unter einem günstigen oder ungünstigen Himmelszeichen geboren; zu den glückbringenden gehören: Waage, Löwe, Jungfrau, Stier. Das unglücklichste Gestirn ist der Krebs; in diesem Zeichen gehen alle Unternehmungen rückwärts, und wer im Krebs geboren ist, hat in allem Unglück. Im Zeichen des Krebses darf keine Ehe geschlossen werden; es darf in diesem Zeichen nicht gesät und gepflanzt werden, ebenso im Scorpion, weil beide Würmer vorstellen, und dann die Würmer auf dem Felde überhand nehmen und den Pflanzen Schaden würden. Man sät und pflanzt unter Löwe, Stier, Jungfrau, damit alles stark und kräftig werde. (Hohenstein. Töppen, 685.) Kartoffeln im Krebs gelegt, bekommen unreine Schalen, in der Waage dagegen geben sie reichen Ertrag. Im Zeichen des Löwen ist gut heirathen, im Wassermann wird die ganze Wirthschaft zu Wasser; Ehen, im Zeichen der Jungfrau geschlossen, werden leicht durch Ehebruch getrübt. Unter dem Zeichen des Fisches bei Neumond fängt der Fischer an, sein Netz zu stricken. (Töppen, 696.)

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Neusch

vertheilt den 24. August

N^o. 26.

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nimmt die hiesige akademische Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts alle Regl. Postanstalten an.

Um gütige, möglichst vielfache Verbreitung dieses Vereinsblatts in unserer Provinz Ost- und Westpreußen wird ebenso ergebenst als dringend gebeten.

Der Tugendbund.

Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters Professor Dr. H. F. G. Lehmann. Herausgegeben von Professor Dr. August Lehmann. Berlin 1867. Gaude und Spener'sche Buchhandlung. 224. S. 8.

Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitswort,
Beslossen und berebet
Ward es in Königsberg.
Am deutschen Eichenstamme
Du frisches, grünes Reis,
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preis!

So feiert Max von Schenkendorf in dem Gedichte zum Preise der deutschen Städte diejenige, in welcher er die herrlichsten Jahre seiner Jünglingszeit verlebte und die tiefen Eindrücke empfing, welche ihn zu seinen feurigen Vaterlands- und Freiheitsliedern begeisterten. Und sie verdient den Preis! In Königsberg war es, wo am denkwürdigen 5. Februar 1813 der ostpreussische Landtag sich für die allgemeine Landesbewaffnung gegen die französischen Unterdrücker erklärte, und wo schon fünf Jahre vorher kurz nach dem verderblichen Frieden von Tilsit ein Verein gestiftet wurde, um die Wiedergeburt des damals zertrümmerten Vaterlandes durch gemeinschaftliches Wirken tabelloser Männer durch Wort und Schrift und Beispiel zu fördern. Nicht viel über anderthalb Jahre bestand der Verein; denn bereits am 31. Dezember 1809 wurde er durch ein Kabinettschreiben aufgelöst, und doch hatte er sich während der kurzen Zeit seines Bestehens einen derartigen Einfluß auf die öffentliche Meinung erworben, daß er von den Einen als Hauptmittel zur einstigen Erhebung des Volkes betrachtet wurde, während die Andern ihn aufs Heftigste schmähten, verleumdeten und fürchteten. Weit über die Grenzen des damaligen Preußen erstreckte sich sein Einfluß und sein Ruf, und Theilnahme am Tugendbunde galt noch lange nach seiner Auflösung bei den Einen als beste Empfehlung, bei den Andern als schwerster Vorwurf.

Im November 1811 sollte General Scharnhorst nach Wien geschickt werden, um wegen einer Verbindung Preußens mit Oesterreich nähere Verabredungen zu treffen; man setzte die östreichische Regierung vorläufig von der Absicht der Sendung in Kenntniß. Die Antwort erfolgte durch den Gesandten Grafen Bichy in Berlin; sie fiel durchaus ablehnend aus, da der Kaiser den General für ein Mitglied des Tugendbundes hielt und daher nichts von ihm wissen wollte. Erst als bewiesen war, daß Scharnhorst nie zum Tugendbunde gehört habe, durfte er kommen.*)

Gneisenau dagegen erhielt, als er auf dem Wege nach dem Russischen Hauptquartiere den Obersten von Wolzogen, den Vertrauten des Prinzen Eugen von Württemberg traf, von ihm am 25. April 1812 (alten Stils) folgendes Empfehlungsschreiben an den Prinzen: „... Gneisenau geht eben hier durch. Er war das Haupt des Tugendbundes in Preußen (gegen Napoleon) dies veranlaßt ihn nach Rußland zu fliehen. Er ist also ein Opfer der Sache, welcher wir uns auch geweiht haben, wenigstens ich. Nehmen Sie ihn gut auf!...“**)

Noch im Jahre 1851 bezeichnete ein Rheinischer Schriftsteller***) der die ganze Zeit der französischen Herrschaft in den Rheingegenden mitdurchlebt hatte, den Tugendbund als „jene geheimnißvolle Gesellschaft, die in Reputation und auch in Wirksamkeit einzig der heiligen Behme zu vergleichen. Dem Tugendbunde werden, wie der Behme, der in Westpfalen heimischen häuerlichen Gerichtsbarkeit, in historischen Romanen die wunderbarsten Kräfte und Einrichtungen zugeschrieben.“

Daß die Geschichte eines derartigen Vereins an und für sich von bedeutendem Interesse sein muß, daß sie für Königsberg und unsere Provinz, wo er entstand und seinen hauptsächlichsten Wirkungskreis fand, doppelt interessant ist, bedarf keines Beweises. Wenn wir trotzdem bis jetzt wenige sichere und alten-

*) Berg Leben Gneisenaus II. 234.

**) Berg Leben Gneisenaus II. 283.

***) (von Stramberg) Rheinischer Antiquarius. Mittelrhein II. Abth. 2 Bd. S. 368.

mäßige Nachrichten über den Verein hatten, so liegt dies wohl vor allem daran, daß schon in dem königlichen Auflösungsdekret vom 31. Dezember 1809 angeordnet wurde, die Zensurbehörden sollten keine Schriften und Äußerungen über den Tugendbund zum Druck gelangen lassen. Und als nach der glücklich vollbrachten Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft Stimmen für und wider den Tugendbund sich erhoben, da wiederholte eine königliche Verordnung vom 6. Juli 1816 dies Verbot in noch schärferer Weise. Erst im Jahre 1850 gab unser preussischer Geschichtschreiber Johannes Voigt eine Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich wissenschaftlichen Vereins nach den Originalakten. Indessen, daß die vorhandenen Akten allein nicht hinreichen, um ein richtiges Bild des Bundes zu geben, hat schon ein anderer hervorragender Geschichtsforscher, Pertz*, bemerkt. Es ist daher jeder Beitrag zu seiner Geschichte, der uns in sein Werden und Wirken einen tiefern Einblick thun läßt, und über das, was ihm hinderlich oder förderlich war, näheren Aufschluß giebt, mit Danke aufzunehmen.

Das neuer erschienene Buch August Lehmanns bietet in der That viele Ergänzungen, Vervollständigungen und Berichtigungen des bisher Bekannten. Der Herausgeber veröffentlicht hier zum ersten Male die von seinem Vater, der damals Direktor des Kneiphöfischen Gymnasiums und Professor der Philosophie an der Universität Königsberg war, aufgezeichnete Geschichte des Tugendbundes. Der ältere Lehmann gehörte zu den Mithistern und anerkannte maßgebend zu den thätigsten, einflussreichsten Mitgliedern des Vereins; in seinen Aufzeichnungen werden namentlich über die erste Entstehung des Bundes, über Schills Antheil an demselben, über die Streitigkeiten mit den Logen u. s. w. authentische Aufschlüsse gegeben, die vielfach mit Aktenstücken belegt sind. Es sind ferner die wichtigsten Korrespondenzen des Vereins mit dem Ministerium und dem Könige einerseits, mit den Logen und der deutschen Gesellschaft andererseits mitgetheilt, ferner mehrere über Zwecke und Mittel des Bundes aufklärende Reden des Professor Lehmann, sowie Verhandlungen einzelner Mitglieder mit dem Zensor des Vereins und Entwürfe zu gemeinnützigen Unternehmungen, die von Seiten des Vereins ausgearbeitet waren. Der eine, der Plan zu einer Speiseanstalt für Arme, trat im Winter 1808 mit glücklichem Erfolge ins Leben; der andere, ein Entwurf zur Errichtung öffentlicher Uebungsanstalten in körperlichen Fertigkeiten, gelangte nicht zur Ausführung. Außerdem ist auch die bisher noch nirgend vollständig mitgetheilte Verfassung des Tugendbundes vom Jahre 1808 wieder abgedruckt worden und die Generalliste sämmtlicher Mitglieder, wie sie durch den Sekretär des Stammvereins zu Königsberg, den damaligen Regierungsreferendar Erwald — er starb 1849 in Oppeln als Ober-

Schon aus diesem kurzen Ueberblicke wird man ersehen, wie viel neues und wichtiges Material für die Geschichte des Vereins durch den Herausgeber geliefert wird. Ueberdies hat er die von seinem Vater verfasste kurze Geschichte des Tugendbundes, die gewissermaßen den Kern des Ganzen bildet, durch zahlreiche

*) Pertz Leben Steins 3, 583.

Anmerkungen erläutert und vervollständigt und in einem sogenannten „Ueberblick“ die Resultate seiner eigenen Forschungen über Wesen, Zweck und Wirksamkeit des Vereins, wie über Verhältnisse und Schicksale hervorragender Mitglieder zusammengefaßt, woraus wir jetzt Einzelnes hervorheben wollen, namentlich diejenigen Punkte, in denen wir uns den Ansichten des Herausgebers nicht völlig haben anschließen können.

Stifter des Tugendbundes ist nicht, wie Pertz im Leben des Freiherrn von Stein berichtet, der Regierungsassessor Bardeleben aus Prenzlau; auch nicht, wie Voigt aus den Akten zu ermitteln glaubte, der Oberfiskal Mosqua. Aus den Aufzeichnungen des ältern Lehmann geht hervor, daß Mosqua etwa 14 ihm gleichgesinnte vaterlandsliebende Männer, unter ihnen Lehmann, für einen „deutschen Bund“ gewonnen hatte. Der Stifter erhielt den Auftrag, für den Bund eine Verfassung zu entwerfen; sein Entwurf fand aber so wenig Beifall, daß die übrigen ihn nicht annahmen und der Bund sich auflöste. „Doch zog er die Glocke zum Tugendbunde.“ Nun übernahm es Lehmann im Einverständniß mit einigen der frühern Mitglieder einen Entwurf zu einem neuen Bunde zu machen. „Eine wirkliche Volksgesellschaft sollte es werden in der Hand des Königs, ihm eine Volksmacht zu bereiten, wenn er sie nöthig habe. . . Ich gab der Sache den Namen Tugendverein, im Sinne der Tapferkeit, nicht als sei es ein Verein von Tugendhaften, sondern ein solcher, der auf das Gute der Mitglieder und anderer Menschen hinwirken sollte. Den andern Namen (sittlich wissenschaftlicher Verein) schlug späterhin der Professor Krug vor.“ Dies sind die eigenen Worte Lehmanns über Zweck und Namen des Vereins (S. 50). Die von ihm entworfenen Grundartikel wurden in einer Zusammenkunft am 16. April von neun Männern unterschrieben und diese neun waren demnach die Stifter des Tugendbundes. Ihre Namen verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden; es sind folgende: Professor Lehmann, Major von Both, Kriegsrath von Tepper, Kriegsrath Velhagen, Lehrer Jahnke, Leutnant von Hannsen, Leutnant Schmidt, Kapitän von Creilshausen, Premierleutnant von Sikorski. Den Tag darauf trat auch der Oberfiskal Mosqua ein. — Die ersten Versammlungen des Vereins fanden in Lehmanns Hause auf der Neuenforge statt (jetzt Königstraße Nr. 28), später mietete die Gesellschaft auf dem Junkergarten ihre Lokale. (Der Herausgeber bemerkt hiezu: „Es ist hier der Altstädtische Junkerhof in Königsberg gemeint“, und beruft sich dabei auf die Schrift des Professor Krug über den sittlich wissenschaftlichen Verein, die mir augenblicklich nicht zur Hand ist. Soviel ist klar, daß Lehmann oder Krug sich in der Ortsangabe irrt; denn bekanntlich sind der altstädtische Junkerhof und der Junkergarten zwei ganz verschiedene Lokale. Ersterer war das Gebäude Wasserstraße Nr. 35, letzterer befand sich da, wo jetzt die altstädtische Armenschule angelegt ist.)

Die eben mitgetheilte Darstellung über die Entstehung des Tugendbundes habe ich deshalb ausführlicher wiedergegeben, weil bisher noch keine authentische Nachricht über das Entstehen des Tugendbundes vorlag; sie trägt den Stempel der vollsten Wahrheit an sich und an ihrer Glaubwürdigkeit ist nicht im Geringsten zu zweifeln. Die Stiftung des Bundes ist überdies

der einzige Theil, den Lehmann in seiner Geschichte desselben ausführlicher behandelt hat; denn was er sonst noch über den Bund mittheilt, ist eine so gedrängte Zusammenstellung nackter Thatfachen, daß man mit Grund darüber in Zweifel sein kann, ob man es mit der von ihm beabsichtigten Darstellung oder mit dem bloßen Gerippe derselben zu thun hat. Alles übrige, was er über den Verein aufgezeichnet hat, beträgt kaum sieben Druckseiten.

Gehen wir jetzt zur Besprechung einiger der vom Herausgeber in seinem „Ueberblick“ erörterten Fragen über! Zuerst: War der Bund ein geheimer?

Der Herausgeber gelangt zu der Ansicht, es sei eine irrthümliche Auffassung, den Bund für einen geheimen zu halten. Er stützt sich auf folgende Gründe: Die Verfassung wurde bereits im Juli 1808 gedruckt, und jedes Mitglied — es hat deren wenigstens 739 gegeben — erhielt ein Exemplar derselben. Ja, sie wurde sogar jedem, welcher dem Bunde beitreten wollte, vor dem Eintritt offen und klar mitgetheilt, und nach dieser Mittheilung konnte jeder, dem sie nicht gefiel, den Eintritt ablehnen. Ferner war sie vom Könige und der Regierung gebilligt worden, und der Bund mußte regelmäßige Berichte über sein Wirken und seine namentlich zu nennenden Mitglieder an die Staatsregierung und durch diese an den König einschicken. Und von Symbolen, geheimen Zeichen, Formen, Namen u. s. w. ist nirgend eine Spur zu finden. Dahin zielende Anträge und Wünsche sind mit größter Entschiedenheit vom Bunde zurückgewiesen worden. Wie hätte unter solchen Umständen wohl von Geheimniß die Rede sein können?

Ich muß gestehen, daß diese Gründe für mich nicht überzeugend sind, und erlaube mir zur Begründung meiner abweichenden Ansicht Folgendes anzuführen. Erstens: die angesehensten Staatsmänner jener Zeit, die mit dem Vereine in Verbindung standen, haben ihn für einen geheimen angesehen. Der Herausgeber selbst hat einen Brief des Ministers Stein an Gentz vom 3. August 1809 angeführt, in welchem es heißt: „Der öffentliche Geist im nördlichen Deutschland hat sich ausgesprochen durch eine geheime Verbindung, den Tugendverein, der sich in Königsberg bildete, um Gemeingeist und deutschen Sinn wieder zu beleben u. s. w.“ Eine gleiche Auffassung hinsichtlich des Vereins finde ich in einem im Juli 1812 ausgearbeiteten Memoire (Pertz Leben Steins III. 99), wo Stein sich in folgender Weise äußert: „Was die geheimen Gesellschaften anbetrifft, so ist mir der innere Zustand derer, welche sich in Deutschland finden, ganz unbekannt; aber wenn es wohlgesinnte Personen giebt, welche Geschmach daran haben, weshalb soll man sich nicht mit dieser kleinen Schwäche abfinden?“ Nachdem er sodann sich kurz über die Freimaurer und Illuminaten ausgesprochen, fährt er fort: „Eine Gesellschaft der Tugendfreunde, die sich 1808 bildete, ist durch ihre guten Absichten achtbar, aber bis jetzt ist von ihren Werken noch nichts erschienen; sie sind in heftigem Zorn gegen die Franzosen, aber ihr Zorn kommt mir vor, wie der Zorn der träumenden Schafe.“ Ferner findet sich in einem Briefe Gneisenaus*) an den hannoverschen Minister Grafen Münster vom

*) Pertz Leben Gneisenaus II. 436.

3 November 1812, also lange nach der Auflösung des Vereins, folgende Stelle: „Schölers in Petersburg Ideen habe ich zu berichtigen gesucht. Der Mann hält mich für ein Glied des Tugendbundes und glaubt überhaupt an das Dasein und die große Wirksamkeit des Bundes, während ich betheuern kann, daß ich nie ein Mitglied desselben gewesen bin. Mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen und ohne Mysterien: Gleichgesinntheit mit Männern, die einer fremden Herrschaft nicht unterworfen sein wollen.“

Daß die Staatsregierung, trotz ihrer Kenntniß von der Verfassung, den Mitgliedern und der Thätigkeit des Vereins ihn fort und fort für eine geheime Gesellschaft hielt, giebt der Herausgeber selbst zu; indessen scheinen auch die Mitglieder selbst geradezu die Absicht gehabt zu haben, ihren Verein geheim zu halten. Der blinde Professor von Bagko, der dem Bunde eine Zeit lang als äußerst thätiges Mitglied angehörte, erzählt darüber in der Geschichte seines Lebens (III. S. 120): „Meinem Gedanken, die Gesetze zu vereinfachen, durch den Druck zu veröffentlichen und so eine patriotische und wohlthätige Gesellschaft zu bilden, bei der gar nichts Geheim es Statt finden, sondern nur gemeinschaftliche Sinnesart alle Guten ohne Ansehen des Standes und Vermögens durch herzliche Uebereinstimmung zu einem Bruderbunde vereinigen sollte, diesem Gedanken, der mir in der Seele lag, waren viele entgegen. Sie meinten, nicht das Offene und Große, sondern das Geheimnißvolle reize die Menschen, die nicht zu den Weisen, Bessern, Kräftigern emporgezogen werden könnten, sondern bloß von diesen geleitet werden müßten. Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten wurde meinem Plane entgegen gewirkt. Denn theils glaubten Viele, daß der Schleier des Geheimnisses anziehe, und enger verbinde, theils meinten andere, wenn ein neuer Krieg ausbrechen sollte, so könnte die gute Absicht manchen Mitgliedern der Gesellschaft höchst nachtheilig ausgedeutet und sie deshalb auf mancherlei Weise bedrückt werden.“ Sodann darf ich nicht unerwähnt lassen, daß Lehmann selbst, der Mithist des Tugendbundes, als einen Hauptgrund gegen die Verfassung des deutschen Vereins geltend machte (S. 49), „der Zweck sei nicht versteckt genug. Wer eintrat, wußte zuvor schon, was er folle; das Geheimniß des Bundes lag schon vor dem Eintritt klar vor den Augen der Fremden; da wir unter den Augen der Franzosen lebten, so mußte der Bund anscheinend nichts gegen sie beginnen.“ Und in der Generalversammlung des Tugendvereins am 6. Juli 1808, in welcher er die königliche Genehmigung des Bundes verkündete, sprach er sich folgendermaßen aus (S. 91): „Wir haben zwar das Recht der Publizität; allein es ist dem Zweck unseres Vereins gemäß, daß wir ihn eben jetzt zu einem Geheimniß machen. Jetzt müssen wir uns ins Unsichtbare stellen, damit wir aus dieser Unsichtbarkeit wirken können. Treten wir in unsern Mitgliedern hervor, so können wir nicht auf Herzen wirken, sondern nur auf Gesichter, und man wird, wenn man uns kennt, uns mit Verstellung begegnen und uns das Gefühl unserer Vergeblichkeit geben.“

Endlich sprechen auch verschiedene Paragraphen der Verfassung deutlich die Verpflichtung zur Wahrung des Geheimnisses aus. In dem Gesetz I. „Von den Eigenschaften, Rechten und Pflichten der Mitglieder, lautet der 30. Paragraph: Niemand

darf ohne besondern Auftrag, Nichtmitglieder mit den Geschäften und Arbeiten des Vereins bekannt machen, noch etwas durch den Druck für oder wider den Verein, auch nicht zu eigener Vertheidigung veröffentlichen“, und der 31. Paragraph verpflichtete Jeden, vor seiner Aufnahme folgenden Revers zu unterschreiben: „Ich der Unterschriebene habe mich durch Handschlag dem Vereine zur Uebung öffentlicher Tugenden verpflichtet, für den Fall, daß mir die Gesetze und Zwecke desselben nach der Bekanntwerdung nicht gefallen, und ich ihm nicht beitrete, mich aller öffentlichen Äußerungen, besonders des Tadelns darüber zu enthalten.“ Der 32. Paragraph schrieb vor, jedes Mitglied habe einen Revers zu unterzeichnen, in welchem es unter anderm sich verpflichtete, selbst nach freiwilligem oder durch den Verein veranlasstem Austritte sich jedes öffentlichen Tadelns desselben zu enthalten, mit andern Worten: über den Verein gänzlich zu schweigen. — Wenn daneben der 18. Paragraph der Grundartifel mit den Worten begann: „Dieser Verein ist nicht geheim und scheuet nicht das Licht,“ so trat auch sogleich in den folgenden Worten die Einschränkung hinzu: „aber die Mitglieder schreiten auch nicht vorschnell zu Tage, sondern treten zur Verborgenheit zurück, wenn nicht die Pflicht sie aufruft.“ Vielleicht gehört auch dieser 18. Paragraph zu denjenigen, welche Baczo im Sinne hat, wenn er (III. 189) sehr ehrlich äußert: „Es war höchst vortheilhaft, daß die übereilt durchgetriebene Konstitution, so mangelhaft sie übrigens war, doch überall einzugreifen, und, wenn Frankreich die Sache erfahren und übel deuten sollte, überall Ausflüchte gestattete.“

Was nun die Frage anbetrifft, ob der Verein Symbole, geheime Zeichen, Formen, Namen u. dgl. gehabt habe, so erklärt allerdings Voigt, der Vorschlag, ein bestimmtes Erkennungszeichen unter den Mitgliedern einzuführen, sei zwar einigemal gemacht, scheine aber nicht zur Ausführung gekommen zu sein; wenigstens finde er keine Spur davon. Dagegen scheint außer dem vorher angeführten Briefe Gneisenaus an Münster auch folgende Stelle aus Perz' Leben des Freiherrn von Stein zu sprechen: „In Berlin bestand keine Voge des Tugendbundes. Denn als ein Abgeordneter v. B. (d. h. Regierungsassessor Bardeleben) aus Königsberg die Aufforderung dazu überbrachte, traten von Nöcker, Eichhorn, Schleiermacher und Andere zusammen und erklärten auf Schleiermachers Äußerung einstimmig, daß es für Männer wie sie keines äußern Erkennungszeichens, keiner maurerischen Formen bedürfe.“ Läßt sich aus dieser Stelle schließen, daß der Tugendbund gewisse geheime Zeichen und Formen gehabt habe, so deutet eine Stelle aus Perz' Leben Gneisenaus (I. 459) darauf hin, daß bei dem Eintritt in den Bund eine Namenveränderung vorging. Dort spricht er über die beiden Brüder John und Alexander Gibsons aus Danzig, die zu Königsberg im Stein'schen Kreise mit Gneisenau bekannt wurden, und erwähnt dabei, daß beide zum Tugendbunde gehörten und unter dem Namen „Danz“ gingen, in Anspielung auf ihre Vaterstadt. In der vom Herausgeber mitgetheilten Liste der Mitglieder habe ich ihre Namen nicht gefunden.

Ein direktes Zeugniß, welches der Herausgeber selbst mitabgedruckt hat, legt für jene Erkennungszeichen der Geheime Regierungsrath Bärtsch in seinen „Beiträgen zur Geschichte des

Tugendbundes“ mit folgenden Worten ab: Das Zeichen bestand darin, daß man den Zeigefinger der rechten Hand über die rechte Augenbraue strich. Der, dem dies Zeichen gemacht wurde, fragte hierauf: Kennen Sie den Verein? worauf die Antwort erfolgte: Ich liebe mein Vaterland! welches dann durch einen Händedruck erwidert wurde. Der Verein hatte also wirklich Zeichen, Wort und Griff.“ Gegen diese Mittheilung macht der Herausgeber folgenden Einwand: „Diese Behauptung streitet, wie gegen Voigt's und Krug's Nachrichten, so auch durchaus gegen Lehmann's Erzählung und Beweisführung. Wie Bärtsch zu einer solchen irrtümlichen Mittheilung hat kommen können, läßt sich nur dann erklären, wenn man annimmt, daß entweder einzelne Mitglieder oder höchstens eine oder die andere außerhalb der Provinz Preußen befindliche Kammer sich gegen die Statuten des Bundes und ohne Wissen des Stammvereins erlaubt haben können, geheime Zeichen u. s. w. bei sich einzuführen.“ Nach sorgfältiger Durchsicht der von ihm selbst mitgetheilten Schriftstücke bin ich indessen nicht im Stande, seiner Ansicht beizupflichten, denn aus denselben scheint mir mit Sicherheit hervorzugehen, daß für eine gewisse Zeit der Verein allerdings geheime Zeichen gehabt hat. Folgendes sind meine Beweise. Am 19. September 1808 schrieb der damalige Zensor, Professor Krug an Lehmann (S. 98): „Die Verfassung selbst autorisirt die Gesetzkommision zur fortwährenden Revision und Vervollkommnung der Verfassung, weil diese, wie alle menschliche Dinge, immerfort Unvollkommenheiten haben wird, und wir stets nach dem Bessern streben sollen. Eben diese Gesetzkommision hat die Einführung der Zeichen gebilligt, die Pluralität des Vereins hat sie angenommen. Es ist also Pflicht jedes gutgefinnten Mitgliedes, sich dieser Anordnung vermöge seines Reverses zu unterwerfen.“ Als hierauf Lehmann und andere Mitglieder des Tugendbundes, welche zugleich Freimaurer waren, die Einführung der Zeichen für unnötig und schädlich erklärten, und darauf hinwiesen, daß kein Freimaurer eine andere geheime Gesellschaft, einen Verein unter geheimen Zeichen eingehen dürfe, und daher die Rücknahme der Beschlüsse unter Ankündigung des Austrittes im Weigerungsfalle beantragten, gab ihnen Krug im Auftrage des Stammvereins am 29. September 1808 folgende Aufklärung (S. 102): „Die angenommenen Zeichen sollen bloß dazu dienen, daß ein Mitglied des Vereins, wenn es sich außer dem Sitze seiner Kammer befindet und auswärts Jemanden antrifft, von dem es wissen möchte, ob er bereits zum Vereine gehört, sich derselben nach seinem Belieben bediene, um indiscrete Fragen und Gegenfragen zu vermeiden. Es steht daher in Jedermanns Freiheit, von den Zeichen Gebrauch zu machen oder nicht. Sie begründen keinen geheimen Orden; denn sie sind etwas ganz Außersentliches.“ Die weiteren Verhandlungen über diesen Punkt fehlen; jedoch erzählt Lehmann in seiner Geschichte des Tugendbundes (S. 63), er habe als Mitglied der Gesetzkommision am 1. November 1808 ein Gesetz bekannt gemacht, wodurch der in den Abdruck der Verfassung nicht aufgenommene Paragraph: „Da der Verein kein Orden ist, so bedarf er nicht der Formen, Zeichen und geheimen Zusammenkünfte“ ewige Gesetzeskraft erhalten habe.

Ob man nach dem Gesagten den Tugendbund für eine geheime Gesellschaft ansehen will oder nicht, wird von dem Begriff abhängen, den man sich von einer geheimen Gesellschaft macht. Wenn das Wesen einer solchen einzig darauf beruht, daß ihre Zwecke und Mittel unbekannt sind, und die Neulinge erst nach dem Zutritt und auch nur allmählig in verschiedenen Graden damit bekannt gemacht werden, so ist in diesem Sinne der Tugendbund eine geheime Gesellschaft allerdings nicht gewesen.

War aber der Tugendbund ein politischer Verein? — Der Herausgeber verneint diese Frage, weil sowohl die gedruckte Verfassung des Bundes, als auch die sonstigen Akten desselben insgesamt jede politische Richtung ausdrücklich abweisen und der Bund sogar häufig jede Einmischung in die Politik verbiete. Dagegen sagt der ungenannte Staatsmann, dessen allerdings scharfes Wort über den Tugendbund Voigt (S. 119) mittheilt, — und er ist kein geringerer als der Minister von Schön — es geradezu: „Der Zweck des Vereins war bloß und allein politisch. Von Philanthropie war bei Stein und Bardeleben nicht die Rede. Philanthropie war nur der Rock, den man Napoleon gegenüber der Sache umhing. Es kam darauf an zu vermeiden, daß der Kern der Sache zu Tage kam. . . . Dumme und gehaltlose Mitglieder des hohen Rathes ließen bald besorgen, daß die Rahe im Saße an das Tageslicht kommen könne. Da mußten Boyen und Grolmann in den Bund treten, um dafür zu sorgen, daß der Schleier nicht gelüftet würde.“ Daß die damaligen Majore Boyen und Grolmann, die ebenso wie Scharnhorst und Gneisenau und der Flügeladjutant Graf Götzen zu einer der wichtigsten Behörden, der Militär-Organisationskommission gehörten, nicht ohne Mitwissen und Genehmigung ihrer Vorgesetzten dem Vereine beitraten, ist sehr wahrscheinlich. Außerdem spricht dafür noch das Zeugniß des erwähnten Flügeladjutanten Graf Götzen in einer Denkschrift*) vom 25. September 1808, die dem österreichischen Gesandten Marquis Bombelles eingehändigt wurde. Es heißt darin: Es gingen (als Stein das Ruder der Geschäfte erhielt) überall in den noch preussischen Staaten, in dem abgetrennten, und im nördlichen Deutschland an, sich Konspirationen, geheime Gesellschaften u. s. w. zu bilden, weniger oder mehr konsequent, doch alle ohne Zusammenhang. Der Minister Stein, darauf aufmerksam gemacht, haute darauf das Project einer möglichen Befreiung. Man suchte die Fäden dieser Sache zu fassen, zuverlässige Männer à la tête zu bringen und das Ganze zu einem Zwecke zu leiten. Das Zutrauen, welches Stein allgemein genoß, machte, daß jeder sich gern von ihm leiten ließ, sobald er nur ahndete, daß er es sei, und so gewann die Sache eine große Bedeutung.“ Auch Baczo erzählt in seiner Lebensbeschreibung (III, S. 113), daß Stein gewissermaßen auch ihn selbst veranlaßt habe, dem Vereine beizutreten. Denn als er einst mit dem Minister von der Idee einer Gesellschaft zur Beförderung des Guten sprach, sagte derselbe: Ich wünschte, daß Menschen von Einsicht und Kraft bei der Entstehung der Gesellschaft Theil nehmen und ihr die zweckmäßige Richtung geben möchten. Ich erkannte, fügt Baczo hinzu, die Wahrheit dieses Ausspruchs,

*) Perz' Leben Gneisenaus I., S. 691.

der mich bald an die Gesellschaft zog, von der ich aber mit dem Minister seitdem nie wieder ein Wort sprach.

Daß die Verbreitung des Vereins anfangs von den Behörden geradezu befördert wurde, ergibt sich aus einem Berichte des genannten Grafen Götzen an Stein vom 19. Oktober 1808, der von Perz in Gneisenau's Leben (I, S. 432—441.) mitgetheilt wird. Damals pflog man geheime Unterhandlungen mit dem österreichischen Kabinet, um es für eine enge Verbindung mit Preußen und den gemeinsamen Krieg auf Leben und Tod mit Frankreich zu gewinnen. Götzen war am 23. Juli 1808 nach der Grafschaft Glatz geschickt, um von dort aus die Unterhandlungen zu vermitteln und eintretenden Falls den Befehl über die schlesischen Truppen zu übernehmen. Bereits waren Vorkehrungen getroffen, um sich der noch von den Franzosen besetzten Obergarnungen zu bemächtigen. In jenem Schreiben an Stein berichtet er unter Anderm über die sechs verschiedenen, von einander unabhängigen Verbindungen, die er in Schlessien vorgefunden habe und fährt dann fort: „Schon im Augenblicke meiner Ankunft wollte man theilweise losbrechen; da dies aber nur zu unglücklichen Resultaten führen konnte, so hintertrieb ich es, ließ auch hier einen Tugendbund stiften und bemühte mich, alle diese verschiedenen Verbindungen unter eine Leitung zu bringen, und zu gleichen Zwecken zu vereinigen.“ Auch die Festung Glogau war damals noch in den Händen der Franzosen. Ueber sie heißt es: „Glogaus Einnahme ist vollkommen maskirt und konnte heinahe gar nicht fehlschlagen. Zum Kommandanten von Glogau hatte ich auf Bitten des Vereins den Oberlieutenant von Puttlig bestimmt. In mehreren von Glatz entfernten Distrikten sind Offiziere vertheilt, welche mit Hilfe des Vereins schnell Truppen sammeln und formiren, und damit so lange als Parteigänger agiren sollten, bis die Kommunikation mit Glatz oder den von dort ausgehenden Truppen möglichst vereint werden würde.“ Die Fortsetzung desselben Berichts, den 23. Oktober 1808 geschrieben, beginnt so: „Der Assessor Bardeleben hat den Verein der verschiedenen Verbindungen unter der Verfassung des Tugendvereins vereinigt, so wie er auch in Berlin gewesen ist, um dort die Kommunikation zu eröffnen. Er muß in dieser Rücksicht durchaus noch hier bleiben, ohngeachtet sein Urlaub abgelaufen ist.“

Es scheint mir aus der eben angeführten Stelle mit Bestimmtheit hervorzugehen, daß in jener Zeit der Verein mit voller Genehmigung der Regierung, und sogar auf ihre Veranlassung mit politischer Thätigkeit sich beschäftigte. Daß die Verfassung des Tugendbundes und die sonstigen Akten desselben insgesamt jede politische Richtung abweisen, steht damit nicht im Widerspruch. Baczo (III, 117.) sagt darüber: „Den wahren Zweck, alles vorzubereiten und die Stimmung allgemein zu machen, im entscheidenden Augenblicke für König und Vaterland und zur Zerbrechung jener schmächtlichen Fesseln, die uns Frankreich angelegt hatte, alles aufzubieten, kein Opfer dafür zu schwer zu halten, trug jeder im Busen, aber ihn öffentlich auszusprechen oder in den Gesetzen niederzuschreiben, wäre damals Thorheit, wenigstens ein zweckloses Wagniß gewesen.“

So lange Stein am Ruder war, lenkte und förberte, wie es mir scheint, die Thätigkeit des Vereins, mit

dem sie das gleiche Streben hatte. Ganz anders wurde die Lage des Jugendbundes nach Steins Sturze; die Regierung fühlte weder die Neigung noch die Kraft in sich, den Verein zu lenken; die politischen Interessen beider gingen auseinander, und dies führte schließlich zur Auflösung des Bundes. Hierüber wollen wir weiter unten sprechen; jetzt sei es uns gestattet, noch einmal auf gewisse Äußerungen Steins über den Verein zurückzukommen, da auch der Herausgeber (S. 22. 23.) das Verhältniß Steins zum Jugendbunde ausführlicher bespricht.

Um jene Äußerungen richtig zu beurtheilen, ist es meiner Ansicht nach nothwendig, die verschiedenen Zeiten und Verhältnisse zu berücksichtigen, unter denen sie gemacht wurden. Steins Äußerung gegen Bagzlo wie die Denkschrift des Grafen Wöben beweisen, daß Stein im Jahre 1808 als Minister Vertrauen zum Verein hatte, und aus dem Briefe an Geng vom 3. August 1809 erhellt, daß sich dies Vertrauen auch damals noch erhielt. Als er indessen von einer kräftigen Thätigkeit desselben nichts hörte, (er hatte vergessen, daß ihm Kriegsrath Scheffner bereits am 27. Februar 1810*) die Auflösung des Bundes gemeldet hatte) erfolgte in jenem im Juli 1812 verfaßten Memoire, die oben mitgetheilte, minder günstige Äußerung, die aber ungerechtfertigt war, weil der Verein bereits nicht mehr bestand. Auch in der Lebensbeschreibung, die Stein für den Kronprinzen Ludwig von Baiern auf dessen Wunsch verfaßte und am 14. Februar 1823**) überschickte, geschieht des Vereins Erwähnung und zwar mit folgenden Worten: „Eine Wirkung dieses heftigen Nationalunwillens über den Despotismus Napoleons und nicht seine Quelle war der Jugendbund, von dem ich so wenig Stifter als Mitglied war, wie ich bei meiner Ehre versichern kann, und wie es seinen Urhebern wohl bekannt ist. Ungefähr im Juli 1808 bildete sich in Königsberg ein Verein mehrerer Offiziere z. B. Oberst Gneisenau, Grolmann u., Gelehrter, z. B. Prof. Krug, um die Selbstsucht zu bekämpfen, die edlern sittlichen Gefühle zu beleben, und reichten nach Vorschrift der bestehenden Gesetze ihre Statuten und das Verzeichniß der Mitglieder bei des Königs Majestät ein, der die erstere ohne mein Zutun genehmigte, weil ich überhaupt glaubte, es bedürfe keiner andern Anstalt, als nur der Belebung des christlichen vaterländischen Geistes, wozu der Keim in den bestehenden Einrichtungen des Staates und der Kirche bereits liege. — Die neue Gesellschaft hielt ihre Versammlungen, von deren Beschäftigungen mir nichts bekannt war, und als sie sich später erbot, auf Erziehungs- und Militäranstalten einen mittelbaren Einfluß auszuüben, so wies ich den Antrag als in den, den Staats- und kirchlichen Behörden zustehenden Wirkungskreis eingreifend, ab. Da ich bald darauf aus dem Staatsdienste verdrängt wurde, so ist mir das fernere Wirken der Gesellschaft unbekannt.“ Es ist mir zweifelhaft, ob nicht bei dieser Darstellung dem Minister von Stein sein Gedächtniß einen kleinen Streich gespielt hat. Berücksichtigen wir, daß Stein nur bis zum November 1808 Minister war, so können meines Erachtens sich die letzten Worte nur auf den von Bagzlo (III., 128.) ausführlich besprochenen Plan beziehen, aus Mit-

*) Perz, Leben Steins II. 419.

**) Perz, Leben Steins VI. b., Beilage S. 170.

gliedern des stiftlich wissenschaftlichen Vereins eine militärische Erziehungsanstalt zu bilden. Weber Lehmann noch der Herausgeber gedenken desselben; Bagzlo sagt darüber: „Des Königs Majestät gaben mir die Resolution, daß die Sache für jetzt noch ausgelegt bleiben müsse und so zerstückte sie sich. Vom Hörensagen habe ich, daß der König sich sehr menschenfreundlich geäußert habe, daß die bisherigen Junker und die auf halben Sold gesetzten Offiziere verzweifeln müßten, wenn so viele junge Leute für das Militär ausgebildet werden sollten, weil ihnen alsdann jedes weitere Fortkommen und jede neue Anstellung im Militär wenigstens höchst erschwert scheinen würde.“ Man sieht, daß in dem amtlichen Antwortschreiben von einem Eingreifen in den Wirkungskreis der Staatsbehörden nicht die Rede gewesen sein kann. Doch mag dies der Grund der Ablehnung gewesen sein oder nicht, im Ganzen lautet das Urtheil Steins über den Verein nicht ungünstig. Wie läßt sich aber damit jener auch vom Herausgeber erwähnte Brief an Perz vom 23. April 1830 in Einklang bringen, aus dem Perz*) bei seiner Charakteristik des Jugendbundes folgende Stelle mittheilt: „Ich habe nie Theil daran (an dem Jugendbunde) genommen; er schien mir unpraktisch und das Praktische sank in das Gemeine.“ Ich glaube nicht, daß dieses Urtheil über den Verein die Kraft eines vollgiltigen historischen Zeugnisses hat oder Steins wahre Meinung über den Jugendbund ausdrückt; denn es ist offenbar in einem Augenblicke des Aergers niedergeschrieben, den ihm die Lektüre von Bourriennes Memoiren erregt hatte. Letzterer hatte in seine Memoiren das von der Pariser Polizei 1814 verbreitete Lügenmärchen aufgenommen, Stein habe bei seinem Aufenthalte in Paris den Versuch gemacht, den bairischen Minister von Montgelas vergiften zu lassen; er hatte ferner von Ideen des Karbonarismus gesprochen „die durch Herrn von Stein und seine Adepten waren verbreitet und fortgepflanzt worden.“ Dies veranlaßte Stein zu einer sehr geharnischten öffentlichen Erklärung (den 17. Februar 1830), die bei Perz VI. b. 897—908 mitgetheilt ist. In dieser noch immer gereizten Stimmung schrieb er an Perz in jenem Briefe: „Enthielte Bourriennes Buch nicht mancherlei Wahres, so nämlich das innere Gepräge der Wahrheit hat, so hätte ich mir nicht die Mühe gegeben zu antworten; es bleibt aber Gesichtsquelle, aus ihr pflanzen sich Nachrichten über Thatfachen fort — zu den falschen mich betreffenden Erzählungen gehört, daß ich Haupt des Jugendbundes war — dies ist ganz falsch, ich habe nie Theil daran genommen u. s. w.“ Da Stein den Beitritt zu einer geheimen Gesellschaft, wie wir oben gesehen haben, für eine Schwäche, wenngleich für eine verzeihliche Schwäche ansah, so mußte ihm auch diese unrichtige Behauptung Bourriennes unangenehm sein, und unter dem Einflusse dieser Stimmung des Unmuths ist jenes nachtheilige Urtheil über den Verein hingeworfen.

Daß auch Scharnhorst und Gneisenau dem Jugendbunde nicht angehörten, ist früher erwähnt; indeß unterstützte ihn namentlich Gneisenau durch literarische Thätigkeit, indem er für die auf Veranlassung des Vereins gegründete Zeitschrift „der

*) Leben Steins, II., 194.

Volksfreund“, welche vom Könige, Stein und sonst mit Beifall gelesen wurde, mehrere Aufsätze lieferte. Außer dem vom Herausgeber erwähnten über „Freiheit der Rücken“, welcher auf die Abschaffung der Prügel- und Spiekruthenstrafe hinwirkte, bekämpfte er die herkömmlichen Vorurtheile über die Recrutirung der Offiziere aus adligen Junkern mit der Waffe der Satire in dem Artikel „Verkehrte Welt“, und geißelte in gleicher Weise die Bequemlichkeitsliebe und Genußsucht der französischen höhern Offiziere. Auch über Abschaffung der weit-schweifigen, hochtönenden, widersinnigen Titulaturen und Ersetzung des schleppenden Kanzleistils durch kurze, deutliche und herausgehobene Sätze ließ er gleichfalls im Volksfreunde einen Aufsatz abdrucken.*)

Nicht minder scheint Gneisenau darauf hingewirkt zu haben, daß für die preussische Jugend Turnübungen eingeführt wurden. Zwar theilt Lehmann mit, die Königsberger Kammer habe sich mit einem Entwürfe zur Einrichtung gymnastischer Uebungen im Volk und in Schulen, späterhin genannt Turnübungen, beschäftigt, und hieraus folgert der Herausgeber: „den ersten öffentlichen Anstoß zu allgemeinen Turnübungen hat also der Jugendverein gegeben.“ Ich glaube indessen nicht, daß dieser Schluß richtig ist. Der Jugendbund ist erst 1808 entstanden, aber bereits im Jahre 1807 entwarf Gneisenau eine Denkschrift, welche als wünschenswerthes Erforderniß für die Bildung der Landwehr die militärische Einrichtung der Stadtschulen empfahl. Er schlug vor: 1) daß in ihnen mehr reine Mathematik als bisher gelehrt würde; 2) daß jede Schule ihren Exerziermeister hätte und in den Erholungsstunden sich in dem Gebrauche der Waffen übte; daß jede Schule sich in Kompagnien formirte, ihre Kapitäne u. s. w. wählte, und unter ihren Offizieren die Grundsätze der Kriegsdisciplin im Kleinen ausüben lernte; 3) daß jede Schule zur Erholung der Schüler gewisse Leibesübungen hätte, welche auf den Krieg und die Abhärtung des Körpers Bezug haben, als Fechten, Schwimmen, Voltigiren u. s. w. „Der Minister Stein war mit Gneisenaus Vorschläge einverstanden. . . Wegen allgemeiner Einführung gymnastischer Uebungen in den Schulen seien das Beispiel von Schnepfenthal und Herrn GutsMuths Vorschläge zu benutzen. Das Turnwesen ward demnächst bei den Schulen eingeführt.“ So berichtet Perz in Gneisenaus Leben I., 332; er begeht indessen im letzten Satze offenbar einen Irrthum, denn die Einführung des Turnens in den Schulen erfolgte nicht so bald. Wäre dies geschehen, so hätte der Stammverein in Königsberg keine Veranlassung gehabt, unterm 2. November 1808 dem Minister von Stein einen Entwurf zur Einrichtung öffentlicher Uebungsanstalten in körperlichen Fertigkeiten einzureichen. Stein ging ab, noch ehe er sich über den Entwurf ausgesprochen hatte, und sein Nachfolger lehnte denselben ab, versicherte aber zugleich in dem Antwortschreiben vom 22. Januar 1809, daß auch die Erziehungsbehörde das Bedürfniß allgemeiner gymnastischer Uebungen lebhaft fühle, und sie zu einem Hauptbestandtheile des Jugendunterrichts zu machen, ernstlich beabsichtigt sein würde.“ Dieses „Bedaht-

*) Perz Leben Gneisenaus I. 381, 384, 394.

sein“ ist etwas lange aufgeschoben worden! bemerkt der Herausgeber.

Zieht man in Betracht, daß in jenem ministeriellen Antwortschreiben als Hauptgrund der Ablehnung angeführt wurde: „weil in dem Entwürfe der militärische Zweck vorherrschend und überwiegend wäre“ und vergleicht man damit den von Gneisenau entworfenen, von Stein gebilligten Plan, so sieht man, wie verschieden der Geist des neuen Ministeriums von dem des alten war. Was für dieses der wichtigste Empfehlungsgrund gewesen wäre, kriegerische Erziehung des Volkes, diente jenem als hinreichender Grund zur Ablehnung. Dem entsprechend war sein politisches Verhalten. Unentschlossen schwankte es zwischen dem Bündniß mit Oestreich und dem nähern Anschluß an Frankreich, ohne Plan war die Leitung der Finanzen, ohne Plan die der äußern Angelegenheiten. Dieselbe Unentschlossenheit zeigte sich in dem Verhalten gegen den Verein; man begünstigte ihn zwar in keiner Weise mehr, sprach aber auch nicht geradezu eine Mißbilligung gegen ihn aus. Man verwarf die von ihm gemachten Vorschläge, forderte Revision seiner Verfassung, und, als diese bewirkt war, versagte man nicht die Genehmigung, sondern verschob sie und vermied jede bestimmte Äußerung darüber. Dem Bunde mußte daran liegen, klar zu wissen, ob die Regierung noch mit seinen Bestrebungen einverstanden sei oder nicht; denn durch den Zweifel darüber wurde seine Thätigkeit völlig gelähmt, der Eifer seiner Mitglieder erkaltete, seine Feinde gewannen größere Kühnheit. Bagzlo legte deshalb dem Minister v. Dohna mündlich die Frage vor, ob die Regierung wünsche, daß der Verein durch das Zurücktreten seiner bedeutendsten Mitglieder erlöschte und fügte hinzu, er sei alsdann bereit, ihn zu verlassen; Graf Dohna antwortete: ein Jeder müsse hierbei nach seiner Ueberzeugung handeln. Die Einsichtigen erkannten, daß der Staat, sobald er sich enge an Frankreich anschloße, den Verein aufopfern müsse, bei dem doch immer ein Wirken gegen Frankreich im Hintergrunde lag. Diese Annäherung an Frankreich trat gegen Ende des Jahres 1809 ein. „Während des Jahres 1809 hatten die vertragsmäßigen Zahlungen (an Frankreich) ganz aufgehört, sieben Millionen Thaler waren rückständig geblieben. Man suchte durch eine Gesandtschaft, welche Napoleon zum Frieden Glück wünschte, in ein weniger gespanntes Verhältniß zu treten; der König verlegte auf die ihm desfalls gemachte Bemerkung seinen Hof von Königsberg nach Berlin zurück und hob auf Dohnas Rath den Jugendbund auf.“ Diese Angabe bei Perz (Leben Steins II., 474) ist verschieden von der in demselben Theile S. 195 gemachten, der Bund sei auf Napoleons Befehl aufgelöst worden; doch hat die letztere meines Erachtens weniger Wahrscheinlichkeit für sich. Schon das Schreiben des Ministers von Dohna vom 4. Januar 1809 an die Vorsteher des Bundes war derart, daß in Folge desselben zwei Mitglieder den Verein verließen, indem sie es, wie der Verein dem König meldete, als einen Beweis der königlichen Ungnade gegen den Verein und als einen Vorboten seiner Auflösung betrachteten. (S. 118.) Als die Revision der Gesetze vollendet war, bat der Verein den König um eine fernere Sanctionirung am 11. Januar, am 28. Januar, am 5. April und am 3. Juni 1809. Sie erfolgte aber nicht, auch keine Antwort.

Am 31. Dezember 1809 erfolgte dann das Kabinetsschreiben, welches die Auflösung befahl. Bedurfte es bei diesem Verhalten des Ministeriums wohl noch eines besondern Befehls Napoleons? Auch Voigt ist der Ansicht, daß an einer bestimmten fremden Einwirkung auf den König zur Aufhebung des Vereins zu zweifeln sein dürfte; Bazko erwähnt ihrer nicht, ebenso wenig der im Allgemeinen wohlunterrichtete Kriegsrath Scheffner, welcher die Aufhebung des Vereins dem Minister von Stein am 27. Februar 1810 mit folgenden Worten meldete*): „Den bekannten Verein hat der König, der ihn bestätigt hatte, und viel Zufriedenheit über seine Einrichtungen in Braunsberg bei der letzten Durchreise geäußert, aufgehoben. Dem höflichen, lieben, gewissenhaften M. Gr. D. (d. h. Minister Grafen Dohna) hatte der Verein ein panisches Schrecken ohne alle Ursache eingejagt, und die falsche Besorgniß, die ihn zu dieser Aufhebung verleitet, ist sicher auch der Grund, warum die meisten wichtigen Sachen bei ihm undekretirt bleiben u. s. w.“

Nach diesem Allen kann ich mich der Auffassung des Herausgebers nicht anschließen, wenn er sagt: „Man wird offenbar ins Zentrum des Zieles schießen, wenn man die Auflösung des Bundes geradezu als einen Befehl Napoleons betrachtet.“ Mir ist es wahrscheinlicher, daß der Schritt von der preussischen Regierung aus eigner Antriebe geschah, um das Zutrauen der französischen Behörden bei der angestrebten Annäherung zu erwecken.

Wie ich über das Ende des Vereins mit ihm nicht gleicher Ansicht bin, so scheint mir seine Schilderung der Zeitumstände, unter denen der Verein entstand, nicht ganz zutreffend. Um die üble Lage des Staates zu jener Zeit zu schildern, sagt er: „Daß Napoleon für den unerschwinglich scheinenden Kontributionsrückstand eine preussische Provinz (Schlesien) annehmen zu wollen erklären ließ, ist Thatsache. Der Ministerrath war auf solchen Vorschlag eingegangen, und nur der König Friedrich Wilhelm III. und seine unvergeßliche Gemahlin hatten ihm, darüber empört, kein Gehör gegeben. Daß in einer solchen Zeit der Tugendbund entstand . . . ist wohl zu verwundern.“ Der Tugendbund entstand 1808 unter dem Ministerium des Freiherrn von Stein. Soll dies Ministerium auf einen solchen Vorschlag eingegangen sein? Das will der Herausgeber doch wohl nicht sagen. Die vom Herausgeber geschilderte Lage der Verhältnisse trat erst im Jahre 1810, also erst nach der Auflösung des Tugendbundes, ein. Altenstein war es, der, als Napoleon die Zahlung der großen Rückstände aus dem Jahre 1809 verlangte, die Abtretung Schlesiens als das einzige Rettungsmittel aus der Noth hinstellte und vorschlug, der König möge Jemanden nach Paris schicken, um dort wegen einer verhältnißmäßigen Abtretung zu sondiren.** Als der König den Vorschlag verwarf, erfolgte Altensteins Rücktritt und am 7. Juni 1810 wurde Hardenberg Staatskanzler.

Möge es mir noch zum Schlusse gestattet sein, einige unbedeutende Unrichtigkeiten, zum Theil Druckfehler, zu erwähnen,

*) Perz Steins Leben II. 419.

**) Perz Leben Steins II. 481.

die sich in dem Buche vorgefunden haben. Irrthümlich — ohne daß ich ermitteln kann, von wem der Irrthum begangen — wird dem Freiherrn von Stein in der Adresse des Briefes (S. 75) der Titel „Ritter des schwarzen Adlerordens“ beigelegt. Diesen hohen Orden erhielt er aber erst am 18. Januar 1816. — Der letzte Satz des Briefes lautet nach Voigt (S. 9): „Wir werden nicht verfehlen, die Mittel unserer Wirksamkeit Ew. Excellenz Urtheil zu übergeben.“ In dem vorliegenden Buche (S. 76) ist das Wort Urtheil ausgelassen. — Der S. 88 abgedruckte Kabinettsbescheid ist den 30. Juni 1808 erlassen (Voigt S. 14), nicht den 13. Juni. — In dem Schreiben des Stammvereins an den König vom 3. Juni 1809 (S. 136) lautet ein Satz „die argwohnreichen Zeitumstände haben in den sittlich wissenschaftlichen Verein eine zweideutige Farbe geworfen.“ Das Richtigere: „an den f. w. Verein“ bietet Voigt S. 89. — In der Mitgliederliste, die sich übrigens mit leichter Mühe vervollständigen ließe, ist S. 213 als Glied der Kammer zu Berlin Geheimsekretär Jachmus genannt. Der bei Voigt zweimal gebrauchte Name Jochmus scheint der richtige. — Auf S. 54 A 12 muß statt Gneisenaus Leben von Perz II., 384 stehen I., 384.

Wichtigere Fehler sind mir nicht aufgefallen; ich habe indessen auch diese unbedeutenderen nicht übergehen wollen, damit sie in einer vielleicht bald erfolgenden neuen Auflage des Buches verbessert werden können. Das viele schätzbare Material, welches in ihm dargeboten wird, macht es der allgemeinen Beachtung werth. Haben wir auch in einzelnen Punkten eine von der des Herausgebers abweichende Ansicht vertreten, so thut dies unserm günstigen Urtheile über das Ganze keinen Abbruch.

Rechenkunststück.

Freilich, meine verehrten Damen, geht es ohne ein klein wenig Gelehrsamkeit nicht ab, wenn ich es unternehme die Erklärung zu geben von dem in den Briefen der Fräulein Alma und Luise, Nummer 24 dieser Blätter, besprochenen Rechenrättsel. Doch auf das Wissen ist der Mann angewiesen, so wie die glücklichere Frau auf die Lebenswürdigkeit, welche indessen Theilnahme und Verständnis für die Arbeiten des Verstandes und geistige Interessen nicht ausschließt, sondern vielmehr einschließt. Jene Damen haben durch den Gegenstand ihrer Unterhaltungen, und dessen Behandlung, so wie durch die Grenze, welche sie sich genau da zogen, wo die Erklärung in das Bereich der höheren Arithmetik eingreift, bewiesen, daß sie das richtige Maß echt weiblicher Lebenswürdigkeit und Vergabung besitzen und zu halten verstehen. So will ich es denn versuchen, mein trockenes Wissen wenigstens auch so lebenswürdig wie möglich darzustellen, indem ich mich bestrebe, die gewünschte technische Erklärung leicht faßlich und allgemein verständlich zu geben: Lehrsatz: Die Differenz zwischen einer Zahl und ihrer Quersumme läßt sich durch neun ohne Rest dividiren.

Beweis: Die vierstellige Zahl $a b c d$ bedeutet im dekadischen Zahlensystem

$1000 a + 100 b + 10 c + 1 d$ zieht man davon die Quersumme $1 a + 1 b + 1 c + 1 d$ ab, so erhält man:

$999 a + 99 b + 99 c$ und daß diese Differenz sich durch 9 ohne Rest dividiren läßt, leuchtet ein, da alle ihre Glieder Produkte von 9 sind. Da man jedoch, wenn die Differenz, durch 9 dividirt aufgeht, nicht wissen kann, ob eine 9 oder eine 0 fortgestrichen ist, so wurde das Fortstreichen einer 0 verboten.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Neusch

No. 27.

vertheilt den 28. September

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nimmt die hiesige akademische Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts alle kgl. Postanstalten an.

Die Ehe.

Vortrag von G. Flatau.

Meine Damen und Herren!

Wollen Sie mir einige Zeit schenken und ein geneigtes Ohr leihen, so will ich Geschenk und Darlehn dazu benutzen, Ihnen einen kleinen Vortrag über „die Ehe“ zu halten.

Sie werden fragen, gehört dies in das Gebiet der Literatur? Ich möchte diese Frage bejahen in der Zuversicht, daß sie nicht eine zu strenge, kritische Sonde an meine Beweisgründe legen werden.

Literatur ist das weite Reich der menschlichen Geisteserzeugnisse, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens, das sich in Sprache oder in Schrift kundgibt, und ebensowohl für jedes gebildete Gemüth, als jeden gesunden Verstand berechnet ist, und belehrend zu unterhalten und unterhaltend zu belehren vermag, selbst in einem heiteren, wenn nur gefälligen Gewande. Die Ehe enthält überdies in sich so viel Poesie, auch Prosa und poetische Prosa, daß mir ein Vortrag hierüber in diesem Kreise wohl erlaubt erscheint.

Wie viel sich über die Ehe sagen läßt, das wissen diejenigen unter Ihnen, die bereits in den Ehestand getreten sind, ich sage nicht, im Ehestand getreten sind. Daß der Ehestand ein Ehestand, ist eine zwar gereimte, aber doch ganz ungereimte Aeußerung, und die große Anzahl derer, die den Ehestand suchen selbst auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege durch die Zeitungen, ist Beweis genug dafür, daß man an die Wahrheit jenes Ausspruchs durchaus nicht glauben soll. Die Ehe ist eine alte, ehrwürdige Institution, wohl eben so alt wie die Kriegführung, und hat mit dieser noch insofern eine gewisse Verwandtschaft, als wie beim tapfern Kriegsheere, so auch in einer tapfern Ehe der erste Avancirte „Unteroffizier“ in volkstümlicher Mundart genannt wird. Im Alterthum hatten die Männer eine große Anzahl von Frauen, später überzeugte man sich, daß man an einer Frau vollkommen genug habe. Mann und Frau werden durch die Ehe ein Ehepaar, man spricht von Eheleuten nur als von

einem Paare, während jeder einzelne Theil für sich nur als Ehehälfte und ein Theil sogar, ich will dahin gestellt sein lassen, welcher, als die bessere Hälfte bezeichnet wird. Vielleicht dürfte mancher Ehemann nicht mit Unrecht nur als Eheviertel bezeichnet werden, wenigstens ist es gewiß, daß es zwischen Eheleuten leicht zu einem Bruche kommt. Die Ehe beruht auf einem gegenseitigen Vertrag, wenn auch hier und dort von einem Vertrage gar keine Rede ist. Ein vollkommenes Ehepaar gehört ebenso zu den frommen Wünschen, wie ein einziges Deutschland. Es vereinigt sich so vieles, Eheleute zu vereinigen, daß man wohl darüber einig ist, daß es kaum einige Paare giebt, die mit einander vollkommen einig sind. Es ist indeß ein ganz unwahres Bild, das Sonne und Mond darum als das glücklichste Ehepaar hinstellt, weil der Mond allabendlich fortgeht, wenn die Sonne nach Hause kommt, weil sie also nie zusammen sind, was um so auffallender ist, als doch sonst der Mond — der Adjutant der Liebe ist. Man kann dem Humoristen einen solchen Vergleich wohl verzeihen, aber der Glaube an eheliches Glück muß tief im Herzen wurzeln; er stehet fest wie die Eiche, Stürme des Lebens ziehen darüber hin, aber der Glaube wanket nicht und denkt und fühlt mit dem Dichter; „und die Treue, sie ist kein leerer Wahn.“ Ehen, solche Ehen werden im Himmel geschlossen. Glückselig das Paar, dem der Himmel die Ehe schließt, und wehe dem, dem die Ehe den Himmel schließt. Bei einer Ehe, die der Himmel geschlossen, befindet sich im Anfang die Frau im siebenten Himmel, der Mann schwebt mit seinem Engel von Frau in den Wolken und ist wie aus den Wolken gefallen, wenn die Frau aufhört, ihm ein Engel zu sein. Diejenige Ehe ist eine glückliche, wo der napoleonische Wahlspruch gilt: die Ehe ist der Friede. Leider ist aber häufig la belle Alliance nicht das Ende, sondern der Anfang eines langjährigen Krieges. Der Ehestand muß ein konstitutioneller Staat sein, wo beide Theile gleich berechtigt sind, die Frau darf höchstens nur in Rücksicht auf ihre Kleider mit Ludwig XIV. sagen: der Staat bin ich. Mancher Mann glaubt die rechte Frau gefunden zu haben, und überzeugt sich früh genug, daß sie der äußersten Linken angehört. Es sind dies Ehen, wo der Mann denkt und die Frau lenkt, und es kommt da wohl vor, daß ein Mann, der früher für „Wärde der Frauen“ schwärmte, später den „Kampf mit dem

Drachen“ studiren muß. Das absolute Pantoffelregiment wird keinen Chestaat beglücken, und Tausende von Männern haben sich um des Pantoffels willen schon auf die Strümpfe gemacht. In manchem Chestaat herrscht das System des bewaffneten Friedens, in andern drängt es die weibliche Herrscherin zu Eroberungen nach außen hin, zu Conventionen mit Nachbarn, (welche gestatten, in Zeiten der Aufregung die heimathlichen Grenzen zu überschreiten) und die auswärtige Politik ist ihr wichtiger, als die Hauspolitik. Und doch liegt in der Hauspolitik die sicherste Garantie des europäischen häuslichen Gleichgewichts und des unge störten Friedens und jede Frau sollte es halten mit der Hauspolitik — aus Politik. Denn nur da, wo man das Glück nur im Hause sucht, wird das Glück wirklich zu Hause sein. Darum prüfe, was sich ewig findet, ob sich das Herz zum Herzen findet. Freilich, wenn Schiller heute aus dem Grabe aufstände, er würde sich wundern, wie sehr man seinen Vers und die Mahnung darin in unserer Zeit beachtet und beherzigt.

Das Heirathen gehört heutzutage meist zu den Angelegenheiten, in denen die Gemüthlichkeit aufhört, wie Hansemann sagt. Die Wahl zur Ehe ist dann eine indirecte, mittelbare, d. i. eine solche, wo es auf haa re Mittel ankommt. Die Männer zählen jetzt mehr die Moneten, als die Tugenden und die Jahre, und wenn man sonst eine von Tausenden nahm, nimmt man jetzt Tausende von Einer. Das Mädchen ist von höchstem Interesse, das die höchsten Interessen erwarten läßt, und dann wird es begreiflich, warum so mancher seine Braut „mein Schatz, mein einziger Schatz“ anredet und sie vor der Welt als Kapitalmädchen bezeichnet. Warum drängen sich so viele Männer im Sommer nach dem Strande? Nicht, weil es dort viel Sand, sondern weil es viel Kie s giebt, man angelt dort nach Goldfischen und weiß auch die Backfische nicht zurück, wenn sie nur recht viele Gräten haben. Viele Mädchen dagegen lassen sich beim Heirathen durch äußeren Glanz und äußere Ehre blenden. Sie suchen einen bunten Rock, einen Titel mit dem Charakter als „gnädige Frau“; sehen die Männer auf Knöpfe, so sehen die Mädchen auf ein Bändchen im Knopfloch“ und gar über einem Sterne auf der Brust übersehen sie gern den Mondschein auf dem Kopfe. Wer durch solche Flitter angezogen wird, der wird es oft schon in den Flitterwochen erfahren: „es ist nicht alles Gold, was glänzt.“

Soll die Harmonie der Ehe sich erhalten, so müssen die Eheleute wie Instrumente sich so stimmen, daß sie zu einander passen; denn die Ehe ist ein Konzert, voll Wohlklang, aber nicht ohne Dissonanzen. Am Anfang hängt der Himmel voller Geigen, da giebt's nur ein Duett; später wirkt auch ein kleiner Chor mit. In diesem Chor hat die Frau immer die erste Stimme und das ist ganz natürlich, denn den Bass kann sie nicht haben. Warum aber haben die Frauen keinen Bass? Weil der Bass ist der Grund aller Harmonie, die Frauen aber schreien ohne Grund.

Die Frau hat dort das Solo, wo der Mann keine Stimme hat, er übernimmt dann wohl die Brummstimme, und seine gute Laune geht flöten.

In niederen Klassen wirken in der Musik der Ehe selbst

Klappinstrumente mit, besonders bei den Russen, welche die Frauen wie den Wein behandeln; sie sagen: beide müssen am Stocke groß gezogen werden, wofür der terminus technicus heißt „Murawiew.“

Wo die Eifersucht mitspielt, da quält sie durch ihre Mißthöne Mann und Frau nach Noten. Aber dann ändert sich die Stimmung im ehelichen Leben am meisten, wenn die Frau in einem Punkt Meisterin ist — im Kontrapunkt.

Ich bin nun von der Kunst der Ehe auf die Tonkunst gekommen, die in so genußreicher Weise unsere heutige Abendunterhaltung bereits gewürzt hat und uns wohl noch schließlich erfreuen wird. Da will ich lieber aufhören zu sprechen über die Ehe, ehe ich Ihre Geduld zu sehr auf die Probe stelle. Sie werden sich indessen von diesem Ehekapitel halb und halb erholen, und halb und halb ist ja ganz. Die Moral aber, die man daraus entnehmen mag, ist die, daß die Ehe gar oft unberechenbare Folgen nach sich ziehen kann.

Ueber die Baukunst

des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Vorträge von Prof. Dr. A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Bei den Gebäuden Athens übergangen wir die Odeen und Theater; von den ersten ist keines in einer Ruine erhalten und von den letztern ist im eigentlichen Griechenland auch nur unvollständiges Trümmerwerk übrig geblieben, unter den Bauten Roms wurden Circus und Basilica nicht genannt; von den Schauplätzen, innerhalb welcher um eine Brüstungsmauer Wagenwettrennen angesetzt wurden, ist der nach Caracalla genannte eines Besuchs werth, der Circus Maximus so wie der Circus Flaminius sind verschwunden, und verschwunden sind sämtliche Basiliken, obgleich sie zu den größten und prächtigsten Bauwerken gehörten.

Die Basilica war ein Gerichtshaus, in dem vornämlich über Handelsangelegenheiten entschieden wurde. Der Name lehrt, daß auch hier die Römer nicht Erfinder waren. Eine Vorstellung von den antiken Basiliken können wir uns nur aus dem bilden, was Vitruv uns schreibt, und aus Gebäuden, die nach ihrem Modell errichtet sind.

Die Basiliken waren umfangreich und bei ihnen war es vornämlich auf ein geräumiges Inneres abgesehen. Von außen gesehen fiel es auf, daß keine Säulen wahrgenommen wurden und das Gebäude unter einer zwiefachen Bedachung stand. Im Innern fand man zwei, bisweilen vier lange Säulenreihen, so daß fünf Schiffe gebildet wurden, deren mittelstes über die Nebenschiffe emporstieg und eine Reihe von Fenstern zeigte; dasselbe erstreckte sich weiter als die übrigen, denn es kam noch der Raum der großen Nische hinzu, die am Ende weit nach außen vorsprang. Hier saß der Prätor, neben ihm Richter und Klienten. Eine zahlreiche Zuhörerschaft konnte den öffentlichen Gerichtsverhandlungen beiwohnen. Die Basilica genügte aber auch noch andern Zwecken.

Die Säulengänge forderten zum Lustwandeln auf. Es war viel Verkehr, daher benutzten die Kaufleute die Stätte als Börse und stellten hier ihre Waaren zum Verkauf.

Als die Christen in Rom aus den Gräben der Katakomben, wo sie heimlich und verborgen an den Sockeln der Märtyrer das Liebesmahl einnahmen, sich an das Licht wagten, so wurden die heidnischen Tempel in Kirchen verwandelt. Das Pantheon ist Kirche sowie auf dem Forum Romanum der Tempel des Antonin und der Faustina. Für den Cultus war ein so beschränktes Lokal aber nicht geeignet. Man baute daher nach der Form der Basiliken Kirchen, denn der Begriff einer Gemeinschaft der Gläubigen, einer Gesamt-Kirche konnte nur in weiten Säulenperspektiven zum rechten Ausdruck kommen. Hier ließen sich Abtheilungen einrichten, wie der frühere Gottesdienst sie heischte. Da wo der Richter gesessen, nahm nun der Bischof die Stelle ein, auf Seiten daneben befand sich die höhere Geistlichkeit. Davor stand der Altar und durch ihn getrennt war sie von der niedern Geistlichkeit, die im Mittelschiffe auf einer viereckigen Bühne auf zwei einander gegenüberstehenden Kanzeln predigte. In den Seitenschiffen auf verschiedenen Seiten standen abgesondert Männer und Frauen, unter jenen wurden den höchsten Staatsbeamten, unter diesen den Klosterfrauen bestimmte Plätze anberaumt. Man behielt den Namen Basilica bei und nannte den großen Bogen um die Nische Triumphbogen, welchen Namen man sich dadurch erklärte, daß hier in einem musivischen Bilde der Heiland als Siegesherzog dargestellt war.

Unter den vielen christlichen Basiliken Roms, die man sonst vom 4. bis zum 11. Jahrhundert verfolgen konnte, war die berühmteste die, die außerhalb der Mauern dem Apostel Paulus gewidmet war. Die Schutzpatrone der ewigen Stadt Petrus und Paulus sollten sie von Westen und Osten her beschützen und der Kaiser Constantin ließ ihnen zwei imposante Basiliken aufführen. Petrus und Paulus vermochten nicht einmal ihre Heiligthümer zu beschützen. Das des ersten wurde abgetragen und das des anderen in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die fünfschiffige Pauls-Basilica war 244 F. lang und 140 F. breit. Die Marmorsäulen waren von ausgezeichneter Schönheit, aber nicht alle von gleicher Form, denn sie waren aus eingegangenen Tempeln hier zusammengebracht, die unter einander durch Rundbogen sich verbunden sahen. Die Fenster an der Umfassungsmauer, die am Ueberbau des Mittelschiffes, waren rundbogig, sonst hatte Alles ein antikes Ansehn. Es gab keine flachen Decken, aber die Balken waren vorhanden, die zur Anlegung derselben benutzt werden konnten. Als eine Eigenthümlichkeit war der Querbau vor der Tribune anzusehn, wodurch die Basilica im Innern eine entfernte Ähnlichkeit mit einem lateinischen Kreuz gewann. Die Enden des Querbau konnten als Kreuzvorlagen gelten und die Nische als dritter Arm. Jene Tochter des Kaisers Theodosius, der früher Erwähnung geschah, hatte für reichen musivischen Schmuck gesorgt. Im Jahre 1823 brannte der herrliche Tempel bis auf den Grund nieder, kein Säulenschaft wurde gerettet. Viele geschichtliche Merkwürdigkeiten gingen verloren, unter ihnen die Bronzethüre, die der Papst Gregor VII. dem Heiligthum verehrt hatte.

Byzanz wurde Constantinopel, der Kaiser verlegte dorthin seinen Wohnsitz und ein ungemessener Reichtum sollte durch Glanz und Pracht Rom verbunkeln. Aber Luxus ohne Geschmack ist ein verkehrte angelegtes, ein verlornes Kapital. Dem Kaiser folgten dorthin die Künstler. Das war kein Verlust, denn gute gab es nicht mehr, wie das ein Vergleich lehrt zwischen den Bildwerken an dem Constantinbogen, die daran auf Kosten des Kaisers Trajans angebracht sind, und zwischen denen, die man aus eignen Mitteln beschaffte. Schlimmer war es, daß die ersten Kunstwerke theils aus Rom theils aus andern Gegenden nach Constantinopel wanderten und dort in einem Palast-Brand der olympische Jupiter des Phidias und die erdliche Venus des Praxiteles untergingen.

Wenn im Orient seit Constantin für die Bildhauerei nichts geschah — hier kommt es allein auf die bildende Hand an, da die Instrumente, mit denen die Statuen geschaffen werden, zu allen Zeiten überall so ziemlich dieselben waren — so ist der Beachtung nicht ganz unwerth, was in der Malerei geleistet wurde. Ein Farbensinn, wenn auch fern von künstlerischer Anschauung, konnte hier glücklich wirken, hier konnte die Malerei durch Vorschriften in Behandlung und Bereitung der Farben, die man vielleicht aus dem klassischen Zeitalter gerettet hatte, vor gänzlichem Erstorben hingehalten werden. Die ungestalteten Madonnenbilder, die der Evangelist Lucas gemalt haben sollte und die als Wunder über die ganze Christenheit sich verbreiteten, sind, wenn auch ein toter Mechanismus kein Leben aufkommen ließ, in der Farbe nicht verächtlich. In der weiteren Bedeutung des Wortes zählt man zur Malerei auch die musivische Kunst. In Italien stellte man Vorzügliches in ihr dar, hier wie in Deutschland, namentlich in Salzburg, werden treffliche Mosaik-Fußböden angetroffen. In Pompeji findet man ein Haus, bei dem die Wände mit musivischem Schmuck versehen sind. Die Mosaiken bestehen aber aus Steinwürfelchen und nicht aus Glasstiften, die die byzantinischen Künstler zu den Farbenteppichen verwendeten, um mit ihnen die Gewölbe und Wände der alten Kirchen zu bekleiden. In Stein ließ sich nicht die verlangte Mannichfaltigkeit der Farben erzielen und vorzugsweise kam es den Mosaikisten darauf an, den Figuren einen Goldgrund zu geben; dieser war ein Erforderniß des Bildes, und darum wurden Goldblättchen in durchsichtiges Glas eingeschmolzen. Es war eine mühsame, kostbare Perlenstickerei, bei der der Kitt die Stelle des verbindenden Fadens vertrat, in der man große Goldflächen, häßliche Heiligfiguren, aber geschmackvolle Verzierungen in Linien und Ranken darstellte. Das ganze Innere der Sophienkirche in Constantinopel und das der Markuskirche in Venedig nebst der Vorderseite ist Goldmosaik mit einer Unzahl von Figuren. Wie in den Bauformen so auch in der Decoration drängt sich nun das Malerische mächtig hervor.

In Constantinopel gibt es größere Moscheen als die Sophienkirche, sie ist aber die heiligste und für den Kunstfreund verschwindet Alles vor ihr, was an Bauwerken sich dem Blicke darbietet. Von außen verspricht nicht die Steinmasse, was sie Großes verwahrt. Ein massenhafter Würfel baut sich terrassenförmig auf und Halbkuppeln von verschiedener

Größe sind der Fuß der Hauptkuppel. Die Kirche ist 250 F. lang und 228 F. breit, also so breit als der Parthenon lang ist.

Die älteste Kirche hier stammte aus Constantins Zeit. Bei einem Aufstande brannte sie nieder. Da beschloß der Kaiser Justinian eine andere zu bauen, die alle Gotteshäuser der Welt weit zurücklassen sollte. Er berief zwei geschickte Baukünstler. *) Sie erfüllten seine hohen Erwartungen. Aber ein Erdbeben zerstörte nach kurzer Zeit, was sie für die Ewigkeit errichtet zu haben meinten. Justinian verlor dadurch nicht den Muth und den neuen Bau vertraute er einem seltenen Meister. Es ist Isidorus von Milet der jüngere, vom Onkel Isidorus zu unterscheiden, welcher vorher dem Kaiser gedient hatte. Die allergrößte Sorgfalt ward aufgeboten, um etwas Außerordentliches hinzustellen. Man besorgte sich die leichtesten Ziegel, die im Stempeldruck einen gottseligen Spruch enthielten. Die Festigkeit des neuen Baus stellte man dem höhern Schutz anheim und mauerte Reliquien ein. Isidor beschäftigte vom Jahre 532 sechs Jahre hindurch 10,000 Arbeiter und so entstand ein Kunstwerk, das als ein einziges seinen Ruhm verkündet. Im Traum legte eine Erscheinung dem Kaiser die Worte in den Mund: Salomo ich habe dich besiegt! und ein Zeitgenosse äußerte, die Kuppel scheine an einer unsichtbaren Kette vom Himmel herabzuhängen, denn wie frei schwebend erhob sie sich über dem Altar. Es gibt Kunstwerke, welche als musterfähig zur Nachfolge reizten, aber auch solche, die durch ihre Erhabenheit jeden Nachahmer zurückschreckten, ein solches ist die Sophienkirche und vor ihr der olympische Jupiter des Phidias und nach ihr die Sixtinische Madonna Raphaels. Der Geist der byzantinischen Baukunst war ein weit verbreiteter, aber nirgend finden wir sonst als hier eine Kuppel, die von gleicher Größe an zwei Halbkuppeln sich anschließt. Es mag viel für sich haben, wenn ein Kirchenraum als ein unübersehlicher gilt und nach und nach ungeahnte Herrlichkeiten enthüllt, wenn wir umherwandeln und der Reiz der perspektivischen Verschiebungen uns immer neue Ansichten gewinnen läßt, aber ein Höheres ist es, wenn wir auf einmal des Schönen im vollsten, im erschöpfendsten Umfange froh werden. Dies finden wir Alles in der Sophienkirche. Vier ungeheure Pfeiler im Quadrat sind mit Rundbogen verbunden, darüber erhebt sich die Kuppel mit dem Fensterkranz und in den beiden Bogen nach O. und W. hin senkt sich eine Halbkuppel herab. Die eigentliche Kirche bildet ein gewaltiges Oval vom Eingang bis zur Altarnische hin. Sobald die Thüren geöffnet sind, so sehen wir Alles. Vor der Peterskirche in Rom erblicken wir nichts vom Kuppelbau und in ihr müssen wir eine Strecke zurücklegen, ehe wir zu ihm emporsehen können, im Pantheon dagegen stehen wir zu nahe und wir müssen den Kopf auf und niederheben, um des Ganzen ansichtig zu werden. Das ist anders in der Sophienkirche, wo wir unter der Halbkuppel stehen und unbeschränkt in die Hauptkuppel blicken können, die 100 F. im Durchmesser sich 200 F. über dem Erdboden erhebt, zugleich in die andere Halbkuppel und in die Altarnische. An den Seiten zwischen den Kuppelpfeilern sind Galerien für die Frauen angebracht und darüber befindet sich eine Wand mit großen Fenstern. Bei einer

*) Isidorus aus Milet und Anthemius aus Tralles in Lydien.

solchen Beleuchtung wirkt der blendende Goldglanz der überglachten Gewölbe mit magischer Kraft.

In vielen Büchern werden die Sophienkirche und die Markuskirche in Venedig neben einander gestellt, als wären sie nach verwandte Größen. Die Ähnlichkeit ist nicht so groß, wenn auch die Markuskirche mit ihren Hallen umher sich der quadratischen Form nähert, wie wir auch hier im Innern ein griechisches Kreuz sehen. Statt der Kuppel und der zwei Halbkuppeln zählen wir hier fünf Kuppeln, eine auf jedem Kreuzarm und eine, nur wenig größer, in der Mitte. Die Kuppeln sind niedrig und erscheinen von außen nur durch den vergoldeten Aufsatz hoch. Im Umfange größer erscheint sie in jeder Hinsicht sonst kleiner als die Sophienkirche. Wenn wir die Colonnade unseres Universitätsgebäudes durchschreiten, so haben wir die Länge vom Eingang bis zu den Altarnischen, die 300 F., während die Breite nur 260 F. beträgt. Sie ist düster und es weht in ihr ein Halbdunkel, das die Phantasie in merkwürdiger Weise beim Durchwandeln der geweihten Räume ergreift. Im neunten Jahrhundert wurden die Gebeine des Evangelisten Markus von Alexandria nach Venedig gebracht. Die damals erbaute Kirche ward vom Feuer verzehrt. Die neue Kirche ward 997 begonnen *) und 1043 vollendet. Wir wissen nicht, ob die Bauleute Griechen waren. Die Annahme ist aber sehr wahrscheinlich, denn gewiß ist es, daß Griechen, die noch im 13. Jahrhundert als Baumeister, Maler und Mosaikisten nach verschiedenen Orten Italiens berufen wurden, die musivische Verzierung der Markuskirche besorgten und 1070 damit zu Ende kamen. Die Markuskirche ward damals und Jahrhunderte später als ein unvergleichliches Prachtstück bewundert und gefeiert. Wenn venezianische Maler des 14. Jahrhunderts einen kostbaren Tempel malen sollten, so malten sie die Markuskirche, gleichviel wo sich die Handlung begab. Auf einem Bilde, das in Venedig spielt, schauen wir sie mit allen Einzelheiten, mit den Bronzepferden, die vom Hauptportal herabschauen. In der Art der Markuskirche sind gewiß an verschiedenen Orten viele gebaut. Einige finden wir in Frankreich, die in Guienne **) stimmt im Grundplan auffallend überein, so schlicht sich sonst der Bau ausnimmt. Sechs Pfeiler, je drei auf jeder Seite, stehen in gleichen Abständen von einander. Sie sind untereinander durch Tonnengewölbe verbunden, die man füglich rundbogige Gewölbreifen nennen könnte. So entstehen Quadrate, über welchen sich die fünf Kuppeln erheben. Die Pfeiler hängen mit einer Ecke mit dem Mauerwerk zusammen, ein Paar mit zwei Seiten. Gewölbte Durchgänge durchkreuzen sich innerhalb der Pfeiler und diese enthalten gewölbte Gemächer mit Brustlehnern. In der Markuskirche gibt es eine Menge in dem Material kostbarer, in der Form seltsamer Säulen. Sie tragen aber nur baulich Untergeordnetes, das ohne der Sicherheit zu gefährden entfernt werden könnte. Alt- und neutestamentarische Geschichten stellen die Figurenreihen auf dem Goldgrunde dar mit lateinischen Beischriften. Goldmosaik nimmt man auch von

*) Unter dem Dogen Orseolo.

**) In Perigueux.

außen an der Eingangsseite wahr. Man sieht hier vier Bogen neben einander, im mittelften das Hauptportal mit vielen Säulen zur Seite in einer Einwölbung. Krause Zierathen in grotesker Zusammenordnung überall. Zu dem Sonderbaren gehören die vier vielgewanderten Bronzerosse. Sie sollen in Athen zu einem Triumphwagen gehört haben, als Künstler nennt man Myron, den Zeitgenossen des großen Phidias, sie kamen nach Constantinopel, wurden von hier als Siegesbeute nach Venedig entführt und dem h. Markus gewidmet, als Siegesbeute bewunderten sie die Pariser, bis sie 1815 zu dem frühern Standort zurückkehrten, zu dem Balkon über dem Hauptportal. Die Vorderseite der Markuskirche ist um so auffallender, als sie sonst von außen in engen Straßen als nichtsagend erscheint. Der märchenhafte Reiz, der uns überall in Venedig entgegentritt, concentrirt sich in der Markuskirche. Er steigert sich durch den grellen Widerspruch zwischen sonst und heute, zwischen dem Glanz und der Bettelhaftigkeit; verdeckt doch die armselige Wäsche, die aus den Prachtfenstern der Marmorpaläste herabhängt, nicht den Stolz der wunderbaren Lagunenstadt.

Fünfter Vortrag. *)

Die romanische und gothische Baukunst.

Ein Blick auf den Niesenplan, der einen der Thürme des Kölner Doms darstellt, lehrt, daß die mittelalterliche Baukunst in einen entschiedenen Gegensatz zu der antiken trat. Jene erreicht ihren Höhepunkt in der gothischen, die man nicht mit Unrecht die romantische genannt. Der gebräuchliche Name gelangte nur durch Verjährung zu seinem Recht. Die Baukunst, die uns heute vorzugsweise beschäftigen wird, hat von den Westgothen oder Ostgothen nichts überkommen als im Munde der Italiener ein spöttisches Andenken. Diese denken mit Entsetzen an die Verwüstungen, die Rom durch die Gothen erfuhr und nannten gothisch, was häßlich und unverständlich war, so auch die Baukunst, die nichts mit den Regeln der römischen Monumente gemein hat. Die Benennung germanische oder deutsche Baukunst ist gleichfalls ungehörig, eher könnte sie die französische heißen. Der Begriff des Romantischen entspricht ihrem Wesen. Im antiken Kunstwert ist stets nur eine Empfindung, ein Gedanke durchgeführt, während uns das romantische eine Reihe widersprechender, streitender Gefühle, Neigungen und Auffassungen befundet. Dort entdecken wir die Schärfe und Klarheit des Geistes, hier das unbestimmte wechselnde Gemüthsleben, dort wird nie das Reelle außer Acht gelassen, hier wird es oft über dem Gedanklichen vergessen. Der Alte hatte keine Ahnung, für eine Idee leben, kämpfen und sterben zu wollen. Wenn die Griechen zehn Jahre vor Troja ausharrten, so war es, um eine persönliche Rache zu nehmen, wenn sie Wunder der Tapferkeit in der Befestigung der Perser zeigten, so handelte es sich um die Verteidigung der Heimath. Sie hätten nie den Sinn der Kreuzzüge begriffen, nie den Streit um die höchste geistliche und weltliche

*) Moller, Original-Zeichnung des Doms zu Köln. Boisserée, Denkmale der Baukunst am Niederrhein. München. Boisserée, Ansichten, Risse des Doms zu Köln. Stuttgart.

Macht. Und so ist es auch bei der gothischen Baukunst. Wozu ein solcher Aufwand von Kräften, da der Schönheit in ungleich kleinerem Umfang genügende Rechnung getragen werden kann, wozu so ungeheure Verhältnisse, da sie doch nur recht gewürdigt werden können, wenn wir sie recht verstehen? Fragen der Art hatten die Baumeister der klassischen Vorzeit nie zu beantworten. Die Erinnerung an den Luxus des Orients, an den des römischen Imperatorenthums genügt nicht, das Räthsel zu erklären, in dessen Lösung wir, wie es jetzt noch die Wiederherstellung des Kölner Doms darthut, ein wunderbar erhebendes Gefühl im tiefsten Busen nähren. Wenn wir in einen gothischen Münster treten, so empfinden wir einen Schauer, die unbegreiflich hohen Bogen zu einem Gewölbe sich verschlingen zu sehen, und dennoch verkennen wir nicht den mit wohlverständiger Einsicht entworfenen Plan, das Große hat für uns eine überwältigende, aber zugleich eine begeisternde Kraft, und doch können wir nicht das Kleinliche übersehen in dem bunten Grotteskenwerk, in den Schnörkeln, in denen wir allerlei Überwiegendes und Thörichtes in monströsen Figuren entdecken. Wenn wir wollen, können wir des Widersprechenden bei längerer Betrachtung immer mehr auffinden und dennoch verleugnet sich uns in höherm Sinne nirgend die Einheit und wir erblicken deutlich, daß Alles aus einer Wurzel hervorgegangen ist, ja das Ganze erscheint, mögen wir auch nicht an die Wälder denken, in deren Schatten die Germanen ihren Gottesdienst hielten, nicht an die Palmen, deren breite Blätter nach allen Seiten hin aus hohen Stämmen sich entwickeln, uns als ein majestätisches Gewächs, das mit unaufhaltsamem Trieb immer höher und höher steigt. Man hat den kunstvollen Organismus, den im Allgemeinen und im Einzelnen überall der Spitzbogen durchdringt, mit einer ungeheuren Krystallisation verglichen, in der die einfachsten Grundformen in den mannichfaltigsten Modificationen immer wiederkehren.

Zur Einheit gehört Symmetrie. Im antiken Kunstwerk nimmt sie sich anders aus als im mittelalterlichen. Dort besteht sie in einer schlichten Gegenüberstellung, hier wird eine überragende Mitte erlangt. Dort ist die Grundform das unverkürzte Rechteck, hier das Dreieck. Das Pyramidalsystem ist vorwiegend. Am gothischen Gebäude strebt Alles empor, es spitzt sich zu, es giebelt und gipfelt sich, so weit das Auge die Bildungen verfolgen kann. Beim antiken Tempel sind die graden Zahlen maßgebend, wie 6, 8, bei den mittelalterlichen 3, 5, 7. Das Verhältniß beim Gebäude der Höhe zur Breite wird aufgegeben, je höher desto schöner, alle Dimensionen lösen sich gleichsam in der Höhe auf, wie dies schon die Verzierungen, die Gliederungen der Kanten zeigen. Die unendlich hohen Säulen, die als Halbsäulen sich an die Pfeiler anschließen, kann man oft am Gewölbe als Gurten verfolgen. Die wagrechte Linie ist so gut wie abgethan, es gibt keinen rechten Winkel, keine flache Decke mehr. Es werden polygonische Formen verlangt, aus dem Quadrat wird ein Achteck. Der Halbkreis erscheint zu schwer und man wählt für ihn zwei Sechsteckkreise, die sich zu einer Spitze in der Art vereinigen, daß darin ein gleichseitiges Dreieck beschrieben werden kann. Das gleichseitige Dreieck ist die Giebelform des Ganzen, aber auch überall, wo ein Bogen mit einem Schutzdach überdeckt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von August Stobbe.

An einen Freund beim Verlust seines Sohnes.

Heimathsklänge, Freundesgrüße
Tönen Dir in trüber Zeit;
An Dein Herz will ich mich wenden,
Kann ich Dir auch Trost nicht spenden,
Den der Himmel nur verleiht.

Paradiesisch lacht die Erde,
Wo Dich hinzog das Geschick;
Doch lähmt Schmerz des Geistes Flügel —
Nur ein kleiner grüner Hügel
Fesselt Deinen trüben Blick.

Schaue auf, was Du verloren,
Sieht die Erde nicht zurück;
Warum, wenn ein Mensch geboren,
Freu'n wir uns — wir armen Thoren!
Ward er's denn zu seinem Glück?

Uns're Freuden sind vergänglich;
Doch der Schmerz, die Sorge bleibt
Und der tief verborg'ne Kummer,
Der vom Lager scheucht den Schlummer
Der den letzten Freund vertreibt.

Glücklich, wer nach kurzem Wandern
Frühe schon das Ziel erreicht,
Dem es schon vergönnt zu rasten,
Eh' des Lebens Müh'n und Lasten
Ihm das blonde Haar gebleicht.

Wohl dem, den der Fuß nur schmerzte
Auf des Lebens rauhem Gang;
Dem Verrath an Lieb' und Treue,
Dem verzehrend nicht die Reue
Bis ins Mark des Lebens drang.

Ihm, der jetzt dahingegangen,
Ward das schwerste Leid erspart,
— Seines Leid, das selbst verschuldet —
Doch auch Er hat schwer gebuldet
Schon auf seiner Pilgerfahrt.

Seiner Krankheit Schmerzen schwanden,
Da er mit dem Frühling schieb.
— Eine Blüthe ist gefallen,
Eh' sie reifte — Nachtigallen
Sangen nehmthsvoll ihr Lied.

Liebe hielt an seinem Bette
Unermüdl'ich treue Wacht,
Hielt ihn still und fromm umfassen,
Küßte ihm Augen, Mund und Wangen
Bei dem letzten „Gute Nacht“.

Schlafe wohl, verklärter Jüngling,
Der du jetzt am Ziele bist;

Schlafe wohl! — ein solches Scheiden
Ist ein Loos, das zu beneiden
Mehr als zu beklagen ist.

Schmückt mit Immortellenkränzen
Noch sein Grab und laßt ihn ruhn;
Laßt ihn still und selig schlafen!
Er ist jetzt im sichern Hafen,
In der Heimath ist er nun.

Heimathsklänge, Freundesgrüße
Mahnen Euch, daß Ihr nicht weint;
Kämpft den schweren Kummer nieder,
Nach der Heimath kehret wieder!
Stets bleibt Ihr mit ihm vereint.

Nur Einsegnung.

O Tag des Herrn, o schöne Stunde,
Die Dich, beglückte Jungfrau, weiht
Dem Ernst des Lebens und dem Bunde,
Dem heiligen, der Christenheit.
Nicht kann ich mit den Deinen treten
Dich segnend heut' vor den Altar,
Doch in der Ferne will ich beten:
Der Herr sei mit Dir immerdar.

Ein fester Ort sei Dir der Glaube,
Zu dem Dein Herz sich heut bekennt;
Das Kreuz erhebt uns aus dem Staube
Und ist des Sternes Fundament.
Der Glaube stärkt uns, wenn die Jugend
Nicht mehr des Lebens Kraft erneut
Und wenn der schmale Pfad der Tugend
Mit Dornen oftmals ist besrent.

Der Liebe, die des Todes Schmerzen
Erkitt für Deine Seligkeit,
Ihr sei fortan in deinem Herzen
Ein heiliger Altar geweiht;
In ihr allein ist Licht und Leben —
O wahre ihre reine Gluth!
Und nicht ermüde zu vergeben,
Wenn Dir die Welt auch Unrecht thut.

Die Hoffnung, die Dir heute offen
Den Himmel zeigt, geleite Dich
Und lehre immer Dich noch hoffen
Wenn Dir schon mancher Stern erblich;
Doch mög' ein guter Engel hüten
Stets Deines Lebens goldnen Baum,
Daß niemals seine Frühlingsblüthen
Zerfließen wie ein schöner Traum.

Giebt Dir die Hoffnung das Geleite,
Wirft Du im Glauben fest bestehn,
So möge lächelnd Dir zur Seite
Noch eine holde Göttin gehn;
Die Schönheit möge Dich umschweben,
Die Anmuth edler Weiblichkeit,

Und ferne halten Deinem Leben
Was ihren zarten Hauch entweicht.

Und so mit denen, die jetzt stehen
Zu Dir in Liebe hocherfreut,
Mit denen, die aus Himmels Höhen
Auf Dich hernieder schauen heut',
Im Freudenlied der Engelschaaren
Tönt auch mein Glückwunsch aus der Fern'
Gott mit Dir! und Du mögst bewahren
Ein frommes, treues Herz dem Herrn.

Mutter unn Söhn.

Deck häww gehört so manchet Leed,
Dat klung so hell, dat klung so seet,
Dok manchet Woort truff mien Gemöth,
Datt ök mien Lävdoag nich vergät.
Doch wär dat Alles nich so schön,
So ilder lövst oof Alles klung,
Als wenn mien Mutter sähd: Mien Söhn,
Min löwet Kind, min öhler Jung!

Wenn ött öm Läwe goot Di geist,
Wenn hoch de Sönn am Himmel seist,
Denn foame Fründ von alle Sied',
Du denkst: Wie goot sönd doch de Küd!
Dat Läwe, Fründ, geföllt Di sehr,
Watt denkst Du denn an Mög' unn Roth,
Du denkst blos: Wenn doch morge wär,
Wie hüd' unn gistre, denn wör goot.

Dat Alles ändert söd geschwind,
Denn wenn et schlecht geist, löwer Fründ,
Denn moakt sök Alles opp de Veen,
Bätt du toleht seist ganz alleen.
Dann Mancher — häst Du nich geseh'n —
De sonst Dien Fründ bi Lost unn Speel,
De schmött noah Di dem erste Steen,
Di to verwunde Hart unn Seel.

Denn wart Di manchmoal so te Moot,
Datt Du woll denkst: O wär ök dood,
Dem Graw si ök doch ganz alleen,
Et drökt mi nich de Liechesteen.
So denkst Du woll, doch datt oeff schlecht,
Der löwe Gott kennt Diene Roth,
Dok meent een Hart et trü unn echt,
Dien Mutter öp ja noch nich dood.

Goah hän to ehr unn floag ehr vör,
Wie Du als Kind ähr häst gekloagt,
Dann grämst Du Di oof noch so sehr,
Du blöwst nich länger mehr verzoagt,
Wenn Du verstehst dat Woort so schön,
Wenn et Di recht to Harte drung
Dat Himmelswoort: „Mien löwer Söhn,
Mien trutset Kind, mien öhler Jung!“

Dann häst Du noch so väl gelehrt
Dann ditt studeert unn datt studeert,

Dien Krimskrams von Gelehrsamkeit
So'n Wunder wie ditt Woort nich deist;
Datt Alles moakt dem Kopp Di schwoar,
Doch Muttertrost e leichtet Hart,
Moakt wedder Diene Doge kloar
Dann Du vergäst, watt Di oof schmart't.

Drom, löwer Fründ, hoch opp mien Lehr',
Hool Diene Mutter recht unn Ehr,
Geist se oof gar nich stramm unn sien
Dann höst se nuscht von Pracht unn Schien
Et reed't so Mancher wunderschön
Wat Alles bloos kömmt von de Tung,
Von Harte kömmt dat Woort: „Mien Söhn,
Mien löwet Kind, mien öhler Jung!“

Karawanengesang.

(Aus dem Englischen übersezt.)

Schläfer auf! der Trommel Klang
Tönt den Lagerraum entlang.
Schnell die Zeit der Rast verrann,
Tapfre Schläfer! drauf und dran!

Mühsam ist der Weg und schwer,
Durch die Wüste weit und leer;
Doch wenn ihm die Heimath winkt,
Süß der Weg den Pilger dünkt.

Wenn wir ruhn in stiller Nacht,
Schauend auf des Himmels Pracht,
Hörend, wie der Wächter leis
Fromm verkündet Gottes Preis;

O, wie füllt dann still und mild
Unsre Brust der Heimath Bild,
Wo dies Lied als Abendlied
Von den Minarets erklang.

Vorwärts! bald ja wirst du sehn
Von des rothen Meeres Höh'n
Der Signale Flammenpfahl
Dir verkünden Gruß und Heil.

Mon vieux habit von Beranger.

Uebersetzung von S. Hartung.

Mein lieber Rock, den ich so gerne trage,
Wir beide fangen jetzt zu altern an,
Zehn Jahre kürzt' ich selbst dich alle Tage,
Und mehr hat Sokrates wol nicht gethan.
Wenn jetzt das Schicksal auch in deine Falten
Des Angesichtes neue Narben sät,
Sei Philosoph, wie ich — und laß es walten,
Mein alter Freund, wir trennen uns noch nicht!

Als ich dich angethan zum ersten Male,
Ich weiß es noch, weil's mein Geburtstag war,
Da brachten meine Freunde beim Pofale
Ein Loblied deinem neuen Glanze dar.
Dein schlechtestes Aussehn macht heut keinen bange,
Noch eint sie alle mir die Freundespflicht,
Sie feiern gern auch heut uns im Gefange,
Mein alter Freund, wir trennen uns noch nicht.

An deiner Seite seh ich eine Stelle. —
Es ist ein zartes, süßes Souvenir, —
Entstehend von Lisetten einstmal's schnelle,
Hielt sie mich fest zurück an dir.
Du gingst entzwei und diese Niederlage
Macht' mir ein länger Weilen dort zur Pflicht;
Sie nähte dann an dir — drei ganze Tage,
Mein alter Freund, wir trennen uns noch nicht.

Hab ich dich je mit Wohlgeruch begossen,
Ausduftend wie ein Seel von nah und fern?
Sag, hast du je die dicke Luft genossen
Der Antichambre eines großen Herrn?
Ganz Frankreich reißt sich heut nach eitlem Ruhme,
Nach einem Bändchen, das von Ehre spricht;
In meinem Knopfloch prangt des Feldes Blume,
Mein alter Freund, wir trennen uns noch nicht.

Sei außer Furcht vor tollen Jugendplänen,
Die scheinen jetzt für uns zu End' zu sein,
Die Tage voller Wangen, voller Sehnen,
Getaucht in Regen und in Sonnenschein.
Bald zieh' ich ein, woher wir Alle stammen,
Dann leist' auf jedes Kleid ich gern Verzicht,
Hab noch Geduld! — wir enden dann zusammen,
Mein alter Freund, wir trennen uns noch nicht.

Adieu von Beranger.

Uebersetzung von H. Hartung.

Ich küß's, o Frankreich, ich bin todesmüde,
Du süßes Land, Dein heiliger Namen giebt
Auch Klang und Worte meinem letzten Liede.
Nein! Kein Franzose hat Dich mehr geliebt.
Ich' lesen ich gelernt, galt Dir mein Singen,
Und jetzt, da ich dem Tod ins Antlitz seh,
Soll nur mit Dir mein letzter Hauch verklingen.
Weiß' eine Thräne meinem Tod! — Ade!

Zehn Herrscher haben ihre Siegeswagen
In Stolz auf Deinen wunden Leib gesetzt.
Ha! Ihre Banner hab ich all' zer schlagen,
Für Deine Wunden zu Charpie zerseht.
Der Himmel fühlte Mitleid für die Kranke,
Und lohnt Dir einst das ausgestandne Weh,
Die Saat geht auf, ein ewiger Gedanke,
Egalité muß ernten bald. — Ade!

Im Traume sah ich mich schon tief im Grabe,
Nun schütze, Frankreich, meine Lieben mir,
Du schuldest mir's, denn nie im Leben habe
Ich je für mich etwas verlangt von Dir.
Schon ruft mich Gottes Stimme von da droben.
Daß Frankreich noch mein letztes Gebet versteh,
Halt' ich vom Grabe noch den Stein erhoben,
Mein Arm wird matt, — er sinkt hinab — Ade!

Volksthümliche Naturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Wind und Wetter.

Auf Wind und Wetter haben die Menschen, vorzugsweise
aber alte Frauen, bedeutenden Einfluß. In Pommerellen sagt
das Volk: Wenn alte Weiber mit freundlichem Gesicht aufstehen,
haben die Leute gut waschen. Es ist dann, nach der Volksansicht,
gut Wetter. Gut Wetter wird's auch, wenn die Spitalweiber
aufstehen. Und hat's am Vormittage geregnet, so wird Nach-
mittags, wenn die Spitalweiber sich ausgeräuspert haben, besser
Wetter. (Mannhardt, Germanische Mythen, 653.) — Wenn
in einem Hause große Wäsche stattfindet, müssen alle Familien-
glieder freundliche Gesichter zeigen, damit das Wetter gut bleibe. —
„Keine Schüssel zu machen“, d. h. Alles zu verzehren, damit's schönes
Wetter bleibe, resp. werde — ist eine stehende Aufforderung der
Hausfrauen bei der Mahlzeit, wenn oft auch nur als bloße
Nöthigungsformel angewandt. — Wohl Wiew heißt sich opgehängt
— ein altes Weib hat sich aufgehängt — sagt man, wenn starker
Wind weht. (Frischbier, Pr. Sprichw., 4004.) Wenn sich
Jemand erhängt hat, so stürzt es, und erst am Begräbnistage
desselben, also am dritten Tage, legt sich der Sturm. (Bubainen.
Töppen, 700.)

Im Wirbelwinde fährt nach dem Volksglauben der
Teufel und bringt allerlei Krankheiten mit. Wird man von einem
Wirbelwinde überrascht, so darf man nur ausrufen: Pfui, pfui,
Schweinsdreck! und jede Gefahr wird abgewendet. (Dubeningfen.
S. Frischbier, Pr. Sprichw., 3448.) — In Masuren hält man
ebenfalls dämonische Kräfte im Wirbelwinde thätig. Man hört
dann ganz gewöhnlich den Ausruf: Der Teufel fährt zur Hochzeit.
Wenn der Wirbelwind so stark ist, daß auch Erde aufgerührt
und mitgeführt wird, so sagt man: Ein Pferd fliegt durch die
Wolken — Ausdrücke, die sehr lebhaft an Wodans wilde Jagd
erinnern (Töppen, 413.).

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Dr. R. R. in W...n. Herzliche Grüße! Die lituanischen
Sagen sind sämmtlich ausgearbeitet und druckfertig; es wird
bereits ein Verleger gesucht! Lassen Sie bald etwas von sich
hören, wo möglich, daß Ihnen der Aufenthalt dort vortreflich
bekommt!

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Reusch

No. 28.

vertheilt den 2. November

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nimmt die hiesige akademische
Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts, alle Rgl. Postanstalten an.

Ich bin kurzfristig.

(Vortrag von A. Lublin.)

Mir hat der Himmel wirklich viel gegeben:
Ich bin gesund und munter wie ein Fisch,
Ich habe Freude an dem lieben Leben,
Ich halte täglich meinen guten Tisch,
Ich wohne wie im Paradiese
Und meine Börse, die wird niemals leer,
Mich lieben Aennchen, Hannchen, Lise
An Freunden zähl' ich gar ein Meer.

Und doch ist all dies Glück nur nichtig,
Denn ich bin leider ja — kurzfristig.

Ein schrecklich Loos, kurzfristig auf der Erde
Herumzuwandeln als lebend'ger Stein
Des Anstoßes, in Mien' und in Gebehrde
Bald unversäumt und bald ein Kind zu sein.
Hier werd' ich grob und unartig gescholten,
Da nennt man blöb' mich, ohne Mannesmuth.
Wie oft hat Fremden schon mein Gruß gegolten!
Vor den Bekannten zieh' ich nie den Hut,
Und weich' ich ängstlich, schüchtern gar zurück,
Verlezt mein allzubereiter, blöder Blick.

Vergebens such' ich Nummer oft und Straße,
Die Andern groß das blaue Schildchen nennt,
Und geh' ich durch die enge Krämergasse,
So mach' ich stets vorher mein Testament.
Im Schauspielhaus nützt Gucker nichts und Brille,
Mir schwindet niemals die Illusion,
Und kritisir' ich, heißt es: sei nur stille,
Du warst ja gar nicht drin, das merkt man schon.

Doch das ertrag' ich gern, wenn ward das Glück verliehn,
Daß jede Tänzerin ihm eine Venus schien.

Beim Mittagstisch, verzehrt von Neugier Qualen
Und etwas Andrem, das ich nicht gesteh',
Frag' ich die Freunde: Jenes Kind zum Malen,
Das ich vorübergehend dort alltätlich seh',
Weiß Keiner unter euch denn ihren Namen?
Sie scheint solch, verläßt wohl nie das Haus,
Ist nicht tofett wie andre junge Damen!
Da bricht homerisches Gelächter aus;

Der Eine ruft: Seht den verliehten Tropf,
Nun schwärmt er gar für einen Haubenkopf!

Jüngst lud man artig mich zum feinen Balle;
Ich stelle mich nicht allzuzeitig ein
Und sehe in der Sa' im großen Saale
Des Wirthes reizend schönes Töchterlein.
Dicht neben ihr sitzt ihre alte Tante.
Man tanzt Galopp. Ich stürze freudig schnell
Zur Holten, die ich nur am Kleid erkannte,
Und steh' vor ihr, da wird es in mir hell,
Ich hatte mich im Unglücksleid geirrt
Und — zum Galopp die Tante engagirt.

Der Tanz ist aus. Ich such' im Nebenzimmer —
Die heiß ersehnte, mir so nöthige Ruß',
Da winkt in einer matten Ampel Schimmer
Ein weicher Lehnstuhl mir schon freundlich zu.
Bevor ich mich aufs Kissen niederlasse,
Bewundre ich die schöne Stickerie;
'S war eine Kage, die ich sonst recht hasse;
Ich setze mich, da tönt ein greller Schrei,
Im Nu ward mir der Frack und mehr zerseht —
Die Kage lebte, als ich mich gesetzt.

Man musizirt. Ich eile hin, zu lauschen,
Entsetzen faßt mein kunstgewohntes Ohr,
Gesang ertönt, wie dumpfes Meeresrauschen
Wie's schien, aus einem Frauenmund hervor.
Als nun die schreckliche Musik geendet,
Begleitet von dem üblichen Applaus,
Frag' ich ganz leif' zu einem Herrn gewendet,
Der sah nicht grade so begeistert aus:

Wer brüllte da, ich sehe nicht genau?
„Die Sängerin, ei, das ist meine Frau.“

Daß ich nun Salz statt Pfeffer, Del statt Essig
Der schönen Nachbarin bei Tisch gereicht,
Bezahl' ich theu'r; man nannte mich nachlässig
Und Frau'n verzeihen so etwas nicht leicht.
Am Kutscherschlage drück' ich auf der Straße
Dem Portier 'nen Gulden in die Hand —
„Mein Herr, was soll's mit diesem dummen Späße“
Schneuzt der mich an — es war ein Lieutenant.

Vernichtet freig' ich in den Wagen ein,
Mich bringt kein Mensch mehr in dies Haus hinein.

Da lodte mich an heißen Sommertagen
Des Meeres Fluth zum ersten Mal nach Cranz.
Zum Bade hin! Was brauch' ich viel zu fragen,
Dort bin ich meiner Fessel frei im Wellentanz.
Am Strande eil' ich fort. Noch jene Stufen! —
„Pfiu! quel horreur! nein, dieser Demokrat!“
So hör' ich ängstlich Frauenstimmen rufen
Nicht unter mir — ich war am Damenbad.

Vergebens schüßt' ich vor mein kurz Gesicht;
Den Irrthum glaubt man mir noch heute nicht.

Nun, bin ich's werth, daß Sie mich tief beklagen?
Bin ich das Unglück nicht in eigener Person?
Halb blind, halb sehend, 's ist nicht zum Ertragen,
Auf Tritt und Schritt verfolgt mich Spott und Hohn.
Mißtrauisch bin ich, ängstlich wie die Tauben,
Und Niemand kennt und theilet meinen Schmerz.
Darf ich im Ernst wohl an Ihr Mitleid glauben?
Dient Ihnen nicht mein kurz Gesicht zum Scherz?
Nein, soviel kann ich durch die Brille sehn,
Daß Ihnen Thränen in den Augen stehn.

Grolle nicht.

O grolle nicht! Sieh, Alles liebt das Leben!
Es spielt die Mücke dort im Sonnenlicht
Und freut sich ihres Daseins. Daß sie stirbt,
Weil ihr Natur den Stachel hat gegeben,
Ist's ihre Schuld? — O grolle nicht!

Greif' nur in deines eignen Busens Tiefen,
Geh' mit dir selber vor Gericht;
Was war dir Recht, was war dir Pflicht,
Wenn deine guten Engel schliefen?
Jetzt wachen sie. — O grolle nicht!

A. Sublin.

Ueber die Bankunst

des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Vorträge von Prof. Dr. A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Um den Unterschied des Antiken und Mittelalterlichen grell ins Auge zu fassen, haben wir unsere Aufmerksamkeit auf zweierlei, auf den Kirchturm und das Kreuzgewölbe, hingelenkt.

In Athen zeigt man zwei Thürme, den der Winde und den des Psikrates. Sie haben nichts gemein mit dem Kirchturm. Wenn wir unter Werken des Alterthums ein Modell finden wollen, so haben wir es im Orient zu suchen. An dem Eingang der ägyptischen Tempel ragten Obeliskten empor, in deren Hieroglyphen Weihgebete enthalten sein sollen. Sie wurden nach Rom gebracht und dienten hier im Circus als Zierde der Brüstungsmauer, die die Wagenwettrenner umkreisten. Als in der Folge in Aegypten der Vorrath an hohen Obeliskten ausgegangen war, das Auge aber die hohen schlanken Monumente liebgewonnen hatte, so kam man darauf, Triumphsäulen zu errichten. Man gab die edige Form auf und wählte dafür

eine gebildetere. Der Obelisk war massiv, die Triumphsäule hohl und in ihr wand sich eine Treppe bis zur obersten Platte. Man fand es als angemessen, solche Cylinder neben Basiliken aufzustellen, um von der Höhe herab den Tag und den Anfang der Feste durch ausgehängte Fahnen, später durch Glocken, anzuzeigen. — Zu den ältesten Kirchtürmen wird derjenige gehören, der in Ravenna neben einer Basilika in schlanker cylindrischer Form emporsteigt. Jedenfalls war der viereckige Kirchturm an der Westfacade der Paulskirche ein Anbau aus späterer Zeit. Die Baumeister richteten ein besonderes Augenmerk auf die Bedachung des Thurms, auf den Kegel oder die Pyramide als den aus weitester Ferne zu erblickenden Aufsatz. Der Thurm sollte in möglich größtem Umkreise die Gläubigen zur Versammlung laden.

Aber auch innerhalb der Kirche strebten die Säulen thurmartig empor, auch das Gewölbe spitzte sich zu. Nicht Laune, nicht eitle Neuerungsucht erfand den Spitzbogen. Er bildete sich von selbst, wenn zwei Gänge, die mit Tonnengewölben versehen waren, sich durchschnitten. Der Name Kreuzgang läßt schon darauf schließen, daß in Klöstern Gänge sich durchkreuzten. Waren es zwei von gleicher Breite und gewölbt, so war es nothwendig, daß im Quadrat der Durchschneidung sich die Gewölbe so in einander schoben, daß die vier Kreissegmente oben sich in einer Spitze berührten. Das so geformte Gewölbquadrat kann man als ein vierseitiges Kuppelgewölbe ansehen. War diese Form zur Erscheinung gebracht, so lag es nahe, den Gang in lauter Quadrate einzutheilen und jedes einzelne also zu überwölben*). Man unterschied nun Scheidebogen und Diagonalebogen. Die ersten trennten die Quadrate von einander und waren die Träger der andern, oder vielmehr der vier spitzbogigen Gewölbsflächen, die sie einschlossen. So hörte der schwerfällige Seitendruck auf, den das Tonnengewölbe gleichmäßig auf zwei Mauern ausübt. Der Seitendruck wurde jetzt in einzelnen Punkten concentrirt und zwar da, wo sich die Enden der Scheidebogen und der Diagonalebogen vereinigten. Für Festigkeit durfte nur an den Stellen gesorgt werden, wo sich unten die Gewölbe anhefteten. Dies konnte durch eine Verstärkung des Mauerwerks oder bei den Stützen durch einen wirksamen Gegendruck vollständig erreicht werden. So entstand das Kreuzgewölbe. Auch in rundbogigen Kirchen mußte dieses theilweis spitzbogige Formen zeigen, da die Rundbogen gebrochen wurden und nur die Scheidebogen als Rundbogen sich erhielten. In gothischen Kirchen waren nun aber auch die Scheidebogen steil aufsteigende Spitzbogen. Und so war es das spitzbogige Kreuzgewölbe, aus dem der Wunderbau der gothischen Münster sich entwickelte.

Aber als unbegreiflich erscheint die, man kann sagen, plötzlich hervorbrechende Blüthe der Gothik, da die rundbogigen Formen noch bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts sich in Ansehn behaupteten. Ervin von Steinbach stellte schon das Höchste dar, das geleistet werden kann. Der geniale Künstler verdient es, daß er als der dritte geehrt werde, der durch seine Thätigkeit eine nicht zu überbietende Formvollendung erzielte, wie Iktinos im Parthenon und Psidoro von Milet in der Sophienkirche.

*) So entstanden die sogenannten Träbe's.

Ervins Kunst ist von so überraschender Größe, daß man sie durch Annahme außerordentlicher Umstände und Fördernisse sich klar machen möchte. Auf Albertus Magnus' Wissen hinzuweisen, eine im 13. Jahrhundert einzeln stehende Erscheinung, dürfte nicht genügen. Eben so wenig können wir in der Leistung eines Johann van Eyck etwas Analoges finden, der als Erfinder der Delmalerei Delgemälde fertigte, an deren technische Trefflichkeit kein späterer Meister heranreicht. Eyck lebte ein Jahrhundert später, in einer Zeit, für die die wissenschaftliche Ermittlung der Kunstmittel bezeichnend ist.

An der Spitze der Bauwerke in Deutschland, als eine vereinzelte Größe, steht der Münster in Aachen. Bekanntlich baute ihn Karl der Große. Wir wissen, daß zu seiner Zeit Griechen in Deutschland arbeiteten, die für einen seiner Verwandten eine Kapelle errichteten. Die Griechen galten seit dem Bau der Sophienkirche für die ersten Künstler. Sie wurden nach Venedig berufen, sie legten hier und in anderen Gegenden Italiens Schulen an. An diese wandte man sich, wenn eine Kirche gebaut, eine Kapelle gemalt oder mit musivischem Schmuck verziert werden sollte. Die griechischen Bauausdrücke werden die fremden Bauleute in Italien, wo der Vitruv in vielen Handschriften studirt wurde, größtentheils in lateinische verwandelt haben. Als wenn man in Deutschland vorher nie gewußt hätte, was ein Haus sei, aus welchen Stücken es nothwendig bestche, bürgernten sich durch die Griechen die Benennungen ein für die allgemeinsten Bauteile; wie Thür griechisch, so ist lateinisch Mauer, Fenster, Pforte u. s. w. Es wurde in Deutschland, wie es in den Urkunden heißt, nach griechischer Sitte, nach der Gewohnheit der Griechen gebaut. Die Bauführenden waren bis zu Ende des 11. Jahrhunderts wohl ohne Ausnahme Mönche. Die älteste Urkunde, die die Kunstthätigkeit der Geistlichen betrifft, lehrt uns, daß unter Rhabanus Maurus in Fulda Ausgezeichnetes in den Künsten geleistet wurde und aus einer Urkunde aus dem Ende des 11. Jahrhunderts erschen wir, daß in einem schwäbischen Kloster, in Hirschau, nicht weniger als 200 Bauhandwerker gefunden wurden, Maurer, Zimmerleute, Schmiede. Dies ist eine Zwischenzeit in der Kunst, wie wir sie, bevor ein gewisser Styl zur Geltung kommt, mehrfach wahrnehmen, in welcher ziemlich in einerlei Weise zugleich an verschiedenen Orten gearbeitet wird. Die Formen würden noch weniger charakteristisch sein, wenn nicht altes Herkommen bestimmend gewesen wäre.

Aus dem 10. Jahrhundert ist soviel als nichts, aus dem 11. Jahrhundert mancherlei auf unsere Zeit gekommen. Ehedem nannte man alle diese Gebäude byzantinisch ohne allen Grund. Jetzt ist der Name romanisch der gangbare, denn in dem Verhältniß stehen sie zu den römischen Basiliken, wie die romanischen Sprachen zum Lateinischen. Vorzugsweise werden aber als romanische Kirchen diejenigen aufgeführt, die im 12. Jahrhundert gebaut sind, es sind dieselben, die man auch vorgotisch nennt. Als die vorzüglichsten sind hier namhaft zu machen der Dom in Mainz, in Bamberg, in Worms und in Speyer. Kleinere in ebenmäßiger Bauart liegen am Rhein, wie in Köln, in nicht geringer Zahl. Aus der Zwischenzeit, wie dies schon früher bemerkt wurde, ringt sich ein Streben nach dem Großen hervor

durch gefegmäßige Strenge, alsdann unterscheiden sich als drei folgende Perioden, die des Schönen, des Interessanten und des Trappanten, das sind die der reinen Gothik, der entarteten Gothik und der Renaissance.

Bei den romanischen Domen ist im Einfachen ein edler Styl unverkennbar festgehalten. Die Formen sind bis auf das rundbogige Kreuzgewölbe überliefert. Das schließt aber nicht geistreiche Erfindung aus, die wir in der Anlage wahrnehmen. Vom Festungsbau ist eine von außen angebrachte Verzierung herzuleiten, so wie die Gänge in der Dicke der Mauer, die unter dem Dach sich nach außen öffnen und deren Bogen auf kürzeren Säulen ruhen. Jene friesartige Verzierung besteht in einer wagrechten Reihe kleiner Rundbogen und ist Erinnerung an die vortretende Untermauerung des Innenkranzes.* Die Gänge innerhalb der Mauern sind den Wehrgängen nachgebildet, wie wir sie an einem antiken Festungsthor, der Porta Nigra in Trier, finden. Es gab eine Zeit, in welcher es die Bischöfe für gerathen hielten, in ihren Domen vor feindlichen Ueberfällen sich vorzusehen. Die Thürme, man zählt gewöhnlich ihrer vier, haben auch einen durchaus ernsten Character, als wenn sie die Kirchen vom Festungsbau überkommen hätten. Zwei von ihnen stehen an den Ecken der Westfacade, zwei in den hintern Ecken der Kreuzvorlagen. Als vier gewaltige Strebe Pfeiler halten sie von außen die Massen zusammen. Die Anordnung des Inneren ist noch mehr eigenthümlich. Wir finden einen Ost- und einen Westchor, zwei Kirchen übereinander und in der Mitte einen Kuppelraum. — Wie in Rom sich über mancher Katakombe eine Basilika erhebt, so dehnt sich in nicht geringer Fläche unter dem Ostchor und dem Altar eine oft dumpfe und düstere Begräbniskirche aus, die durch Kellerfenster erleuchtet wird. Die Anlage derselben führte eine Veränderung für den halbbrunden Chor herbei, der, wie niedrig auch das Gewölbe der untern Kirche sein mag, zum Theil über dem Fußboden der obern steht; der Chor erhielt demnach eine ansehnlichere Höhe und man steigt zu ihm auf einer breiten Treppe empor. Dem Ostchor entspricht häufig ein Westchor, der an der Eingangsseite zwischen zwei Thoren halbbrund vortritt. Ueber seine Bestimmung hat sich keine sichere Nachricht erhalten. Vielleicht wurde er als Taufkapelle dem Bau angefügt. Nicht in Rom, aber sonst in Italien steht die Hauptkirche nicht allein, sondern sie ist mit zwei Gebäuden zu einer Gruppe verbunden, mit dem freistehenden Glockenthurm und mit dem Taufhause oder der sogenannten Johanniskirche. Diese steht vor dem Eingang des Doms und es sollte damit ausgesprochen werden, nur durch die Taufe werde man in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen. In mehreren Kirchen hat im Westchor das Taufbecken den ihm ehemals gebührenden Platz behalten. In Betreff der Kuppel ist zu bemerken, daß sie über dem Quadrat, in dem sich Langhaus und Querbau durchschneiden, auf vier Punkten, auf zwei starken Pfeilern und auf den beiden Ecken des Ostchors, ruht. Man wollte nicht, daß eine beträchtliche Stelle vor dem Altar verhältnißmäßig dunkel blieb. Wenn Langhaus und Querbau mehrschiffig waren, so war für die Mitte eine Beleuch-

*) Die Machicoulis, wie sie an unsern Befestigungswerken einer der Wehrtürme „Der Dohna“ zeigt.

tung nicht anders zu bewerkstelligen, als daß man über die Dächer noch eine Kuppel setzte, um so höhere Oberlichter anzuordnen. Der Ueberbau des Mittelschiffes in den römischen Basiliken ist nicht bedeutend, hier überragt er mehr als halb die Nebenschiffe, daher mußte die Pfeilerreihe dichter sein. Das Mittelschiff der Pauls-Basilica konnte dreimal so breit als die Nebenschiffe sein, da es kein Gewölbe trug, mit einem solchen war es höchstens zweimal so breit. Neben Pfeilern kommen in vorgothischen Kirchen noch Säulen vor, namentlich in der unteren Begräbniskirche. Die Säulenbasen behalten oft noch ganz und gar die Form der antiken.

Die Dome in Mainz, Bamberg, Worms und Speyer sind beinahe gleich groß. Sie messen in der Länge 300 F. und haben ein Drittel der Länge zur Breite. Ihr Grundplan stellt die Gestalt eines lateinischen Kreuzes dar. Obenan steht der Dom in Speyer. Der Kaiser Konrad II. baute ihn 1030 und bestimmte ihn zu den Kaisergräbern. Im Jahre 1165 wurde eine durchgreifende Wiederherstellung vorgenommen und aus dieser Zeit rührt wohl das Kreuzgewölbe her, während ursprünglich das Mittelschiff eine flache Decke wird getragen haben. Im 17. Jahrhundert ward der prächtige Bau zu einer traurigen Ruine. Jetzt sehen wir ihn zweckmäßig erneuert und geschmückt mit Wandgemälden von der Hand eines Münchner Malers Schraudolph.

Als Gebäude des Uebergangs zur Gothik wird manche Kirche bezeichnet, in der ein Theil im rundbogigen Styl, ein andrer im spitzbogigen gehalten ist, aber keins ist zu finden, das die ungeheure Kluft ausfüllt zwischen den letztgenannten Domen und den gothischen Kolossen. Wenn orientalische Einflüsse in der Gothik sich nicht wegleugnen lassen, so wird wie in früher, so in später Zeit aus dem Orient der Anstoß gekommen sein, die rundbogige Baukunst zu verlassen und in einer merkwürdigen Ausschließlichkeit die spitzbogige anzunehmen und ihre kühn und leicht schwebenden Massen zur möglichsten Höhe zu steigern. Der Strasburger Münsterthurm ist nur 8 F. niedriger als die höchste ägyptische Pyramide, die Thürme des Kölner Doms, wenn sie vollendet wären, würden sie überragen. Man hatte den Plan, einen Thurm (den am Dom in Mecheln) 600 F. zu bauen. Wenn man auf unsern Schloßthurm einen zweiten von gleicher Höhe stellte, so würden beide zusammen nur 556 F. messen.

In Aegypten und zwar schon im 9. Jahrhundert wurde in Cairo die spitzbogige Baukunst ausgeübt und systematisch angewendet. Schon vor den Kreuzzügen wurde nach Jerusalem gewallfahrtet und die Grabkirche vermessen. Lange bevor Ludwig der Heilige eine spitzbogige Kirche baute, war es der Abt Suger, der 1137 die Kirche von St. Denis mit den Königsgräbern im spitzbogigen Styl aufführen ließ. Aus Frankreich kam die Weise nach Deutschland herüber, die man die französische nannte. In ihr, so lesen wir in einer Urkunde, errichteten eine Kirche in Hesse*) Bauleute aus Paris, nämlich in gothischen Formen. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden in Deutschland gothische Kirchen gebaut, als die romanische Baukunst noch ihre

*) in Wimpfen.

Befenner hatte. Ein merkwürdiges Faktum ist es, daß der Erzbischof Conrad von Köln die romanische Kunibertskirche eröffnete im Jahre 1248, als er den Platz zur Erbauung des Kölner Doms weihete. Und doch erwächst die Baukunst in Deutschland so schnell zu glänzender Vollenbung, so daß man dreist behaupten kann, nach Ervin von Steinbach's Zeit sei nicht Höheres zu erreichen gewesen. Er, der berühmteste Baumeister des Mittelalters, der 1318 starb, war der Vater eines gleich denkenden Sohnes Johannes und einer bauverständigen Tochter Sabina, welche letztere aber schon wieder zum Rundbogen zurückkehrte.

Was war es, was als das Vornehmste nun die Erbauer der gothischen Münster erstrebten? Größte Schaulbarkeit in ebenmäßigen Formbildungen, die alle auf das gleichseitige Dreieck und den ihm entsprechenden Spitzbogen zurückzuführen sind. Was der Schaulbarkeit nicht günstig war, wurde beseitigt. So die unterirdische Kirche. Wolfram spricht seinen Unwillen darüber aus, die Schauer des Grabes in heilige Tempel zu übertragen. Man ließ ferner jene Räume hinweg, welche aus Gründen der konstruktiven Sicherheit bei der Sophien- und der Markuskirche die eigentliche Kirche umgeben. Unmittelbar von verschiedenen Seiten her treten wir in die Kirche und die Kreuzgestalt ist von außen nicht verdeckt.

In Frankreich und noch mehr in England gab man viel auf den Mittelthurm, der sich über der Kuppel erhob. Bei der Größe des Gebäudes war derselbe in der Nähe nur von wenigen zu sehen. Daher ließ man ihn weg und setzte einen, gewöhnlicher zwei Thürme, an die Eingangsseite, an der drei Thore in drei Schiffe führen. Der Westchor fiel also fort.

Wie war es den Meistern möglich, zugleich so hoch und so fest zu bauen? Durch ein vierfaches künstliches Verfahren. Zuerst indem sie den Seitendruck in einen senkrechten verwandelten. Wenn zwei Kräfte von oben her in entgegengesetzten Richtungen auf einen Körper wirken, so wird dieser nicht nach der einen, nicht nach der andern getrieben, sondern nach einer, die gerade mitten inne liegt. Dies ist die senkrechte Linie. Die Pfeiler im Innern sind nun die Repräsentanten der senkrechten Richtung, sie halten sie fest, indem der Seitendruck an verschiedenen Seiten auf sie geleitet ist.

Als ein Zweites dringt sich uns als bemerkenswerth auf, daß nothwendige Konstruktionstheile über dem Dach und außenher an den Mauern dem Auge bloß gelegt sind. Aufrichtigkeit der Bauart, kann man sagen, nehmen wir bei der antiken Kunst wahr, aber durchaus anders. Dort war das Wesen ein augenscheinlich deutliches, hier ist es den Laien ein durchaus unverständliches. Nur um viele Spitzen von außenher zu zeigen, meint man, hören die Pfeiler, welche das Mittelschiff von den Nebenschiffen sondern, nicht da auf, wo sie sich im Innern im Gewölbe verlieren, sondern ragen noch über dem Dach empor. Die Anordnung wurde aber getroffen, um sie durch Nebbogen zu verbinden und durch Nebbogen den Seitendruck zu vertheilen und gefahrlos abzuleiten. Derselbe war bei dem Emporthürmen der Decke nicht weniger in Rechnung zu bringen als der Grundbau der übereinander zu schichtenden Massen. Zwischen den Fenstern verbinden sich die Scheidebogen und Diagonalbogen zu einem Knäuf und heften sich an die Mauer an. Hier muß

dem Seitendruck entgegen gewirkt werden und es geschieht dies durch den Strebebogener, der von außen sich anlehnt. Derselbe Seitendruck ist gleichfalls am Ueberbau des Mittelschiffes in Beachtung zu nehmen. Zwischen den Fenstern werden daher hier Strebebogen, freie, offene Bogen, geschlagen, die von der Mauer bis zu den zugespitzten Pfeilern reichen und von hier, wenn die Kirche fünfschiffig ist, von Pfeiler zu Pfeiler bis zum Strebebogener. Einfache Strebebogen genügen oft nicht und wir sehen sie verdoppelt.

Ein drittes Verfahren, das nicht selten angewendet wurde, bestand darin, daß man Strebebogener in das Innere des Gebäudes zog, die hier als Scheidewände von Kapellen erschienen. So bei dem Chor des Kölner Doms, der mit sieben Kapellen schließt. Die Mauern zwischen den Kapellen, die als einfache Scheidewände erscheinen, sind kolossale Wiederhalter und Träger von zwei frei aus dem Dach hervorragenden Pfeilern, die durch doppelte Strebebogen mit einander verbunden und durch noch zwei andere doppelte Strebebogen dem Ueberbau entgegenstemmen und den 240 F. hohen Chor vollkommen sichern. Man entferne eine von den Mauern und der ganze Chor muß unbedenklich zusammenstürzen.

Als ein viertes Förderniß ist bei allem Aufwand der Mittel eine weise Sparsamkeit zu erkennen. Es galt als Regel, unerschütterlich fest und stark nur das zu bauen, was fest und stark sein mußte, um zu tragen und zu stützen. Auf das, was wir als das Knochengeriß des gewaltigen Körpers anzusehn haben, wurde vorwiegende Rücksicht genommen. Wenn der Baumeister ein Feind von Ecken gewesen wäre, wie der des antiken Tempels, selbst wie der, welcher den Dom in Speyer, auführte, so hätten die Mauern von ungeheurer Dicke sein müssen, so daß der großen Fenster ungeachtet der Einfall des Lichtes gar sehr behindert worden wäre. Jetzt im Verlaß auf die Festigkeit der Strebebogener konnten sie verhältnißmäßig leicht dargestellt werden, noch mehr die Gewölbsflächen. Die gegliederten Stäbe, die wir am Kreuzgewölbe sehn, fassen sie nicht an den Ranten nur als Verzierung ein, sondern sie tragen die Decke. Das Gerippe ist stark, die Flächen dazwischen, die sogenannten Kappen, sind nur einen Ziegel stark. Bei den Thürmen, sobald sie sich von dem Kirchenbau absondern, fehlen die Kappen. Es entstehen also durchsichtige Pyramiden und ein dreifacher Vortheil wird erreicht, einmal wird an Mauerwerk gespart, alsdann wird das Gewicht außerordentlich verringert und dadurch die Möglichkeit zu einem höheren Bau gegeben und endlich bietet dieser dem Sturmwind weniger bedenklichen Widerstand entgegen. Als der Dom in Meissen vollendet war, so warf ein Orkan die Thürme herab, weil sie wahrscheinlich nicht durchsichtig gebaut waren. Der Thurm des Strasburger Münsters, den man bei Sturmwinden deutlich schwanken sieht, steht ungebeugt, unerschütterlich bis zum heutigen Tage.

Es war am St. Urbanstage 1277, als Ervin von Steinbach den grandiosen Fagadenbau des Strasburger Münsters begann. Er besteht aus zwei Thürmen und dem Zwischenbau. In diesem befindet sich unter einem runden trefflich angeordneten Fenster der Haupteingang, in den Thürmen die Nebeneingänge.

Sonst bildet der Raum zwischen den beiden westlichen Thürmen eine Vorhalle für das Mittelschiff. Diese fehlt hier, denn der Baumeister besaß die Kühnheit, die Thürme außer auf den Umfassungsmauern auf einem einzelnen Pfeiler aufstehen zu lassen. Dieser Pfeiler von außerordentlicher Stärke beginnt die Pfeilerreihe des Mittelschiffes. Leider wurde Ervin abgerufen, als er den Bau bis zur Plattform geführt hatte. Sein Sohn Johannes mochte gezwungen sein, weniger kostbar zu bauen und so ist der Thurm von hier ab bedeutend schmuckloser. Am meisten haben wir zu bedauern, daß die vier Thürmchen weggelassen, die als Helme sich über den auf den vier Ecken sich emporwindenden Treppen erheben sollten. Der Thurm, 438 F. hoch, wurde 1439 beendet. Es wurde langsam, 162 Jahre gebaut und, wie wir wissen, auf Tagelohn, nicht ohne Unterbrechungen; das Mauerwerk konnte sich setzen und Fehler, während des Baus wahrgenommen, rechtzeitig abgestellt werden.

Im Jahre 1248 wird der Grund zum Kölner Dom gelegt. Der Bau wird 1320 so gut wie eingestellt. Man schloß den vollendeten Chor mit einer Westmauer ab und benutzte ihn als vollständige Kirche. Von den beiden Thürmen der Westseite hat der eine die lächerlich winzige Höhe von 27 F. erreicht, während der Stumpf des andern 159 F. emporsteigt. Wie bei dem Parthenon sieht man so nur Anfang und Ende des Tempels, dessen Größe auf eine Länge von 500 F. angelegt war, gleichwie 500 F. hoch die beiden Thürme sich erheben sollten. Der prachtvolle Chor überragt den Thurm. Petrarke sagt in einem Brief, der Tempel würde ausgezeichnet sein, wenn er vollendet wäre, und erwähnt alsdann der hier aufgehobenen Reliquien, die, wie er sich ausdrückt, in drei Sprüngen nach Köln gekommen seien. Dies sind die Gebeine der heiligen drei Könige, die nach Konstantinopel, dann nach Mailand und zuletzt nach Köln kamen und denen zur würdigen Andachtsstätte zuerst eine romanische Kirche und alsdann der Dom errichtet wurde, der, wenn auch nur als Bruchstück, den Namen des Vollendeten in Anspruch nehmen kann. Ob der Baumeister die Genialität eines Ervin von Steinbach besaß, ist fast zu bezweifeln. Die Fagade — jeder Thurm wird hier außer den Umfassungsmauern von vier Pfeilern getragen — ist durchaus nicht so geschmackvoll als die des Strasburger Münsters und die Anlage des Chors dürfte bei einem Vergleich mit dem Dom in Amiens sich nur als eine vergrößerte Wiederholung herausstellen. Das Langhaus sollte fünfschiffig, der Querbau dreischiffig werden. Die Pfeilerreihen des Mittelschiffes sind durch sechs in Halbkreis gestellte Pfeiler an der Ostseite mit einander verbunden. Die Seitenschiffe daneben bilden einen Umgang, die Seitenschiffe nächst den Längsmauern brechen aber ab, da wo ein Kranz von sieben Kapellen, Chörlein genannt, das Gebäude gegen Osten begrenzt. Die Zwischenweiten der acht letzten Pfeiler entsprechen den Eingängen der Kapellen. Da wo Langhaus und Querbau sich durchschneiden, stehen die vier stärksten Kuppelpfeiler. Glücklicher Weise haben sich uns die Risse von allen Theilen des Doms erhalten, nur der des kleinen Thurms, der über der Kreuzung stehen sollte, ist nicht vorhanden. Zur Veranschaulichung der Größenverhältnisse sei daran erinnert, daß wenn der Parthenon und das Erechtheum der Länge nach nebeneinander gestellt werden, sie beinahe im

Querbau Platz haben würden, der 274 F. mißt. Das Mittelschiff unseres Doms erscheint uns als hoch. Es mißt 48 F. Es ist niedriger als jedes der Seitenschiffe in Köln, die 54 F. nur etwa ein Drittel so hoch sind als das Mittelschiff, zu dessen Gewölbe wir 198 F. emporblicken. Unser Dom mit Chor und Fürstengruft zusammen ist 300 Fuß lang, das Innre des Kölner Doms, das ein geschlossenes Ganzes bilden sollte, beträgt 200 F. mehr.

An die Restauration sei nur in soweit gedacht, als daran ein unsterbliches Verdienst einem Schüler Schinkel's zuerkennen ist, Carl Zwirner, der leider 1862 starb.

Der Baumeister des Kölner Doms ist uns unbekannt geblieben. Unbekannt sind uns die Baumeister, die die genannte romanische Prachtkirche entwarfen. Es waren wahrscheinlich keine Geistliche, die in Deutschland länger als in Italien sich als die Vertreter aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zeigten. Von den Münster-Baumeistern können wir es mit Bestimmtheit sagen. Sie nannten sich Steinmengen; ihre Vereinigung, Steinmengen-Brüderschaft, bestand theils aus Baumeistern, theils aus Bildhauern. Sie bildeten die älteste Kunst, nachdem bereits die künstlerische Thätigkeit aus den Klosterzellen zu der Betriebsamkeit des dritten Standes übergegangen war, der im 13. Jahrhundert schon eine Macht bildete. Die Urkunden, die sich auf die hochwichtige Verbindung der Bauleute bezogen, reichen leider nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus. Was sie bedeutete, das geht aus den Vergünstigungen hervor, die ihnen von den ersten geistlichen und weltlichen Vorständen ertheilt wurden. Als das Gewölbe des Mailänder Doms geschlossen werden sollte, da wurde der Rath der Strassburger Steinmengen eingeholt. Sie besaßen ihre eigene Gerichtsbarkeit. Sie nannten sich freie Maurer. Das Emblem ihres Bundes war der Triangel, genauer wohl das gleichseitige Dreieck, das sie Steinmengen-Grund nannten, nicht ein Rechteck, welches die Freimaurer für Loge brauchen. Ihre Statuten wurden 1459 revidirt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß viel aus den alten Statuten in die neuern wortgetreu übergegangen ist, mancherlei Mysteriöses wurde aber gewiß im 15. Jahrhundert eingeschwärzt, denn damals gab man gar viel auf das Symbolisiren und liebte es, dem Großen einen geheimnißvollen Ursprung anzubichten. Die Steinmengen, so wird uns erzählt, hielten Pythagoras für einen der ihrigen, der aus dem Orient die geheime Kunst heimgebracht habe. Ihr Schutzpatron war Johannes der Täufer, weil er durch die erste Taufe den ersten Stein zur Kirche legte, denn nur die Kirchenbaukunst wurde von den Steinmengen ausgeübt. Vier Baumeister nannten sie die Gefrönten d. i. wohl die mit Heiligenschein Gefrönten, die sich lieber in der Tiber ertränken ließen, als daß sie dem Kaiser Tiberius einen heidnischen Tempel erbauten. Auffallend ist es, daß der Erbauer des Tempels von Jerusalem Hiram nicht zum Heiligen erhoben wurde, in welchem sie ihren ersten Meister erkannten. Bei den Münstern dachten die Steinmengen an das himmlische Jerusalem, an die Stadt des Friedens, die nach der Offenbarung Johannis von Gold und Edelsteinen glänzte. Wie die romanischen Kirchen, so waren auch die gothischen

mit Fenstergemälden geschmückt und sie waren es wohl, die den Edelstein-Glanz verbreiten sollten. Die Steinmengen hatten die Verpflichtung, jeden bearbeiteten Theil mit einem Zeichen zu versehen, den Steinmengen-Zeichen, die die ältesten Künstler-Monogramme sind. Die in die Brüderschaft Eintretenden gelobten Verschwiegenheit und erkannten sich an Zeichen und Worten, an der Art, wie sie sich grüßten und die Hand reichten. Die Verschwiegenheit auf religiöse Geheimlehre zu beziehen, ist gewagt, da die Mitglieder ermahnt wurden, fleißig zu Besuche und Abendmahl zu gehen. Sie bezog sich wohl auf Worte und Zeichen, die der auswandernde Gesell sich zu merken hatte, um sich im Auslande bei den Kunstgenossen zu legitimiren. Die Forschungen der Freimaurer zur Aufklärung der Steinmengen-Brüderschaft, als deren Nachwuchs sie sich betrachten, haben bis jetzt zur Erleuchtung der inneren Einrichtung des Bundes nur insoweit genügt, als Urkunden dem Drucke übergeben sind. Die Ordnung der Steinmengen-Brüderschaft bestand noch lange, nachdem man schon lange aufgehört hatte, Münster zu bauen. Sie wurde aufgehoben, ohne daß dadurch die Kunst gefährdet wurde, denn diese war längst eingestorben.

Oft ist auf den großen Unterschied zwischen der antiken und der mittelalterlichen Kunst hingewiesen worden. Es geschieht zuletzt noch in kurzen Worten: Die Baukunst des klassischen Alterthums beruht auf dem Gesetz der Schwere, die der Gothik auf dem des Gleichgewichts.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Hermann Hartung.

Herbstgefühl.

Das ist der Herbst mit seinen trüben Tagen,
Der mit verstimmtem Himmelsangesticht,
Den kalten Regenmantel umgeschlagen,
Herein zu uns durch Flur und Felder bricht.
Er zieht einher auf kalten Windesschwingen,
Der grüne Wald färbt sich in blutig Roth,
Und drin erstirbt der Vögel frohes Singen,
Die ganze Schöpfung siecht und geht zu Tod.
Am finstern Himmel hängt die Unglückskrähe,
In langer Nacht erstirbt der Blumen Hauch,
Denn daß es nicht der Erde Trauer sähe,
Schließt früh sich schon der trüben Sonne Aug'.
Gespenstisch grüßen mich die kahlen Bäume,
Es rauscht mein Schritt in einem Blättermeer;
Noch saß ich's nicht, es klingen süße Träume
Mir noch ins Ohr, als ob's noch Sommer wär'.
O falsches Hoffen, unerfülltes Sehnen,
Kein Sonnenstrahl lacht wärmend mehr herab,
Es weint der Wald die letzten Blättertränen
Auf der erstarrten Muttererde Grab.
Hörst Du? er weint so laut! Die Winde tragen
Die bange Melodie durch Feld und Flur,
Weithin ertönt von seinen lauten Klagen
Der Lobtensang der sterbenden Natur.

Komm, Winter, komm mit Deiner süßen Ruhe,
Ja, komm und kürze diesen Todeschmerz!
Viel besser ruht es sich in kühler Truhe,
Als lebend noch, — den Tod im bangen Herz.

Mit Deinem weißen Leichentuch umhülle
Die Erde warm, daß sie drin schlummern mag,
Von neuem Lenze träumend, sanft und stille,
Bis sie erweckt der Auferstehungstag.

I.

Nun stürze Dich, Du wildes Herz,
An diese heiße Brust
Und weine Deinen Trennungschmerz
In neue Himmelsluft.

Ach Thränen, Thränen sind so süß,
Dum halte nicht zurück,
Wen nie die Freude weinen ließ,
Der kennt noch nicht das Glück.

Nur dich ans öde Herz zu mir,
Und fort mit allem Schein!
Ich schaue gar zu gerne Dir
Ins feuchte Augelein.

Wie eine ferne Märchenwelt
Ruhst Du an meiner Brust,
Gleichwie auf starrem Winterfeld
Die junge Maienluft.

Gott lohn es Dir — so treu und gut,
Und schütze Dich mein Kind,
Daß nie in wilder Thränenfluth
Dein zartes Glück zerrinnt;
Daß nicht, was nur der Zufall gab,
Der Zufall auch zerstreut!
Denn auch der schönste Lenz weht ab,
Und dann folgt — Regenzeit.

II.

Was weinst Du, junge Mutter,
Die Aenglein Dir so roth?
Was weinst Du naß die Kissen?
Vorbei ist alle Noth.

„D laßt mich, laßt mich weinen,
Das Herz ist mir so weit,
Ich hab in meinem Leben
Noch nie gefühlt wie heut.“

„Die schmerzgebornen Thränen
Halt' ich drum nicht zurück,
Sie stürzen aus dem Sehnen
Herüber in mein Glück.“

„Was ich gefühlt, gerungen,
Geträumt einst unbewußt,
Ich drück' es heut umschlungen
Lebendig an die Brust.“

„Mir ist, als hätt' der Himmel
Für meines Herzens Dual
Mir meine eigne Seele
Gegeben noch einmal.“

„O Welt voll Lasterzungen,
Vor der ich stoh in Schmerz,
Es treffen Deine Pfeile
Nicht mehr mein Mutterherz.“

„Doch wolle Keiner nahen
Der mir mein Kind entkrafft,
So schwach ich bin, ich fühle,
Ich hätte Löwenkrafft.“

„Es streckt nach mir die Aermchen,
Ich zieh es an die Brust,
O Vater, Gott im Himmel,
Erstreck mich nicht vor Lust!“

III.

Willst Du die große Welt verstehn
Mit ihrem Glück und Schmerz,
Mußt Du in eine Hütte gehn
Und schaun ein Mutterherz.

Und gab Dir Gott nur einen Sinn
Für Fühlen in die Brust,
Dann schweige still und schaue hin
Auf Mutter Schmerz und Lust.

Das Weib, das Du so oft gesehn
In flatterhaftem Sinn,
Wie es des Schmeichelhauches Wehn
Geknickt zum Boden hin —

Dasselbe Weib — da sieh es nun,
Kein Sturmwind beugt es mehr,
Wie ist's in seinem Mutterthun
Jetzt gar so groß — so hehr!

Ja stolzer Mann! — Was Du gethan,
Vollbracht mit Wort und Schwert,
Es hat im großen Schöpfungsplan
Doch nur — gerückt — zerstört!!

Viel höher steht des Weibes Loos!
Sie schafft in Pflicht und Recht,
Durch ihre Liebe küßt sie groß
Das kommende Geschlecht!

Nicht eines Mannes starkem Arm
Hat Gott sein Werk vertraut,
Auf Mutterherzen, treu und warm,
Hat er die Welt gebaut.

Wenn ich doch erst todt wäre!

Wie ward so manche Freude mir,
Manch süßes Glück gegeben!
Vor Kurzem noch, da jauchzte ich:
„Wie schön ist doch das Leben!“

Wer noch so glücklich lebt, wie ich
Noch jüngst es that, der höre
Und staune; denn ich seufze jetzt:
„Wenn ich doch todt erst wäre!“

Die Einz'ge, die ich je geliebt,
Die wurde mir entrissen.
Wie und wodurch, das bleibt sich gleich,
Das soll auch Keiner wissen.
Unmöglich, daß auf Erden mir
Gott noch ein Weib bescheere.
Im Jenseit will ich's suchen; drum:
„Wenn ich doch todt erst wäre!“

Tief in den Schulden sitze ich
Bis über beide Ohren
Und meine Gläub'ger lassen mich
Kein'n Tag mehr ungeschoren.
Bezahlen kann ich nicht; denn ach!
Im Beutel welche Leere!
Und keine Rettung seh ich da,
Als, wenn ich todt erst wäre!

Um mich zu ärgern gab man mir —
Wie durst ich das vermuthen! —
Zum sechstenmal mir wiederum
Die Bildung der Refruten.
„Rechtsum“ und „Linksam“ lautet dort
Die ewig gleiche Lehre.
Zum Sterben ennuyirt mich das —
Wenn ich doch todt'erst wäre!

Das Lernen ward mir leicht, dadurch
Erwarb ich manche Kenntniß,
Die praktisch zu benutzen fehlt
Mir jegliches Verständniß;
Drum macht' ich keinem Stand der Welt
Auch sonderlich viel Ehre;
Was also soll ich wol noch hier?
Wenn ich doch todt erst wäre!

Wie's aussieht in der andern Welt
Und ob's dort besser werde,
Das weiß kein Mensch; wenn nur zu End'
Das Leiden dieser Erde,
Dann bin ich ganz zufrieden schon,
Ich weiter nichts begehre,
Und das ist sicher; drum fürwahr:
„Wenn ich doch todt erst wäre!“

Der Borstenstein bei Neukuren.

In Kuren wohnte ein Zimmermann,
Der war ein treues Blut.
Er hielt um des Schulzen Tochter an,
Dem Mäd'el war er so gut.

Der Zimmermann mußte wandern
Wohl hundert Meilen und mehr.
„Herzlieb frei' keinen Andern,
Bis daß ich wiederkehr!“

Sie gingen Mund an Munde
Bis zu dem Riesenstein,
Der lag am Wanger Grunde;
Da sollt geschieden sein.

„Ich will die Tren Dir halten“
So sprach sie Leides voll,
„So wahr in Stücke spalten
Der Markstein nimmer soll!“

Der Zimmermann kam zurücke,
Manch Jahr lief darüber her;
Der Stein borst in zwei Stücke,
Das Herz ward ihr so schwer.

In Klausen wohnte ein finker Bursch,
Der ging zum geborstenen Stein;
Da sprang aus dem dichten Erlensbusch
Ein schwarzbraunes Mäd'elein.

Sie hatten einander noch nie gesehn
Und dennoch sich gleich erkannt,
Der Bursch gab innig dem Mäd'elein,
Das Mäd'el dem Burschen die Hand.

Da klappte der Borsten zusammen,
Als war er nimmer entzwei,
Und wenn diese Liebe nicht halten soll,
Dann giebt's keine Liebe und Tren.

R. Reusch.

Volksthümliche Naturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Wind und Wetter.

Im Oberlande hört man, wenn der Wind ein Roggenfeld
wellenartig bewegt, die Redensart: Der Wolf jagt die Schafe.
(Frischbier, Fr. Sprichw., 4100.)

Daß die Richtung des Windes von wesentlichem Einfluß
auf die Witterung ist, lehrt die Meteorologie; aber auch der Volks-
mund weiß die nach dieser Richtung hin gemachten Erfahrungen
flug und gewandt auszudrücken:

Deß de Wind Süde,
Denn regent es nich morge, denn regent es hiede;
Deß de Wind Weste,
Denn regent es auf's beste.

(Einlage bei Elbing.)

In den Preuß. Sprichw. Nr. 4057 heißt ein ähnlicher Reim:
Wenn de Wind kömmt ut Süde,
Ward et regne, morge vielleicht, oder noch hiede.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens zu Königsberg

Dritter Jahrgang

herausgegeben von Dr. R. Reusch

N^o. 29.

vertheilt den 5. Dezember

1867.

Dieses Blatt erscheint jährlich in 10 Nummern, also alle 5 Wochen, und kostet 1 Thlr. — Pränumerationen nimmt die hiesige akademische
Buchhandlung Schubert & Seidel, sowie auswärts alle kgl. Postanstalten an.

Sitzungsberichte.

Für die Sitzung vom 20. September war Tagesordner
Th. Herbst. — Den Hauptvortrag hielt A. Hagen über
„Bilder dichterischer Auffassung mit Beziehung auf Schiller und
Goethe“. Nach der Pause las E. Schwahn zwei von seiner
Frau verfaßte Gedichte, G. Hilber einige eigne Poesien,
und A. Hagen ein Paar höchst ansprechende Charakterfzzen
des Malers Tischbein vor.

In der Sitzung vom 18. Oktober wurde auf Anregung
des Tagesordners E. Schwahn das neueste Trauerspiel Paul
Heyse's „Maria Moroni“ mit vertheilten Rollen vorgelesen, —
ein Unternehmen, dem von Seiten der zuhörenden Mitglieder
allseitiger, ungetheilter Beifall gesendet wurde.

Gedichte von August Stobbe.

Wort und Ton.

Laß Wort und Ton sich recht durchdringen!
Tief aus der Seele steigt das Wort
Und fliegt melodisch auf den Schwingen
Des Tons zu andern Seelen fort.
Nicht prüfen sollst Du viel und fragen —
Nein, wie es Dir um's Herz, so sprich!
Versuch's einmal zu mir zu sagen:
„Ich liebe Dich!“

Bist Du von Ruhm und Glanz umgeben,
Still werd' ich Deines Glücks mich freu'n;
Zwar werden Andre Dich erheben,
Dich preisen und Dir Weihrauch streu'n,
Doch öffne nicht des Herzens Pforte
Dem Chor der Schmeichler, höre mich!
Sie haben nichts als leere Worte,
Ich — liebe Dich!

Wenn Du, belebt von neuer Stärke,
Erwacht beim Morgensonnenschein;
Wenn Du, von Deinem Tagewerke
Ermüdet, Abends schlummerst ein;

Wenn Engel Dich im Traum umgeben
Mit Klängen süß und feierlich,
Dann wird auch mein Bild Dich umschweben —
Ich liebe Dich!

Es mögen Andre reich an Ehren,
An Würden und an Schätzen sein,
Ich kann den eiteln Glanz entbehren
Und wie Du bist, so bin ich Dein.
Nicht lieb' ich, was in Nichts verschwindet,
Wenn Deines Auges Stern erblickt,
Nein — was auf ewig uns verbindet, —
Ich liebe Dich!

So gebe dieses Wort Dir Kunde,
Wie es der Lippe auch entschwebt,
Was tief in meines Herzens Grunde
Von Anbeginn für Dich gelebt;
Ja, wenn mein Mund einst stumm geworden,
Wenn schon mein letzter Hauch entwich,
Tönt's fort in heiligen Accorden:
Ich liebe Dich!

Hans omi Orien.

De Hans full friee omi dährt nich.

De Hans wär vöronntwintig Jahr,
Wär stark omi onverdorwe;
Hä hadd e Hoff omi oof wat baar,
Sien Bader wär gestorwe,
Da süd de Mutter: Hans, mien Sähn,
So geist dat länger mehr nich,
Om friee motist Du doch e mal!
„O Mutter, nä! öd dährt nich!“
Wenn Du fullst friee, löwer Sähn,
Watt öf denn da to dähre!
Öd kenn' im Derp hier mehr wie een,
De Alle di begehre.
De Mähkes gahn ons oft verbie —
Dat kömmt von ongefähr nich!
Küed önn de Döge se man driefst!
„O Mutter, nä! öd dährt nich!“

Uns Schoolmeister öß stolz opp di,
Kannst schriwe, onn kannst lese
Onn bi de schwere Kawallrie
Bist Du dree Jahr gewese.
Nu häst Du Angst vor een Marjell?
Lid, so watt Dollet wär nich!
Na wär öd man an Diener Stell!
„D Mutter, nä! öd dähr nich!“

Da säh det Nabersch Christian,
Wat makt de Kerl für Lühre!
Nah dämm höst Du de riefste Mann
Von alle onse Buure.

Dann wenn di Pastors Kiese nähm,
'T wär oof to groote Ehr' nich.
Ei Schulte Hann', gefüllt Di dä?
„D Mutter, nä! öd dähr nich!“

Du sitzt ganz wie Dien Vader ut,
Bist groot onn reputörlich.
So nimm Di doch e hübsche Bruut,
De stramm ös on maneerlich.

Schoolmeisters Triene, dä öß arm,
Doch goot — on öd begeh' nich
E riele Dochter — wölst Du ähr?
„D Mutter, nä! öd dähr nich!“

Jung, Du warst roth! Du wölst de Trien,
Ett öß e dlichtig Mäke,
Öß wie e Stadtmamsell so sien
Onn arbeit' wie e Käle.

Doch Di kömmt to det örfte Wort,
Sonst nie on nömmermehr nich,
Kömmst Du e mal to eenem Wiew
Mit Dienem: „Nä, öd dähr nich!“

Wie de domme Hans kloof wurd.

1.

De Trien säggt:

Wenn mi een Mönch doch sägge möcht,
Wie öd dem Hans kunn kriege? —
Wenn öd em seh, wart mi de Koot,
Ded wet nich wie; öd föhl det Bloot
Bet önt Gesicht mi siege.

Ett öß de Leew en eegen Ding,
Ded kann et mi nich blide —
Da öß det Nabersch Christian,
Datt öß doch een ganz andrer Mann,
Doch dem kann öd nich liebe.

Ded leew dem Hans, säggt oof de Mühm,
Datt öd mi moaf tom Nare;
Dof weef öd woll, he öß mi goot,
Denn sitt he mi, so wart he root —
Watt häst he root to ware?

He leppt mi noah opp Stegg onn Wegg
On wöll öd fast terriete,
Doch bruut öd em bloß antosehn —
Heidi! Denn geht et önn de Been',
Als ob öd em wull biete.

Wer moakt dem domme Hans mi kloof,
Wer öß datt wöll im Stande?
Du, löwer Gott, help Du mi doch,
Sonst friet de Hans 'ne Andre noch,
Denn grien öd mi to Schande.

2.

Beer Wähle dernoah.

Ded säb ju, datt mött mienem Hans
Nid veel wär antofange,
Doch öß he nu e kloofter Kopp
Onn öd vertell ju — past höbsch opp —
Wie datt öß togegange.

Wi söunt onlängst — de Hans on öd —
Opp Kindelbeer gewese,
Da dantz det Volk onn sprung sehr veel,
Doch schökt et öd, datt öd biem Speel
Een Pand hadd uttolese.

Wem öd da wähl' — de kröggt e Poß —
— Man bruut föd nich to schäme —
Doch häbb öd alle angeblöht,
Mien dommer Hans blöw bet tolekt,
Da mußt öd em wöll nehme.

Zuchhe! da krög öd nu e Poß
Von mienem leewe Junge —
Et wör e Poß man so em Speel,
Doch häst he mi, bi miener Seel,
Det ganze Hart dorchdrunge.

Dann Hans? de wör, als hadd de Poß
Det Muul eem oppgeschloate,
Sonst trut he föd to keinem Woort,
Nu plappert he önn eenem foort
Trotz eenem Affeloate

Dof sproht he ganz gewaltig kloof,
Na, Lid, ju sull moaf roade? —
He säb onlängst: „Mien' trutste Trien,
Wi moake Hochtiet opp Martin!“ —
— Wi sönd schon oppgeboade.

Wie de Hans Homöopath wurd.

De Trien wär opp dem Hans mal böß,
Wer weet, wat hä gedahne!
Nid Goden Dag onn nid Schön Dank
Sähd se — Hans dacht: „Mien Wiew öß frant!
Öd mott tom Doktor gähne.

Hans also makt föd nah de Stadt
To eenem Allöpathe,
Datt wär een sehr berühmter Mann,
Onn onserm Hans künft' oof nich an
Mal opp e Paar Dufate.

Uns Doktor also nähm dem Hans
Gewaltig önt Exame:
Freund, besser hätt' es sich gemacht,
Wenn Cure Frau Ihr mitgebracht. —
„Na, wär' se mitgetame?“

Wortüber klagt sie? — „Löwer Gott!
Ja, wenn se man möcht klagel
Dree Dag macht sä dett Muul nich opp
Onn opp de Sied leggt se dem Kopp,
Wenn öd ehr watt wöll froge.“

Hat sie App'it? — „Se ätt on drinkt
Wie sonst, onn noch watt dräwer —
Nä, nä ähr Mäge, dä öß goot;
Doch glow öd sehr, ätt liggt öm Bloot,
Vielleicht oof önn de Löwer.“

De Dokter markt nu, wie ött steht:
So schwer ist nicht ihr Leiden.
Sie mault — und ich als Allöpath
Kann Euch nur geben diesen Rath,
Seid freundlich und bescheiden!

„Se muult“ — denkt Hans — „öft wieder nusch,
Datt wöll öd schon bekriege,
Mött Löw! doch för de erste Hött
Nöhm öd e Appelsien öhr mött
Onn oof e half Bund Siege.“

Hans löm te Huus; de Trien, de wär
Noch wie vom Bod gefate.
„Schön goden Dag, mien löwe Trien,
Hier bring' öd die e Appelsien,
Ded kam vom Allöpathe.“

Klid bloos dem Appelsien! Hä öß
Nicht von de root onn seete;
Da nimm!“ — Nöhm se? Se nöhm, doch schwupps
Wär schon datt Dings mit eenem Wupps
Dem Hans an'n Kopp geschmäte.

„Nä“ — dacht de Hans — „dä Doktor schient
Datt doch nich to verflahne.
Je doller dat öd fründlich si,
Je doller maltretört se mi,
Öd mott tom Andre gähne.“

Hä ging. De Doktor sähd: Mein Freund,
Ich kenne schon die Zeichen,
Und ich als alter Homöopath
Kann Euch nur geben einen Rath:
Mault sie, so thut desgleichen.

Hans markt föd datt onn ging to Huus,
Doch ohne Appelsiente,
Onn da sä schief den Kopp noch droog,
Dacht onser Hans: „datt kann öd oof;
Poß opp mien löwet Triente!“

Sä glupt, hä glupt, e ganze Dag —
Da wurd de Trien bedenlich:
„Mien löwer Hans, Du bist wohl frant?“
— Öd nich, mien löwe Trien, schön Dank,
Doch dacht' öd, Du wärst fränlich.

Woort kam tom Woort onn mött e Poß
Wurd Fründschaft ganz geschlate.
„Sägg' Hans, wie köm't, datt du toerst
So fründlich, denn so brommig wärst?“
— Öd wär biem Homöpathe!

Hans schökt in siener Herzensfreud
Dem Doktor twee Dufate.
Dann Trien wurd immer glit torecht,
Wenn onser Hans bloß hämwot gefeggt:
Öd gah tom Homöpathe.

Mien löwer Fründ, öß Diene Fru
Mal wie vom Bod gefate,
Dann si erst fründlich, denn si föll,
Onn wenn dat oof nich hölpe wöll,
Denn gah tom Homöpathe.

Ueber die Baukunst

des klassischen Alterthums und des Mittelalters.

Vorträge von Prof. Dr. A. Hagen.

(Fortsetzung.)

Sechster Vortrag.

Die Baukunst des deutschen Ordens. Das Schloß Marienburg.
Schlußbemerkungen*).

Die Baukunst des deutschen Ordens in Preußen ist eine in der Entwicklung stehen gebliebene Gothik. Ein Schloß wurde gleichzeitig von einem Schriftsteller als ein romanisches, von dem andern als ein gothisches Bauwerk beschrieben. Dasselbe könnte bei mehreren Kirchen in Deutschland leicht vorkommen, weil einige Theile rundbogig, andere spitzbogig ausgeführt sind. Es sind diejenigen, die zu den Denkmälern des sogenannten Uebergangsstyles gerechnet werden. Diese sind alle unter einander verschieden. Bei den Schlössern in Preußen ist aber eine in die Augen fallende Gleichartigkeit nachzuweisen, sie mögen in früherer oder späterer Zeit errichtet sein, bei dem Schloß in Rostock, das 1264 gegründet sein soll, und bei dem Schloß in Ragnit, dessen Bau erst 1410 begann.

Wenn bemerkt wurde, daß die Kenntniß der ursprünglich nationalen Baukunst in Deutschland bis auf die Benennungen der nothwendigsten Stücke verloren gegangen sei, so findet dies in erhöhterem Maße in Preußen statt. Dort können wir Kulturstufen unterscheiden und danach auf das Bedürfnis und die Wohnungen schließen. Hier, wenn man auch in neuerer Zeit, wie in Deutschland so auch bei uns Pfahlbauten entdeckt haben will, wird unser Wissen von der Kunstliebe und Kunstthätigkeit der heidnischen Vorfahren sich wohl nur auf das beschränken, was wir aus den Gräbern hervorziehen, aus den Todtenurnen, die neben Resten verbrannter Knochen Waffenstücke und Schmuckstücken enthalten. Oft verrathen diese einen Grad nicht gewöhnlicher Zierlichkeit und nicht zu verkennenden Kunstgeschicks. Der Granit ist trefflich bearbeitet, die Spangen von Bronze und Silber sind geschmackvoll und die Perlen von farbigen Glasstücken, mit Recht Mosaikperlen genannt, sind kleine Kunstwerke. Die Annahme, daß alles dieses im Bernsteinhandel nach Preußen gekommen, leidet an großer Unwahrscheinlichkeit. Diejenigen, die ohne metallene Instrumente die oft fein bearbeiteten und

*) Denkmale der Baukunst in Preußen. Von F. v. Quasten. Schloß Marienburg. Von F. Fricke, Berlin 1799.

schön geformten granitnen Streitärte (um die gebräuchliche Zeichnung beizubehalten) zu Stande brachten, können, als sie in der Folge über Metalle zu verfügen hatten, sehr wohl den Bronzezug erlernt und sich die Fähigkeit verschafft haben, nach dem Modell der römischen Spangen neue zu fertigen, denn die Ähnlichkeit mit den echt römischen ist nicht in Zweifel zu ziehen. Wer Alles für eingeführte Waare nimmt, muß sich zu der Meinung bequemen, daß auch die unter dem Namen bekannten bronzenen Celte, eigenthümlich heidnisch nordische Waffen, von den Römern herübergebracht seien. Wenn im Gegentheil die alten Preußen nicht zu verachtende technische Fertigkeiten besaßen, so dürfte man die Möglichkeit, daß sie, die als Gefangene an den ritterlichen Zwingburgen bauen mußten, in manchem Verfahren Anfangs mit ihrem Wissen den Eroberern zu Hilfe kamen. Bei dem außerordentlichen Eifer der Letztern, das in Besitz genommene Land über und über mit Kirchen zu besetzen, mußte das Nationale als unchristlich nach und nach ganz untergehen. Es wird erzählt, daß 1223 die Preußen in das ihnen abgenommene Kulmerland und Masowien drangen, um daselbst die Kapellen und Kirchen zu plündern und zu verwüsten, die das Jahr vorher gebaut waren und deren man nicht weniger als 250 zählte. Darauf, so sagt der Verfasser der Geschichte Preußens, kehren sie mit Beute beladen in die rauhe Heimat zurück. Preußen ist nicht im Süden gelegen und im Vergleich zu anderen Gegenden ist das Beiwort nicht ungehörig. Aber man vergesse nicht, daß es durch die geharnischten Einzöglinge um vieles rauher wurde. Wildnisse entstanden, wo früher Felder waren, denn in Wäldern, in denen man uralte Bäume findet, erkennt man häufig, daß sie aus Wäldern erwachsen sind. Die Preußen mußten ihre Wohnplätze aufgeben, ein herumstreichendes Leben führen und endlich, immer weiter nach der russischen Grenze gedrängt, ihr Heil allein in den Waffen und Plünderungen finden. Mit der Kultur des Bodens ging auch die Kultur des Menschen unter, wie dies uns der Vergleich der Grabalterthümer lehrt in Aschenkrügen mit bronzenen Gegenständen und in solchen, welche eiserne Waffen enthalten und der letzten Periode, in der die Preußen sich gegen die Uebermacht zu behaupten suchten, angehören. Die Preußen waren, wie wir dies aus den einseitigen gegnerischen Berichten entnehmen, ein edler Stamm und verbanden Heiterkeit mit Ernst, friedliebende Gesinnung mit heldenmüthiger Tapferkeit, Freundschaftstreue mit unersättlichem Rachegefühl. Die Geschichte ist reich an dichterischen Momenten so lange mit wechselndem Glücke die Preußen mit den Deutschen kriegten, aber unpoetisch praktisch, als der Hochmeister in Preußen herrschte und in Marienburg seine Hofhaltung hatte. Die Leute der Geschichte hat an Marienburgs Mauern das magische Hell-dunkel verweht, das über ein wunderbar hohes Ritterthum sich verbreitete. Man zeigte einen Turnierplatz. Jetzt wissen wir, daß die bequem gewordenen Männer nichts von solchen gefähr-vollen Uebungen hielten. Man ist geneigt, sich die Hochmeister als kräftige Landesherren zu denken. Sie waren aber betagte Greise wie die Päpste und regierten zu kurze Zeit, um durch zweckmäßige Einrichtungen sich des Landes Dank zu verdienen. Nachdem die Schlacht bei Rudau 1377 geschlagen war, war ihre Sorge nur dahin gerichtet, sich des glänzenden Besitzes dauernd

zu versichern und einem fürstlichen Wohlleben zu huldigen. Die Ordensgeschichte ließe uns kalt, wenn uns nicht als Episoden einzelne Schilderungen ergriffen, wie die vom Tode des Hochmeisters Werner von Orseln im J. 1330, dem ein trotziger Ritter in der Kapelle auflauernte, um nach gehaltenem Gebet ihn mit einem Messer niederzustoßen, und wie der heldenkühne Unbedacht Ulrichs von Jungingen — er war ein jugendlicher Hochmeister — der 1410 mit seinem Herzblut Tannenbergs Gefilde tränkte, wie der Löwenmuth eines Heinrich von Plauen, der Marienburg gegen die Polen vertheidigte, und darauf zum Hochmeister erhoben von einer Partei 1413 gestürzt und entsetzt wurde, um seine Tage im Kerker zuzubringen.

Was uns sonst über das Leben und Treiben im Schloß Marienburg mitgetheilt wird, ist wenig anziehend, wie folgendes: Im warmen Remter des Meisters störte keine Witterung der Gäste heitere Laune. Speisen und Getränke kamen aus des Hochmeisters eigener Küche und eigenen Kellern. Die Küche des Meisters war, wie die Berichte über den Einkauf des nothwendigen Vorraths beweisen, immer weit besser bestellt, wie die des gemeinen Convents.

Es vergnügte die Gäste wohl nicht selten ein Lustigmacher, ein Narr oder Gaukler. Nicht allein der Hochmeister hatte seinen Hofnarren, wie bekannt ist, sondern es kamen zur Kurzweil auch fremde Narren nach Marienburg, um für ihre Poffen von dem Hochmeister belohnt zu werden.

Im Remter fanden sich Alle zusammen. Hier ergözte die Gäste Musik und Dichtkunst, denn nie wurde ein großes Kapitel in Marienburg gehalten, wozu nicht musikalische Künstler und Liedsprecher sich einfanden. Die bedeutende Zahl der Gäste und ihr langer Aufenthalt erforderte großen Aufwand u. s. w. Das eigentlich Poetische beschränkt sich nur auf den Kunstbau.

Wenn wir mit der frischen Erinnerung an die Formen im Dom in Speyer, an die im Kölner Dom — dort ist mit eben der Strenge das Rundbogen- als hier das Spitzbogen-System durchgeführt — in ein Ordenschloß treten, so muß es uns befremden, hier versöhnlich neben einander das Tonnengewölbe neben dem spitzbogigen Kreuzgewölbe zu finden. Die Fenster und Thüren sind bald rundbogig, bald spitzbogig und in den schönsten Theilen des Schlosses Marienburg erblicken wir vier-eckige Fenster. Die wagrechte Linie wird nicht als unverträglich mit dem kühnen Gewölbestyl erachtet. Im Ganzen ist das Hochstrebende hier nicht das Bestimmende. Spitzbogen, in welchen sich ein gleichseitiges Dreieck beschreiben läßt, kommen selten in Ordensbauten vor. Die Bogen sind niedriger und gedrückt. Manche Kirche ist mit einem Tonnengewölbe versehen, so die älteste bei Königsberg, die in Juditten, wo dasselbe aber durch Ausschnitte für die Fenster und durch andere gegenseitig entsprechende ein liches Ansehn gewonnen hat. Durch die riesenhaften Anlagen der Keller in den Schlössern gewöhnte sich wieder das Auge an die gedrückteren Verhältnisse der Gewölbe. Die Schlösser, von denen jetzt noch Ruinen vorhanden sind, entstanden, als die Gothik in Deutschland zu abgeschlossener Selbstständigkeit gedieh. Aber es gab ältere Schlösser aus der Zeit, da die romanische Baukunst noch die herrschende war, und von ihr — schon durch den für nothwendig gehaltenen unterirdischen Bau

ergab sich eine Verwandtschaft — mochte man sich auch später nicht ganz losagen.

Auffallend sind in den Remtern die granitnen Pfeiler, die aus einem Block bestehend als schlanke Stützen ein ungeheures Gewölbe tragen, um den Seitendruck, der ringsum gleichmäßig heranstrebt, abzufangen. In Marienburg ist der Pfeiler im großen Hochmeister-Remter nur 26 Z. dick und die Pfeiler im Conventionsremter — es sind drei an der Zahl — sogar nur 16 Z. Im Dom in Lübeck ist ein Gemach, dessen Gewölbe in ähnlicher Weise von zwei Granitpfeilern getragen wird und das aus dem Jahre 1310 abstammen soll. Da Bürger von Lübeck und Bremen mit dem deutschen Orden in eine Verbindung traten, da Handelsverhältnisse zwischen Preußen und Lübeck in der Ritterzeit bestanden, so hat man vermuthet, daß von dort aus die Anwendung des Granits zu Stützen herzuweisen sei. Eben so gut könnte man auf die Bearbeitung des Granits als eine ursprünglich heimische verweisen. Der älteste Granitpfeiler in Preußen ist der im Schloß in Rochstädt aus dem 13. Jahrhundert.

In Rochstädt, in Marienburg und in andern Ordenschlössern finden wir überaus zierliche Thonformungen. So in Rochstädt und Marienburg einen Weinblätترفries, der hier und dort mit denselben Holzformen dargestellt sein mag. Ueberall, wie im Innern, wo mit Backsteinen gebaut ist, wird derartige Schmuck vorgefunden. Eigenthümlich für Preußen ist aber die farbige Ueberglasung bald gelb, bald grün, bald schwarz. Eigenthümlich ist, daß Thonplatten der Art erhabene Buchstaben zeigen und Inschriften enthalten. So finden wir in Elbing eine Inschrift, die um die ganze Kirche läuft, in Rochstädt sind Inschriften um die Fenster der Schloßkapelle und man liest:

Maria du gute nimm mich in deine Hute

ferner

Gebenedict si de Name Jesu Christi

Inschriftborten sind dem orientalischen Geschmack eigen. Die Mauren verpflanzten sie nach Granada, die Sarazenen nach Sicilien. Die normannisch-sicilianische Bauart behielt sie bei. Der Orden, der überall Besitzungen in Deutschland und im Auslande hatte, erhielt als Eigenthum auch eine Kirche in Palermo, die von Normannen gebaut war. Eine Nachbildung wird uns am Hochschloß in Marienburg nachgewiesen, dessen fortifikatorisch eingerichtetes gewölbtes Thor mit einem Thor an jener Kirche übereinstimmen soll. Da der Hochmeister lange in Venedig residirte, so ist man um so mehr der Meinung, daß mancherlei in den Ordenschlössern von Italien seinen Ursprung ableite. Die Mauerinschrift in überglasten Thonformungen soll auf Sicilien zurückweisen.

Ein Kunstwerk, wie es nirgend wieder vorkommt, ist die riesenhafte, in den Verhältnissen nicht glücklich gestaltete Marienstatue außen in einer Nische der Marienburger Schloßkirche. Sie, die Patronin des deutschen Ordens, ist nämlich mit Glasmosaik bekleidet, um noch prächtiger im Glanz der Morgensonne zu strahlen. Eine musivische Darstellung erblicken wir an der Domkirche in Marienwerder. Eine ihr verwandte finden wir an der Beiskirche in Prag, die Karl IV. erbaute. Da derselbe in Verbindung mit Rittern des deutschen Ordens stand und da die

damalige Malerei der Künstler Prags in Marienburg in Achtung stand, so kann auch ein Einfluß der böhmischen Kunst auf die des preussischen Ordensstaates angenommen werden. Will man sich Vermuthungen hingeben, so könnte man jene Glas- und Mosaik-Perlen der alten Preußen für die Samenförner gelten lassen, aus denen bei dem bildnerischen Talent der christlichen Baumeister die großen Werke erwuchsen.

Von allen Seiten kamen die Ritter, die die drei Gelübde ablegten, und diejenigen, die als Genossen des Ruhms an den Kriegszügen Theil nahmen, nach Preußen und es können Eigenthümlichkeiten der mannichfachen Art bei dem Bau der Schlösser zur Verwendung gekommen sein. Jedoch irrt man, wenn man daraus folgern wollte, daß die Ordensbaue darum bunt und ungleichmäßig geworden sein. Im Gegentheil zeigen sie eine würdige Einfachheit und lassen uns, wenn sich auch Prachtliebe verräth, nicht vergessen, daß sie Festungen waren. Ein Charakter ist ihnen nirgends abzusprechen, mögen sie Schlösser oder Kirchen sein. Die Entstehung desselben und das Unterscheidende von der gothischen Baukunst möchte sich durch dreierlei erklären lassen.

In Deutschland war die Grundform aller Bauten die Kirche. Sie stellt einen einzigen hohen Raum dar. So viel als möglich wurde nach ihren Verhältnissen Rathhaus und Palast gebaut. Bei dem deutschen Orden war es anders. Maßgebend war hier das Schloß. Es enthielt Stöckwerke. Das hohe Spitzbogengewölbe war hier nicht anwendbar. Wenn man sich nicht zu Rundbogen entschloß, so gab man dem Spitzbogen meist eine sich ihnen annähernde Form. Dies bezieht man bei den Kirchen bei, weil sie nach dem Muster der Schloßkapellen gebaut wurden als den ältesten christlichen Gottesstätten in Preußen. Keine Ordenskapelle ist so groß, daß frei stehende Pfeiler das Gewölbe tragen. Wenn wir Pommerellen ausnehmen, das erst später zum Ordensstaat kam und stets Unterscheidendes zeigte*), so sind die dreischiffigen Kirchen so angelegt, daß die Fenster der Umfassungsmauern zur Erleuchtung genügen. Ein hoher Ueberbau des Mittelschiffes mit Oberlichtern wird vermieden und folglich auch die Strebebogen. Die Kirchen Deutschlands haben einen vieleckigen Ostchor und endigen bald mit drei Seiten eines Achtecks, bald mit sieben Seiten eines Zwölfecks. In dem geschlossenen Viereck des Ordenschlosses ließ sich dies nicht herstellen und daher finden wir eine gerade Ostwand. Und diese ist bei den älteren Ordenskirchen auch als allgemein anzunehmen. Wir finden sie bei unserem Dom. Der vieleckige Chor bei der Kirche in Juditten ist später angefügt und eben so bei unserer polnischen Kirche, welche, wie sie jetzt vorhanden ist, mit Unrecht die älteste samländische Kirche genannt wurde. Auf die Kreuzvorlagen mußte man gleichfalls bei den Schloßkapellen verzichten und sie werden auch bei den freistehenden Kirchen nicht gefunden. Wenn Symbolik die Erfindung der Baumeister geleitet hätte, so würde bei den Gotteshäusern eines geistlichen Ordens, der auf dem Mantel das Kreuz trug, wohl ganz besonders auf die Kreuzform des Grundplans gesehen sein. Ausnahmen kommen in der Ge-

*) Dies lehren uns schon die Grabmäler. In Pommerellen kommen goldne Säckelchen vor, die wir in Preußen vermessen.

gend von Danzig und in Pommern vor. Die Pfarrkirche in Danzig hat Kreuzvorlagen und die Kirche in Oliva ein erhöhtes Mittelschiff mit Oberlichtern *).

Andero mußte sich hier der Ordensbau gestalten, da man auf das vorhandene Material und auf die klimatische Verschiedenheit Rücksicht zu nehmen hatte. Preußen besitz nur zum Bau den Granit und den Ziegel. Mehrere Kirchen wurden von Feldsteinen errichtet. Auch von Ziegeln baute man sehr dicke Mauern, weil bei den Schlössern in der Dicke derselben Wehrgänge anzulegen waren. Strebe Pfeiler waren nicht erforderlich, die man, wie bei romanischen Bauwerken, gern wegließ. Der Mörtel, recht angewendet, gewinnt, wie dies alte Beispiele lehren, eine unglaubliche Festigkeit; oft ist bei alten Mauern der Ziegel verwittert, aber der Mörtel stehen geblieben. Merkwürdig sind in den Schlössern die unterirdischen Gänge und außerordentlich die Kellerranlagen. Nach einer Sage stand Marienburg so tief unter der Erde als darüber. Diese Angabe ist eher auf das Schloß Heilsberg anzuwenden, woselbst dreifache Keller unter einander liegen. Sie hatten nicht allein die Bestimmung, die Vorräthe aufzunehmen, sondern auch in der Kälte den Rittern Schutz darzubieten und in Zeiten größter Gefahr, wenn der Feind die an das Schloß angrenzende Stadt eingenommen hatte, der ganzen Bewohnerschaft sammt ihrer Habe eine Unterkunft zu gewähren. Die Kellergänge sind oft unterirdischen Kirchen nicht unähnlich, indem die verhältnißmäßig niedrigen Gewölbe auf kurzen Pfeilern ruhn. Wenn, was die Erwärmung der Kelter in den Schlössern betrifft, in etwas durch Kamine gesorgt war und durch eine Vorrichtung, um vom Boden her erwärmte Luft in die Räume strömen zu lassen, so glaubte man den Aufenthalt in der frei stehenden Kirche dadurch erträglicher zu machen, daß man die Fenster an der Nordseite wegließ; hier sind als die nächsten Kirchen die in Juditten und in Quednau zu nennen.

Wenn andere Forderungen in dem Bau der Dome und der Schloßgemächer zu beseitigen waren und daher andere Gestaltungen sich einbürgerten, so erklären sich diese auch daraus, daß die Bauherren keine Steinmetzen waren. Von einer Bauhütte verlautet in Preußen nichts. In deutschen Landen wurde eine solche eingerichtet überall, wo ein Dom aufgeführt werden sollte, der Plan des Meisters wurde geprüft und, wenn er genehmigt war, so verpflichteten sich die Beteiligten nicht von ihm abzuweichen. Der gezeichnete Plan ward in Ehren gehalten und sorgsam aufbewahrt. Hier im geheimen Archiv, das den ganzen in Marienburg einst sorgsam aufgehobenen Dokumenten-Vorrath enthält, ist kein Plan zu finden, in keiner Urkunde ist auf einen solchen Bezug genommen. „Hiernach hat sich der Maurer zu richten“, heißt es in bezüglichen Schriftstücken, in denen die Dinge hinter einander hergezählt werden, die in dem anzulegenden Schloß verlangt wurden. Während des Baus werden durchgreifende Veränderungen vorgenommen. Es werden Fenster vermauert, Thüren eingeseht, neue Scheidewände aufgeführt. In den Steinmetzen-Statuten wird ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß nur für Tagelohn gearbeitet werden dürfe.

*) Im Ermiland zeigt die Stadtkirche in Wormditt eine viel-fach abweichende Anlage.

Im Archiv finden sich aber Verdingzettel, durch welche für eine runde Summe einem Einzelnen die Herstellung des Baues übergeben wird. Ueber das Unternehmen und den Fortgang wird dem Hochmeister durch den Ordensmarschall Bericht abgestattet, der umherreist und alles besichtigt und prüft. So lange Festen gebaut wurden, mußte bei der Wahl eines Marschalls natürlich, wenn wir dies auch nirgend aufgezeichnet finden, dessen baukünstlerische Wissenschaft in Betracht gezogen werden, sie war bei seiner Amtsthätigkeit unerlässlich. So bestrebend es auch klingen mag, so haben wir nichts anderes anzunehmen, als daß die deutschen Ordensbrüder ihre Schlösser selbst bauten. In Marienburg giebt es einen Steinmeister. Er ist aber nicht mit einem Steinmetzen-Meister zu vergleichen. Jener nimmt eine untergeordnete Stellung ein, er hat für die Anfuhr der Steine zu sorgen und über den Vorrath der Steine Rechenschaft zu geben. Der Bauführende wird nur Maurer genannt, der, wie es scheint, nach altem Brauch die Arbeit leitet, ohne Erfinder zu sein. Der Anordnende ist kein Anderer als der Marschall. Wir kennen keinen Baumeister der romanischen Kirchen und so auch keinen der Ordensschlösser, dort werden uns als solche Bischöfe und Mönche genannt, hier werden es die Männer sein, die Kogebue Edelmönche nannte. Wenn man an dem Gedanken festhält, daß seit dem Eintritt der Ordensritter in Preußen zur Bezähmung der tapfern Feinde unablässig Schlösser gebaut, erobert, zerstört und wieder errichtet wurden, so mußten aus Erfahrungen, die man von den Heiden überkam, aus Erfahrungen, die man von Deutschland mitbrachte, aus Erfahrungen endlich, die das Kriegeshandwerk im Norden als maßgebend herausstellte, sich bestimmte Regeln ergeben, eine Praxis sich herausbilden, die, von Vorgängern auf die Nachfolger verpflanzt, eine Bauhülle in dem Ritter-Convent von selbst begründeten. Das Hergebrachte, wenn zu der fortgesetzten Uebung der Genies hinzutritt, schließt nicht die Erfindung aus, die alten anderweitig überkommenen Formen können sich zu edler Selbstständigkeit erneuern und weit über das Gewohnte hinaus Denkmale erster Größe hervorrufen.

Zur Anlage eines Schlosses wählte man meist eine geeignete Stelle neben einem Fluß, der von der einen Seite her das Hochschloß oder Ritterchloß schützte. Von der andern gewährte die Vorburg Sicherheit, in der das Gefolge der Ritter, alle diejenigen, die nicht zu den drei Gelübden vereidigt waren, und der große Troß sich aufhielt. Auf der dritten Seite pflegte die Stadt zu liegen. Man gab Bürgern Land zur Bebauung unter der Bedingung, in Zeiten der Belagerung für die Ordensherren die Waffen zu ergreifen. Wenn diese sich gegen den Feind nicht halten konnten, so flüchteten sie sich in die Vorburg und, wenn diese eingenommen war, so troste noch das Hochschloß dem Kriegsturm. Mit breiten trockenen Gräben, die leicht gefüllt werden konnten, mit Mauern und Wehrthürmen war, wie ringsum die Stadt so auch die Vorburg und gleichfalls das Hochschloß umgeben. Die Vorburg nahm aber vier- bis sechsmal so viel Raum ein als das Hochschloß. Hier standen Scheuern und Ställe, Wohnungen für die Laienbrüder, Werkstätten für Handwerker jeder Art, die im Dienste des Comthurs oder des Hoch-

meisters standen, und eine Kapelle. Das Hochschloß stellte ungefähr ein Quadrat dar. In der Mitte befand sich ein viereckiger Hofraum mit einem unverriegelten Brunnen in der Mitte. Die vier Flügel des Gebäudes — Schlösser, die nur aus drei, aus zwei Flügeln bestanden, gehören zu den selteneren — sind meistens nach den vier Himmelsgegenden gerichtet und enthalten Gemächer, deren Breite den ganzen Raum zwischen den Umfassungsmauern einnimmt. Um nicht die vordern Gemächer durchschreiten zu müssen, um zu den hintern zu gelangen, waren auf dem Hofplatz offene Gänge, die auf Pfeilern und Bogen ruhten, ringsum in zwei Stockwerken angefügt. Es gab nur einen Eingang in das Hochschloß, der in schräger Richtung geführt, mit einem Fallgatter verschlossen und von außen ebenso hartnäckig vertheidigt werden konnte. Vom Hofraum her gelangte man zu den Eingängen der verschiedenen Räume. Dem Sinn einer Festung gemäß, sind die Zugänge klein, unansehnlich und winklich, um leichter die Anstürmenden abzuwehren zu können. Zur ebenen Erde lagen Vorrathskammern, Ställe, selten einzelne Wohnungen. In dem Hauptflügel befanden sich darüber die Schloßkapelle und der Kapitelsaal nur durch eine Mauer, bisweilen durch eine kleine Verhalle getrennt. Jede Verathung wurde mit einem Gottesdienst begonnen und beschlossen. In den drei andern Flügeln wohnten die Ritter in zwei Stockwerken.

(Schluß folgt.)

Stern-Sonette

von Adelheid Schwan.

1.

Es glänzen über mir die goldnen Sterne,
Als wollten freundlich sie hinauf mich winken;
Doch auch im Wasser seh ich Sterne blinken —
Sind diese nah mir nun und jene ferne?

Wie seh ich im Wasser ich euch doch so gerne!
Ich glaub', ich könnte euer Goldlicht trinken;
Doch wie ich's fassen will, seh ich's versinken,
Und daß ihr Schein nur seid, ich traurig lerne.

So seid ihr beide denn für mich verloren,
Ihr Stern' im Himmel und auch die auf Erden?
Ihr seid zu fern und diese nur ein Schimmer.

Doch nein, zum Ziele hab ich euch erkoren,
Mag euer Scheinbild auch getrübet werden,
Ihr ewgen Sternesternen bleibet immer.

2.

Zu euch, zu euch, ihr goldnen Sternestichter
Muß stets den sehnsuchtsvollen Blick ich heben,
Ihr strahlt in mich ein wonnig süßes Leben,
Als schaut ich liebevolle Angesichter.

Sinnweg vom dem verächtlichen Gesichter!
Ich möchte gern der Welt den Abschied geben,
Aus dieser Finsterniß zu euch entschweben,
Aus Licht mich schließen dicht und immer dichter.

Ich sehne mich hinaus aus diesen Banden,
Die meine Seel' mit Dunkelheit umfassen,
Im Staube muß des Geistes Quell versanden.

Mein Herz kann nicht an Nichtigkeiten hängen,
Es sehnet sich hinauf zu jenen Landen,
Wo ich zu Licht und Frieden kann gelangen.

3.

Ich sehe keinen Stern am Himmel droben,
Und dennoch ist so heiter mir zu Sinne,
Als sollte ich ein Freudenlied beginnen
Und ihn, den Schöpfer aller Welten, loben.

Viel lust'ge Schleier sind um euch gewoben,
Die euer Licht, ihr Sterne, sanft umspinnen,
Und dennoch seh ich euch im Herzen drinnen,
Wie ich den Blick zum Himmel hab erhoben.

Ein sanftes Leuchten dringt durch eure Hülle,
Die stille Welt ist rings damit umflossen,
Als wär ein Regen drüber ausgegossen.

Auch mir im Herzen spür ich freund'ge Stille,
Und so wie diese winterliche Räume
Durchziehn es ahnungsvolle Friedensträume.

4.

O Sternenzelt, wie breitet doch so milde
Sich über unsre Welt dein süßes Leuchten.
Es muß das Auge sich mit Thränen feuchten,
So wie es schaut in deine Glanzgefilde.

Es stillt dein Licht das Menschenherz, das wilde,
Und seh die Sterne ich, so will mir's dünken,
Daß siegend sie vom ewgen Frieden zeugten,
Mit ihrem immer heitern, stillen Bilde.

Drum fragst du dich im Strudel dieses Lebens,
Dem immer brausenden und wilden Meere,
Ist nirgend Ruh, und Hoffnung selbst vergebens?

O schau hinauf zum ewgen Sternenhelde,
So sehest dir der Muth zu dieser Frage,
Und es verstummt des Zweifels bange Klage.

5.

Noch einen Blick zu euch, ihr Sternenscheere,
In den will meine Seele ich ergießen,
Und wiederum wird Licht hernieder fließen,
Von euch zu mir, daß es mein Herz verkläre.

Und wenn ich meine Augen von euch lehre,
So will zum Schlummer ich sie freudig schließen;
Ein solcher Schlummer wird mich nicht verbrießen;
Und wenn er mich umfängt, ich's nimmer wehre.

Ich weiß, mein Geist mit Sternennlicht verbunden,
Er führet fort ein eignes, helles Leben,
In dem er oft zu lichten Höhen schwebet.

Und was ich oft im Traum der Nacht empfunden,
Ich wollt es nicht für viele Tage geben,
Die ich im Strudel dieser Welt verleben.

Liebe Anna!

Liebe Anna! schrieb ich heute
 Krügelnd auf ein Stück Papier.
 All' mein Sehnen, all' mein Denken
 Weilte, wie so oft, bei Dir.
 Plötzlich wurde, was bis da hin
 Immer mir entgangen war,
 Jener Worte tiefer Inhalt,
 Ihr verborg'ner Sinn mir klar.
 Tausendmal ist's, daß ich früher
 Liebe Anna! krügelnd schrieb.
 Heut' erkannt' ich, es bedeute:
 Liebe — Anna! hab' sie lieb!
 Deutet sich des Schicksals Wille
 Auch auf diese Art mir an —
 Nun, so will ich Dich denn lieben
 Und so lang' ich lieben kann. —
 Aber auch für Dich, Du Theure,
 Gilt des Schicksals Fingerzeig.
 Liebe, Anna! ruft es mahnend,
 Deshalb folge ihm sogleich.
 Und wen kannst Du besser lieben,
 Als den, der nur denkt an Dich?
 Sei dem Schicksalswink gehorjam:
 Liebe Anna! liebe mich!

Volksthümliche Naturgeschichte.

Wind und Wetter.

(Schluß.)

Nordwind im Juni verspricht eine sehr ergiebige Ernte; Nordwind (aber auch Ostwind) am Michaelistage (29. Septbr.) deutet auf einen harten Winter. — Wenn es im September (den ganzen Monat hindurch, oder an welchem Tage?) Morgens und Mittags windig ist, so wird es im Herbst theuer werden; ist Nachmittags stilles Wetter, so wird's im Frühjahr wohlfeil sein. (N. Pr. Pr.-Bl. a. J. X., 279. u. 281.)

Redensarten: Er hat sich Wind um die Nase wehen lassen, d. h. er hat im Leben viel durchgemacht, reiche Erfahrungen gesammelt. — Gegen den Wind kann man nicht pusten (blasen) — dient als Entschuldigung, wenn man seine eigene berechnete Ansicht gegen die Meinung eines Höhergestellten aufgiebt. — Der Wind heult (bläst) heute aus einem andern Loch — sagt man, wenn Jemand seine Ansicht geändert hat. — Zur Bezeichnung leichtsinniger Leute hört man: Er ist ein windiger Racker — ein windiges Strich — ein Windikus — ein Windsack — er hat viel Wind im Kopfe. — Dem Abgemagerten bläst der Wind durch die Backen. — Der arme Mensch hat den Wind immer von vorne (in Masuren: Dem Armen ist der Wind immer in die Augen — Biednemu zawsze wiatr w oczy.) — Der Wind jagt wol

Sandberge zusammen, aber keine dicken Bäume. (Frischbier, Pr. Sprichw. S. 11. 282. 298.)

Kinder reime beim Sturm stehen in Frischbier's Preuß. Volksreimen, Nr. 187 ff.

Die Witterung des ganzen Jahres wird in der Zeit der Zwölften (25. Dezbr. bis 6. Januar) bestimmt und zwar in der Weise, daß jeder Tag der Zwölften die Witterung eines Monats vorausagt: Der 25. Dezbr. für den Januar, der 26. Dezbr. für den Februar u. Jeder Tag der Zwölften wird außerdem noch in 4 Theile (6 Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternacht, bis 6 Uhr Morgens, bis 12 Uhr Mittags) zerlegt, und jedes solches Viertel giebt die Witterung für $\frac{1}{4}$ d. h. eine Woche des bestimmten Monats. (Volkskal., 18.) Aus dieser Volksmeinung resultirt der Reim: Wie das Wetter am Marius (2. Januar) war, so wird's im September, trüb oder klar. — Ein sehr wichtiger Tag für die Volkswetterkunde ist der St. Vincenz=Tag (22. Januar), denn: Wie das Wetter im St. Vincent war, wird es sein das ganze Jahr. Außer diesem Tage sind für die Witterung noch von Bedeutung der Medardustag (8. Juni) und der Regidustag (1. Septbr.): Wie's wittert am Medardustag — bleibt es 6 Wochen lang hernach. Wie Regidustag sich verhält — ist der ganze Herbst bestellt. Und: Wie der Hirsch in die Brunst tritt (am Regidustage), so tritt er wieder heraus (Michaels, 29. Septbr.). (N. Pr. Pr.-Bl. a. J. X., 274. 279. 281.)

Das Wetter des April ist auch durch seine Unbeständigkeit sprichwörtlich geworden: er kann uns auch mit dem Wetter „narren, wie er will“.

Von Tagen sind für die Witterung die Quatembertage und der Freitag von Bedeutung: Wie Wind und Wetter am Quatembertage sind, so gestalten sie sich auch in der Zeit bis zum nächsten Quatembertage — und so wie das Wetter am Freitage ist, so ist es auch an dem folgenden Sonntage.

Als Wetterpropheten treten unter den Thieren Hahn, Hund und Schwein auf. Wenn die Hähne stark krähen, die Hunde Gras fressen und die Schweine Lager tragen, d. h. Stroh schleppen, so giebt es schlecht Wetter.

Redensarten. Daß die Veränderlichkeit des Wetters auch zur Bezeichnung des entsprechenden menschlichen Charakters hat herhalten müssen, versteht sich von selbst; wer seine Meinungen und Ansichten oft wechselt ist — wetterwendisch. Wer sich im Gewissen schuldig fühlt, kommt zu dem, dessen Zorn er fürchtet, wie das nasse Wetter, er zieht sich vor ihm wie das nasse Wetter und bittet ihn schließlich um schön Wetter, d. h. um Nachsicht und Vergebung. Wenn erwachsene Leute mit einander wie Kinder sich geberden, kalbern oder albern, so sagt man: es giebt gut Wetter, die Kälber spielen. Hin und wieder hört man in solchen Fällen auch: Wir werden schlecht Wetter kriegen, die Eselchen spielen. Ist das Wetter gar zu schaurig, so verläßt den geduldsigen Deutschen seine kostbarste Tugend dennoch nicht; er tröstet sich mit dem Sage: Schlecht Wetter ist besser wie gar keins! (Frischbier, Pr. Sprichw. S. 281.)